UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00454486 2

TEUTSCHLAND

und die

TEUTSCHEN

Geschichte unsrer Vorältern

von den ältesten Zeiten bis zum Tode

Karls des Grossen.

zur Bildung und Unterhaltung

für

die Jugend

VON

ALOIS SCHREIBER

Grossherzoglich badischen Hofrath u. Historiographen.

mit vierundzwanzig illuminirten

Bildern

von

J. M. Mettenleiter

Zweite Ausgabe.

Karlsruhe

Verlag von Joh. Velten 1855.

Inhalt.

Abkunft der Teutschen 10
Adaganster. 170
Aeger 57
Alfadur. 75
Allemannen 179
Armin oder Hermann 110
Armins Tod, was sich nach demselben zugetragen. 128
Armin und Germanicus 117
Armin und Germanicus, wie sie starben. 123
Art das Feld zu bauen. 344
Arvest 175
Arvest und seine Kriege mit den Römern 97
Aufstand des Claudius Civilis. 132
Balder 53
Begebnisse, fernere, der Allemannen 182
Bernstein und Handelswege der alten Teutschen 82
Bojokal. 168
Braga 63
Brennus 159
Brennus der zweite. 165
Bünde, teutsche 177
Christenthum, wie es sich unter den Teutschen ausgebreitet . . . 200
Drusus. 104
Eigene, Kolonen, Ministerialien und Advokaten der Klöster. . . 230
Flavius und Italus. 167
Franken. 195
Freya 65
Fridolin. 205
Frigga 57
Gall. 204
Geffiona. 66
Gesetze in dieser Zeit 233
Gesetze, verschiedene, und nützliche Einrichtungen Karls. . . . 290
Gestalt und Lebensart der Teutschen 15
Götterdämmerung 72
Gottheiten 48
Gna 66
Handel der Teutschen unter Karl dem Großen 324
Handel und Schiffahrt 77
Hela 67
Iduna 67
Karl der Große. 265
Karls letzte Lebensjahre 303
Karl, was er sonst noch für die Aufnahme des Landes gethan . . 294

Karl, wie er in seinem Hause gelebt. 285
Karl, wie er zum Kaiser gekrönt wurde. 299
Karl zieht nach Italien. 270
Kilian. 211
Klöster, die 219
Kolumban und sein Schüler Gall. 202
Krieg mit den Avaren 282
Krieg mit den Sachsen 267
Kriegsfahrten der Teutschen 86
Künste unter Karl 309
Landbau unter Karl dem Großen 337
Landolin. 209
Lehenwesen 239
Loke 63
Männer, einige merkwürdige, unter den Teutschen. 159
Makrian. 172
Marbod. 107
Narcissus 211
Nornen. 70
Othin 53
Pfalz zu Ingelheim und das Münster zu Aachen 288
Pferde und andere Hausthiere. 348
Pirmin. 210
Preußen. 334
Religion der alten Teutschen. 29
Sachsen, wie sie ferner noch gestritten und endlich unterjocht worden. . 276
Sachsenkrieg, zweiter und dritter, und der Zug nach Spanien. . . 273
Sitten und gesellschaftliches Leben der Teutschen in dieser Zeit . . 252
Sitten und Gewohnheiten. 21
Slaven. 329
Städte und Seeplätze der Slaven 332
Thaßilo, Herzog. 281
Teutschland in ältester Zeit 6
Thor 54
Trutpert 208
Tyr 64
Velleda. 171
Verfassung 242
Verfassung und Kriegswesen 39
Vergabungen an die Klöster 227
Vergnügungen und Kenntnisse. 25
Völkerwanderung, von der, und dem Könige Attila 189
Vorwelt, teutsche. 1
Walkyren 71
Wara. 70
Widar 65
Winfried 212

Die Geschichte der teutschen Vorwelt.

Wie viele andere Völker, so haben auch die Teutschen eine doppelte Geschichte, eine uralte, verlorene, und eine noch vorhandene: Von jener sind bei uns noch einige Denkmäler übrig, unverwüstlicher als die Schrift; wir finden sie hauptsächlich in unsern Bergen aufbewahrt und in den Tiefen unsres Bodens, zum Theil auch in dunklen Sagen, die sich aus einer verschwundenen Vorwelt zu uns herüber gerettet.

Als die Römer unsere Väter zuerst kennen lernten, waren diese nicht mehr ganz roh und ungebildet, vielmehr hatten sie schon die ersten Schritte zur Kultur gethan, und in ihrer Verfassung, in ihrer Religion, in ihren Sitten und Einrichtungen deutete manches auf einen Zustand früherer Bildung hin. Aber die Stürme

groser Naturrevolutionen sind auch über das teutsche Land hingegangen, und so wurden die Einwohner genöthigt auszuwandern, und nur wenige mochten zurückbleiben, und dem Glück ihre Rettung verdanken. Es muß allerdings ein sehr ernsthaftes Nachdenken erregen, wenn wir in dem Rheinthale, welches auf der einen Seite von den Vogesen, auf der andern vom Schwarzwalde geschlossen wird, so mancherlei wunderbare Erscheinungen wahrnehmen. Da sehen wir hohe Felsen von Fluten zerrissen, und dazwischen Ueberreste von Pflanzen, die zur südlichen Vegetation des Bambusgeschlechts gehören, wir finden Knochen einer unbekannten Thierwelt, Muscheln, die nicht weithin zerstreut, sondern familienartig, wie auf dem heimatlichen Grunde des Meeres beisammen sind, Korallen, die noch nicht losgerissen wurden vom Gesteine, an welchem sie entstanden, und grose, versunkene, verkohlte Palmenwälder. Mehrere Stellen auf den ungeheuren Felsenwänden in den Vogesen sind oben geebnet und mit Mauern umgeben, und an den Felsen befinden sich grose eiserne Ringe, ein Zeichen, daß hier einst Seehäfen waren und Schiffe landeten. Auf einigen hohen Kuppen des Schwarzwalds, die jetzt ganz unwirthlich sind, und wo kaum die Tanne fortkömmt, sind Spuren ehemaligen Anbaues. Ueberhaupt deutet alles darauf hin, daß hier einst ein anderer Himmel war und eine andere Erde. Diese sehr wahrscheinliche Muthmaßung wird noch bestättigt durch

die Sagen, welche einige Dichter und andere Schriftsteller der Griechen aufbewahrt haben.

Nach diesen hätte Herkules den Oelbaum an der Quelle der Donau geholt und nach Griechenland gebracht; auf den rhätischen Alpen wäre Prometheus zuerst angefesselt gewesen, bevor er auf den asiatischen Kaukasus verschlagen worden, und dort hätten ihn die Töchter des Oceanus besucht. Diese Sage gibt einen sehr klaren Sinn, wenn man das Historische von der Dichtung absondert. Als gewaltige Fluten die Ebenen und niedrigern Höhen überschwemmten, rettete Prometheus das Feuer auf die Firsten der Alpen, und so entstand jenes mythologische Mährchen, als habe er das Feuer vom Himmel gestohlen. Nach einer mündlichen Ueberlieferung griechischer Priester wurden im Tempel des Apollo zu Delos uralte, geheimnißvolle Geschenke aufbewahrt, welche nordische Völker dahin gebracht hatten, und wallfahrende nordische Mädchen sangen daselbst die ersten Orakel.

Nicht bloße Muthmaßung ist es, sondern historische Thatsache, daß lange zuvor, ehe die Römer an den Rhein vordrangen, die Phönizier, das größte Handelsvolk der alten Welt, diesen Fluß gekannt, und am Ausfluß desselben in die Nordsee den Bernstein geholt. Sogar die Erzählung, welche sie von diesem Bernsteinlande gemacht, ist keineswegs bloße Fabel. Sie sagten aus,

der Weg nach den Bernstein-Inseln führe durch ein Meer voll Schreckniſſen und Gefahren, und wenn man ſie alle glücklich überwunden, ſo gelange man zu einem ungeheuer hohen Felſen, der jeden weitern Weg verſperre, und von welchem der Urquell des Oceans herabſtürze. Unſtreitig iſt dieſe Erzählung der Phönizier aus jener Zeit, wo die Nordſee, oder das teutſche Meer bis an das Siebengebürg bei Bonn reichte, und der Rhein bei Bingen durch eine ungeheure Felſenwand geſchloſſen war. Ueber dieſe Wand nun ſchwoll er hinan, und ſtürzte ſich hinab mit ſchrecklichem Getöſe.

Vergleicht man dieſe Ueberlieferungen mit den vielen Herkules-Säulen und Bildern an beiden Rheinufern, mit den Ruinen des Sonnentempels im Elſaß und mit manchen andern Denkmälern, die weit über die Römerzeit hinauf gehen, und bedenkt zugleich das Eigenthümliche in der Religion, in den Sitten und dem häuslichen Leben der alten Teutſchen, ſo muß man wohl geneigt werden, die mythiſche Erzählung von der Jo als eine durch Dichtung verſchleierte hiſtoriſche Thatſache zu betrachten. Dieſem gemäß möchte aus dem Lande, welches nachher die Griechen bewohnten, in früher Urzeit ein nomadiſches Volk durch das Steigen der Gewäſſer vertrieben worden ſeyn, und längs den Bergen hin bis an die Alpen ſich hinaufgezogen haben. Dort fand es einen gebildeten Stamm,

und erhielt von diesem Unterricht in höheren Kenntnissen des Ackerbaus und der Religion. Diese Kenntnisse trug es alsdann vielleicht zu verschiedenen Zeiten in das nördliche Asien bis nach Indien und endlich auch nach Egypten, wo sie tiefere Wurzeln schlugen und zu religiösen Geheimnissen ausgebildet wurden.

Wie Teutschland in den ältesten Zeiten beschaffen war.

Die ältesten Nachrichten von Germanien und seinen Bewohnern haben die Römer aufgezeichnet. Das ganze Land schien ihnen ein unermeßlicher Wald, den die Eingebornen Hart nannten, die Römer aber Herzyner Wald. Cäsar, der fünfzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte, sagt in seinen Denkwürdigkeiten: jener Wald sey über neun Tagreisen breit gewesen und über sechszig lang. Ungeheure Eichen überzogen die Erde mit ihren Wurzeln, die sich oft in hohen Bogen erhoben, und so große Thore bildeten, daß ganze Reitergeschwader hindurch konnten. Ausser den Eichen gab es auch Tannen und Buchen. In dem Dunkel dieser Wildnisse lebten Thiere, welche jetzt nicht mehr bei uns vorhanden sind, wie das Elen, der Steinbock und der Ur. Von dem Letzten machen die Schriftsteller eine furchtbare Beschreibung: er sey nicht viel kleiner gewesen, als der Elephant, und von unglaublicher Stärke

und Geschwindigkeit; in seiner Wuth habe er Menschen und Vieh angefallen, und nie gezähmt werden können. Die Teutschen fingen ihn in Gruben, und das Horn des Ur gehörte zu ihren kostbarsten Geräthen.

Tacitus, der lange nach Cäsar, gegen das Ende des ersten Jahrhunderts, lebte, fand unser teutsches Vaterland noch eben so furchtbar als jener: Es sey, so erzählt er, zwar etwas verschieden in der äussern Gestalt, aber doch allenthalben bedeckt von finstern Wäldern und tiefen Sümpfen. Darum müßten wohl auch die Teutschen Eingeborne seyn und keine Eingewanderte, denn fremde Völker würden sich schwerlich einen so traurigen Aufenthalt zur Niederlassung gewählt haben.

Ausser den angeführten Thierarten fand man im alten Germanien viele Wölfe und ganze Herden wilder Pferde. Unter den Vögeln wurde besonders die Gans geschätzt, und die Römer kauften häufig ihre Federn. Auch soll es im Herzyner Wald seltene Vögel gegeben haben, deren Federn in der Nacht wie Feuer leuchteten. Auch erzählen die Römer von einem Rheinfisch, der bis zu acht Centner gewogen; desgleichen von schwarzen Fischen in einer Quelle neben der Donau, deren Genuß den Tod gebracht. Dergleichen Mährchen findet man aber in den Berichten von allen Ländern, deren Inneres unzugänglich ist.

In den Wäldern schwärmten unzählige wilde Bienenschwärme. Man fand einst eine Scheibe von acht Fuß, die schwarz war auf der hohlen Seite.

Einige Obstarten waren schon vor der Römerzeit bei uns einheimisch, wie der wilde Apfel und die Waldkirsche, die noch jetzt auf den steinigen Vorhügeln des Schwarzwaldes ohne Pflege fortkömmt, und deren Frucht eine aus roth und schwarz gemischte Farbe hat.

Von wild wachsenden Kräutern gab es eine Art Pastinake, Spargel, Rettige von ungeheurer Größe. Die Bohne wurde von den Teutschen fleißig gebaut und der erste Name von dieser Frucht hat sich von unsern Vätern an fort erhalten.

Von den Metallen in unsern Bergen und Strömen kannten die Teutschen nur das Eisen und Goldkörner, auf welche sie wenig Werth legten. Der Bernstein, von den Germanen Glas genannt, wurde am Ausfluß des Rheins in die Nordsee und an der Küste der Ostsee gefunden. Von dem Handel, der damit getrieben wurde, wollen wir weiter unten erzählen.

Der alten Teutschen liebsten Reichthümer waren aber Pferde, Schafe und Rinder. Daraus kann man nun wohl abnehmen, daß das Land nicht so wild und unbebaut gewesen sey, als die Römer glaubten; denn nicht nur waren einige Gegenden stark

bevölkert, sondern auch für die Ueberwinterung der Herden mußte gesorgt werden. Blos unter einem warmen Himmel können Hirtenvölker ohne feste Wohnsitze und ohne Anbau des Bodens bestehen. Sie leben meist im Freien, und schirmen sich höchstens gegen das Ungemach der Witterung durch Zelte. Aber im rauhen Germanien, wo der Schnee wenigstens sechs Monate den Boden bedeckte, und die Thäler großentheils mit Wasser, die Ebenen mit Brüchen angefüllt waren, da erforderte die Erhaltung der Menschen und der Hausthiere angemessene Einrichtungen. Es mußte Sommerfutter gesammelt und aufbewahrt werden für den Winter, und wenn es auch in früheren Zeiten kein Grundeigenthum für den Einzelnen gab, so bestand doch ein solches für die Gesammtheit.

Von der Abkunft, den Sitten und Gebräuchen der alten Teutschen.

Unsere Väter wußten selbst nicht zu sagen, woher sie stammten, nur hatte sich eine Ueberlieferung bei ihnen erhalten, ihr Stifter sey Tuit oder Teut gewesen, und darum hießen sie auch Teutsche. Teut habe einen Sohn gehabt, Namens Mann, der die anwachsende Volksmenge in drei Horden vertheilt, und der einen ihren Sitz oben im Lande, der andern in der Mitte, der dritten aber an der Küste angewiesen. Allerdings nannten sich unsere Väter zuerst Teutsche, obgleich jeder besondere Stamm wieder seinen besondern Namen führte. Die Namen Germanen und Germanien sind später aufgekommen, nachdem die Teutschen im benachbarten Gallien eingefallen waren, und daselbst feste Niederlassungen gegründet hatten. Germann, Wehrmann, und Heermann sind gleichbedeutende Ausdrücke; Gerr bezeichnete in der Sprache unserer

Väter einen Krieger, und die besiegten Gallen legten ihnen zuerst diese Benennung bei. Der große teutsche oder germanische Stamm selbst begriff unter sich verschiedene Völkerschaften; diese saßen vom Rhein bis an die Weichsel und über diesen Strom hin, und von der Donau bis nach Scandinavien hinauf. Genau war der germanische Stamm von den zwei benachbarten, dem celtischen und dem slavischen, unterschieden. Er selbst theilte sich wieder in zwei Hauptzweige, in den sächsischen, der sich früher dem Ackerbau hingab, und den suevischen, welcher kriegerischer gesinnt war. Aber kriegerisch war die Nation überhaupt, und so war auch ihre früheste Einrichtung. Tapferkeit galt ihnen für die höchste Tugend, dazu gesellte sich eine Treue, die über alles ging; selbst gegen die Römer rühmten die Teutschen von sich, daß ihnen kein anderes Volk gleich komme an Tapferkeit und Treue. Dies bewiesen sie noch in der Folge, als schon manche von ihnen römische Kriegsdienste genommen hatten, darum wählten mehrere römische Kaiser eine teutsche Leibwache. Sie waren zugleich ohne Lug und Trug, und haßten nichts mehr als Verstellung und Unwahrheit. Ihrem Wort waren sie treu, wie einem Eide, daher hat sich bis auf unsere Zeiten das Sprichwort fortgeerbt: „Ein Mann ein Wort.“

Geldreichthum hatte für sie keinen Werth, und das silberne Gefäß galt ihnen nicht mehr als das irdene. Die Römer konnten

nur mit Mühe einige benachbarte Stämme dazu bringen, im Handel Geld zu nehmen.

Besonders liebenswürdig erscheint die Gesinnung unserer Väter in Absicht auf Gastfreundschaft. Dem Römer, der sich auf seine Bildung so viel zu gut that, und auf die übrigen Nationen mit Verachtung herabsah, war der Fremde ein Feind, und in seiner Sprache wurden beide durch ein und dasselbe Wort bezeichnet. Nicht so der unverfeinerte Teutsche. In Germanien stand jedes Haus dem Wanderer offen, an jedem Herde fand er seinen Platz. Wer ihn vorübergehen sah, der rief ihn unter sein Dach, und zwei Tage lang genoß er des Landfriedens, am dritten Tage aber ward er schon als Genosse des Hauses betrachtet, und stand im Hausfrieden. Nun war es aber auch die Obliegenheit des Wirths, Sorge zu tragen, daß weder ihm, noch durch ihn, Uebels geschah. Zog der Fremde weiter, so begleitete ihn der Wirth bis zum nächsten Obdach, und gab ihm noch Gastgeschenke mit.

Auch auf Reinheit der Sitten legte der alte Teutsche einen hohen Werth. Abgehärtet von der Wiege an in Mühen und Gefahren, kannte dieses Volk nicht die Reizungen schlaffer Sinnlichkeit. Das Wort Ehe hieß bei ihnen so viel als heiliger Bund. Die Verletzung dieses Bundes war selten, und wurde mit dem

Tode bestraft. Nach der furchtbaren Schlacht, in welcher Marius die Teutonen besiegt hatte, sprachen die teutschen Frauen zum römischen Feldherrn: führ uns nach Rom, daß wir Vestalinnen werden, oder wir wollen sterben durch unsre eigene Hand.

Unter den sittlichen Gebrechen, welche die Römer den Teutschen vorwarfen, stand die Liebe zum Trunk oben an. In der That wurde bei allen ihren Versammlungen gezecht, man mochte nun über öffentliche Angelegenheiten berathschlagen, über Krieg und Frieden oder über Familienverhältnisse. Aber die Häupter des Volks wachten auch, daß diese Neigung nicht große, verderbliche Folgen herbeiführte. Als die Römer den ersten Wein nach Teutschland brachten, da wurde er von mehreren germanischen Stämmen verboten. Eine zweite sittliche Unart, die den Teutschen anklebte, war die Spielsucht. Der Germane verspielte nicht blos seine Habe, sondern zuletzt wohl auch seine Person, seine Freiheit, er verließ Gattin, Kinder, Eigenthum und gab sich selbst zum Sclaven hin.

Die Römer, als sie gegen die Teutschen nichts im offenen Feld vermochten, suchten nun allmählig ihre Sitten zu verderben, und innern Zwiespalt unter den verschiedenen Stämmen zu erregen. Betrug und Hinterlist lernte der Germane zuerst von den Welteroberern und der Fürst der Catten, Adgang-Gaster, forderte von den Römern Gift, um den ihm verhaßten Armin oder Hermann

aus dem Weg zu räumen. Die Teutschen kannten nicht einmal den Namen dieses abscheulichen Mittels, und Gift hieß in ihrer Sprache eine Gabe, ein Geschenk, wovon noch die Bedeutung in dem Wort Mitgift vorhanden ist. Dies ist übrigens der gewöhnliche und nothwendige Gang der Bildung aller Völker, daß sie die Bequemlichkeiten des Lebens, die zweckmäßigern bürgerlichen Einrichtungen, die Künste und die Wissenschaften, gegen die Unschuld und Einfalt ihrer Sitten eintauschen.

Von der Gestalt, der Lebensart und den Wohnungen der alten Teutschen.

Durch ihre hohe Gestalt, ihre blauen Augen und ihre blonden Haare zeichneten sich die Germanen auf den ersten Blick vor den Römern aus. Diese waren damals ganz entnervt, und auch in ihrem kleinern Wuchs offenbarten sich die Folgen üppiger Lebensweise; aber die Teutschen, von Jugend auf gewöhnt, Hitze und Frost zu ertragen, abgehärtet durch Jagd und Krieg, und zufrieden mit einfacher Nahrung, dabei keusch in ihren Sitten, wuchsen stark und hochragend heran, wie die Tannen ihrer Wälder. Ihr dunkles blaues Auge war den Römern und den Gallen furchtbar. Das blonde Haar galt in ganz Germanien als eine Hauptzierde, und wem es die Natur hie und da versagte, der gab ihm die Nationalfarbe durch eine Salbe, welche in ganz Teutschland verfertigt, und auch häufig nach Rom ausgeführt wurde, denn die

römischen Frauen hatten großes Gefallen an den blonden Haaren gefunden, und die Eitelkeit will überall das Fremde nachahmen.

Die teutschen Männer ließen sich ihre Haare schneiden, nicht aber die Weiber, bei denen sie in langem Gelock über Schultern und Rücken hingen; blos die Sweifen oder Swefen banden sich das Haar auf dem Wirbel in einen Knoten.

Die ganze Lebensweise unserer Väter war höchst einfach. Im Hause mochten sie zum Theil unbekleidet gehen, aber nur selten ausser demselben; den Leib deckte gewöhnlich ein Hemde vom Hemp, Hanf, also genannt. Diese Pflanze ist in Germanien heimisch und man verstand schon frühe die Kunst zu spinnen und Leinwand zu verfertigen. Männer warfen oft nur unverarbeitete Thierhäute über sich, und diese Bedeckung hieß Rock, von Rauch, weil das Fell rauch blieb. Die teutschen Frauen, die meist Leinwand trugen, verbrämten bisweilen ihr Gewand mit Purpur, es hatte keine Aermel, und die Arme, Schultern und der obere Theil des Busens blieben blos. Die Jagd und der Feldbau lieferten den Teutschen ihre Nahrung. Nach dem Berichte des Tacitus bestanden ihre Mahlzeiten in Holzäpfeln, Wildpret und Molken. Große Stücke Fleisches rösteten sie an Spießen, oder kochten es in tiefen Gefäßen, welche Tiegel genannt wurden. Sie wußten Butter zu verfertigen, aber keine Käse, dies lernten sie erst von den Römern.

Aus dem Haber kochten sie einen Brei; ihr Brot aber bestand in dünnen Kuchen, die am Feuer geröstet wurden.

Mahlzeiten wurden nicht zur bestimmten Stunde gehalten, sondern nach Lust und Gelegenheit. Jeder hatte dabei seinen besondern Platz, den man Bett nannte; von Gabel und Messer wußte man nichts.

Jedes Getränk hieß Lid oder Ley. Dasjenige, worin sich die Teutschen oft berauschten, war aus Gerste, oder anderm Getraide bereitet, welche in eine Gährung gebracht wurden. Das Bier hat einen spätern Ursprung, und wurde von unsern Vätern Oel genannt, wie noch jetzt in Dännemark, England und Schweden das Bier heißt. Die Römer brachten den ersten Weinstock an den Rhein, und die teutschen Anwohner dieses Stroms bequemten sich auch leicht zum Anbau desselben, aber die entfernteren Stämme untersagten den Gebrauch des Weins, weil er träg machte und Erschlaffung herbei führte. Ein älteres Getränk ist der Meth. Er bestand aus Honig und Wasser, und die Germanen mochten die Zubereitung desselben von den Slaven erlernt haben. Das Trinkgefäß wurde Becher genannt, und war gewöhnlich aus Holz. Doch bediente man sich zum Trinken auch häufig der Hörner des Urs, welche von den Teutschen höher geachtet wurden, als die römischen Silberpokale, denn dergleichen Hörner zeigten die glück-

lichen Kämpfe an, welche der Besitzer mit diesen wilden, furchtbaren Thieren bestanden. Später, nachdem der Germane bereits römische Art und Sitte gelernt hatte, ließ man diese Hörner am Rande mit Silber einfassen.

Die Gefäße waren gewöhnlich irden, und wenn einige Stämme dergleichen aus Achat und Onix gehabt haben, so wurden sie ohne Zweifel im Handel eingetauscht, oder im Kriege gewonnen. Uebrigens lebten einige Stämme besser als andere. So fanden die Römer im Lande der Ubier schon mehr Cultur und Bequemlichkeit, während andere in unfruchtbaren brüchigen Gegenden mit allen Mühen des Lebens zu kämpfen hatten. Das Bad war unsern Vätern tägliches Bedürfniß, schon das Kind wurde in den kalten Strom getaucht, und Männer und Frauen badeten vermischt in den Flüssen, und dabei blieben die Sitten rein und unverdorben. Erst die Römer benützten unsere warmen Quellen zu Baden, Badenweiler und Wiesbaden, und erbauten daselbst prächtige Thermen. Beim täglichen Baden in den Strömen wurden sie treffliche Schwimmer, und die Römer erstaunten über ihre Geschicklichkeit hierin.

Die Jagd war des Teutschen liebste Beschäftigung. Er hielt es für sklavisch den Acker zu pflügen oder die Herde zu hüten, das mußten seine Knechte oder Eigenen thun; er schweifte in den Forsten

umher, weniger aus Bedürfniß sich Nahrung zu verschaffen, als aus Lust und Liebe zur Bewegung und zum Kampf mit den wilden Thieren. Das Grundeigenthum entstand bei einzelnen Stämmen früher, bei andern später. Die germanischen Völkerschaften, welche am meisten kriegerisch waren, hatten bloße Allmenden. Der jährliche Ertrag des Feldes wurde unter alle gleich vertheilt, bis nach und nach die Errichtung fester Wohnsitze diese Einrichtung aufhob. Nun entstanden Höfe mit Hofmarken; um die Felder wurden Raine gezogen, und mehrere Höfe zusammen bildeten einen Bezirk. Der Sklave erhielt von seinem Herrn Haus und Wirthschaftsgebäude, Geräthe und das nöthige Grundstück, wurde aber dadurch nicht Eigenthümer, sondern hatte blos den Nießbrauch. Jährlich setzte ihn der Herr auf ein anderes Feld, um es anzubauen, das vorige blieb zur Hutung brach liegen.

Man baute Roggen und Haber, und auch der Waizen wurde bald bekannt. Das Getraide wurde mit der Sichel geschnitten und mit dem Flegel ausgedroschen, und unter der Erde aufbewahrt, dieser Platz hieß Tenne.

Das Gras wurde in Brüchen und Sümpfen gewonnen, welche Matten genannt wurden. Man erkannte früh die Nothwendigkeit, es zu Heu zu machen; erst später wurden hiezu niedrige, dem Wasser ausgesetzte, Plätze bestimmt, und von Wäs,

Feuchtigkeit, Wiesen genannt. Garten hieß jeder umzäunte Platz.

Von den zahlreichen Herden der Teutschen ist schon oben gesprochen worden. Die Rinder waren unansehnlich und in nicht großer Zahl. Mehr verlegte sich der Teutsche auf die Schafzucht, denn er liebte die Milch und das Fleisch dieses Thieres, besonders aber das Fell, welches Wolle genannt wurde.

M. Mettenleiter inv. et f.

SITTE BEI NEUGEBOHRNEN.

Von einigen andern Sitten und Gewohnheiten der alten Teutschen.

Unsere Väter sahen es als einen großen Vorzug an, viele Kinder und Verwandte zu zählen, und sie berechneten ihre Sippschaft bis in den siebenden Grad.

Das Kind hing ganz von den Eltern ab, bis es seine eigene Haushaltung antrat, oder gewisse Jahre erreichte; vor dem zwanzigsten Jahre hatte es keine öffentliche Freiheit und keinen Mund, sondern wurde als unmündig vom Haupte der Familie vertreten. Die Tochter erhielt nie ihren eigenen Mund, sondern blieb entweder in der Gewalt der Eltern oder des Mannes. Die ganze Familie zusammen wurde Mag genannt; von weiblicher Seite Spindelmag oder Spillmag, von männlicher Schwertmag.

Das neugeborne Kind wurde in kaltes Wasser geworfen, um es gleich an Kälte zu gewöhnen, doch war vielleicht mit dieser

Sitte auch! ein uralter, religiöser Begriff verbunden, denn die Reinigung durchs Wasser galt von jeher bei vielen Nationen als eine gottesdienstliche Weihe. Von dieser Gewohnheit mag bei den Römern das Mährchen entstanden seyn, als würde von den am Rhein wohnenden Teutschen das neugebohrne Kind in den Strom geworfen, um, wenn es schwamm oder untertauchte, dadurch die Aechtheit seiner Geburt zu erkunden. Der Knabe erhielt seinen Namen gewöhnlich von einem Thier, oder vom Krieg; das Mädchen aber von einer häuslichen Beschäftigung oder auch von weiblichen Eigenschaften und Tugenden. Von dieser Art sind die Namen: Armin, mein Adler, woraus die Römer Arminius, die spätern Teutschen Herrmann gemacht. Arfest, unerschrockener Adler; Bernolt, alter Bär; Bernwin, Bärenbezwinger; Bruno, der Braune; Egen, der Furchtbare; Gero, der Gierige; Gilmar, munteres Pferd; Aistulf, Schnellwolf; Hedenolf, Feldwolf; Helmolt, alter Kriegsmann; Hilderich, reich an Kindern; Hinkmar, lahmes Pferd u. s. w. und dann die Weiblichen: Adela, die Edle; Amalaswinde, die Tadellose, Behende; Amalhilde, das tadellose Kind; Amaltrud, die Unbefleckte; Fastrade, die Wohlrednerin. Friedelinde, die Sanfte, Friedliche; Geila, die Fröhliche; Gerberga, die Mädchenaufseherin; Gisela, das junge Gaislein; Heimhild, das grämliche Kind. Hermengard, die Herdeaufseherin; Hil-

ALTTEUTSCHE HEURATH.

degard, die Kindswärterin; Hermengard, die gemeinsame Wärterin u. s. w.

Die Kinder wuchsen nackt heran, damit sie an den rauhen Himmel gewöhnt wurden, sie schliefen auf der Erde, und der Schild des Vaters mochte bisweilen zur Wiege dienen. Der Knabe wurde zur Härte und zum Kriege gebildet. Beim gehörigen Alter erhielt er öffentlich Frieme und Schild, zum Zeichen, daß er nun wehrhaft sey, und dem Heerbanne folgen müsse. Spät zu heurathen war großes Lob bei den Teutschen, dabei blieben doch ihre Sitten rein und unverdorben. Das Mädchen wurde vom zartesten Alter an zum Weben, Spinnen und andern Hausarbeiten angehalten. Bei jeder Heurath war die Einwilligung der Eltern erforderlich; das Mädchen wurde eigentlich gekauft, und dies hieß heuren oder heurathen; sie trat nun in den Hausfrieden des Mannes und in die Gemeinschaft seiner Güter. Die Uebergabe geschah durch einen Ring. Bei einigen teutschen Stämmen erhielt die Braut als Morgengabe, ein Streitroß, Schild und Friemen; bei andern wurde sie auf das Gut des Bräutigams geführt. Die Person, welche dies that, hieß Drute. Das Weib blieb stets in Vormundschaft; wenn der Mann starb, trat sie darum in den Schutz des Sohns oder des nächsten Verwandten. In der Regel konnte die Wittwe nicht wieder heurathen; übrigens war das Loos der deut-

schen Frauen nicht schmählich und drückend, wie bei vielen andern Nationen. Der Teutsche kannte und ehrte die Würde der Jungfrau und der Hausmutter, und nur daraus läßt sich jene hochherzige Begeisterung der teutschen Weiber begreifen, die ihren Männern in die Schrecken des Schlachtfeldes folgten, sie zur Tapferkeit aufmunterten, und den Tod der Knechtschaft vorzogen.

Die Verstorbenen wurden von den alten Teutschen verbrannt, und zwar die Vornehmeren mit einer besonderen Holzart. Der Ort wo es geschah hieß Bar. Des Mannes Waffen, und bisweilen auch sein Leibroß, wurden mit in das Feuer geworfen, ein Rasenhügel bedeckte dann die gesammelte Asche. Wollte man den Todten besonders ehren, so wurde um den Hügel ein Ring von ungeheuern Steinen gelegt. Bisweilen pflanzte man sogar Haine um dieselben. Man findet indeß auch teutsche Grabhügel mit unverbrannten Gerippen, die gewöhnlich mit dem Haupte nach Sonnenaufgang liegen. Bei den Gräbern hielten die Verwandten ein Todtenmahl und es wurden dabei Lieder gesungen. Die Ruhestätte eines Todten war heilig, und jede Entweihung desselben wurde für einen Bruch des Landfriedens gehalten; daher entstand wohl die Benennung Friedhof. Bei einigen Stämmen tödteten sich die Frauen, wenn ihre Männer starben.

WAFFENTANZ.

Von den Vergnügungen, den Kenntnissen und Künsten der alten Teutschen.

Der Teutsche liebte Krieg, Jagd und Spiel. Spielen hieß doppeln, und oft wurden Hab und Gut und die Freiheit selbst auf die Würfel gesetzt. Von ihren Tänzen zur Belustigung, wissen wir nichts, aber von ihrem Kriegstanze hat uns ein römischer Schriftsteller Nachricht aufbewahrt. Wenn ein Krieg beschlossen war, walzten nackte Jünglinge zwischen aufgehobenen Speeren und Schwertern dahin. Sie besaßen Lieder, in welchen die Thaten ihrer Väter aufbewahrt wurden. Wild und unharmonisch mochte freilich wohl ihr Gesang seyn, darum verglich ihn der römische Kaiser Julian mit dem Geschrei wilder Vögel. Der Kriegsgesang hieß Wahr- oder Barlied. Es wurden dabei die Schilde

an den Mund gehalten und die rauhen, wilden, abgebrochenen Töne ahmten das Getöse der Schlacht nach.

Die verschiedenen musikalischen Instrumente wurden Trom genannt. Man hatte Trommeten, Trommeln. Die letzten führten schon die Cimbern in ihren Kriegen mit sich. Sie schlugen auf Felle, die an den Korbflechten befestigt waren, womit sie ihre Wagen bedeckten. Die Harfe kam wohl etwas später nach Teutschland.

Die Teutschen wußten zu spinnen und Leinwand zu wirken. Dies war die Beschäftigung der Frauen, und geschah im Frauenhause, welches von der Wohnung der Männer getrennt, und in früheren Zeiten unter der Erde angebracht war.

Vorzüglich werth und sogar heilig war ihnen das Salz, und sie führten oft mit einander Krieg um den Besitz der Salzquellen. Die Art, das Salz zu kochen, war ihnen eigen. Sie gossen die Sole auf glühende Kohlen, wodurch die wässerigten Theile verdünsteten. Das Salz schoß in Krystalle, und blieb, wie eine Rinde, an den Kohlen kleben. Nun wurden diese zerschlagen, wie Heuschober aufgethürmt, und mit trocknen Kräutern und Gesträuch bedeckt. Nach wiederholter Entzündung erzeugte sich, aussen, eine schwarze, trockne Rinde, die das Salz vor Feuchtigkeit bewahrte.

ALTTEUTSCHE FAMILIE.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus sagt: er wisse nicht, ob die Götter den Teutschen Gold und Silber aus Gunst oder aus Haß verweigert hätten. Man wußte also damals noch nicht, daß diese edeln Metalle in unsern Bergen vorhanden seyen, und einige teutsche Ströme sogar Gold führten; doch kannten unsere Väter das Eisen, allein sie besassen dessen zu wenig für ihre Bedürfnisse. Das Geld wurde erst durch die Römer nach Teutschland gebracht, aber es galt mehr der Tauschhandel, weil der Teutsche von den Römern oft durch falsches Geld betrogen wurde. Die vorzüglichsten Gegenstände des teutschen Handels waren: Bernstein, Haare, Seife, Pelze, Gänsefedern und Sklaven. Die teutschen Küstenbewohner trieben früh schon Schifffahrt und Seeräuberei. Die kleinern Fahrzeuge bestanden aus ausgehöhlten Bäumen und wurden Kähne genannt.

Ob unsre Väter die Schrift gekannt, ist bisweilen bejaht aber noch öfter verneint worden. Ohne Zweifel aber hatten sie Runen oder geheime Zeichen, die nur die Priester und die Wahrsagerinnen deuten konnten. Ihre Kenntnisse waren dürftig, doch waren sie in der Astronomie nicht ganz fremd. Sie bestimmten die Zeit nach dem Mond, und zählten von einer Hauptveränderung desselben bis zur andern, nach vierzehn Nächten. Die Tage erhielten später ihre Benennung. Die Gestirne nannten sie wegen ihrer

Unbeweglichkeit Star oder Stern; der Bär hieß der Heerwagen, die Milchstraße Irmins- oder Arminsstraße ꝛc. Diese Benennung hängt mit der berühmten Irmensäule oder Arminssäule zusammen, welche vielleicht mit den Herkulesſäulen der Phönizier ursprünglich einerlei Bedeutung haben mochte.

Die Religion der alten Teutschen.

Ueber die Religion unsrer Väter gibt es sehr verschiedene Berichte und Meinungen; dies kommt aber daher, weil die Zeiten und Volksstämme nicht gehörig unterschieden werden. Aus ihren östlichen Wohnungen brachten sie den Feuerdienst mit. Unstreitig ist das Licht das reinste Element, und darum das würdigste Bild der Gottheit, und selbst Christus wird, in den heiligen Büchern, das Licht genannt, welches da leuchtet durch die Finsternisse. Aus diesem Grunde finden wir auch bei den verschiedensten Völkern die Sonne und das Feuer als religiöse Zeichen. Einen Sonnendienst gab es unter den Wilden in Mexico, einen Feuerdienst bei den Persern; das heilige Feuer brannte in Rom, im Tempel der Vesta, und in den katholischen Kirchen wird die ewige Lampe unterhalten. Von diesem Feuerdienst unserer Väter entstand nachher ihre Feuerprobe, wodurch das Recht entschieden wurde, und

das Andenken daran blieb noch übrig bis auf unsere Tage, in dem Johannisfeuer, welches angezündet wurde, weil am Festtage dieses Heiligen ehemals das Jahr seinen Anfang hatte.

Die Teutschen hatten weder Tempel noch Bildnisse, die sie verehrten. In heiligen Hainen, welche nie eine Axt berühren durfte, und an klaren Quellen verehrten sie das unsichtbare Wesen. Im tiefen, einsamen Dunkel uralter Wälder, beim geheimnißvollen Rauschen der Zweige und dem Gemurmel der Quellen wird das Gemüth von einem religiösen Schauer ergriffen, und der Mensch fühlt gleichsam die Nähe einer Geisterwelt. Diese religiöse Wirkung hat selbst bei dem Gebildeten statt, wenn er mit reinem, empfänglichem Gemüth, in die Schatten eines Gehölzes tritt, und ihn das Schweigen der Einsamkeit umfängt, aber stärker ist der Eindruck beim rohen Natursohn.

Eine schöne Sage erzählt: ein Wilder habe die Frucht eines Baumes gepflückt, und plötzlich habe der Wind sich in den Blättern geregt, da sey der Wilde auf die Kniee gefallen, und habe sein Antlitz verhüllt vor dem großen Geist, den er nun gegenwärtig glaubte.

So viel uns von den einzelnen Religionslehren der alten Teutschen bekannt ist, mag Folgendes der Hauptinhalt derselben seyn.

Es ist ein einiger und alleiniger Gott, der den Menschen schützt, und seine Verehrung fordert. Im Kriege kann nur er den Sieg verleihen, daher heißt er God, oder der Anführer im Kriege, und von ihm hieß denn auch die Mittwoche Godenstag, und das öffentliche Gericht Godensding. — Dieser Gott nährt und wärmt in der Sonne, leuchtet im Monde durch die finstern Wälder und in die Wohnungen der Menschen, sendet, wenn er zürnt, den Blitz, darum sind Sonne, Mond und Feuer die heiligen Zeichen von ihm.

Gott wohnt in keinen Tempeln, denn er ist frei, wie das Volk der Teutschen frei ist, auch kann er nicht abgebildet werden, denn kein Auge hat ihn noch gesehen, aber er gibt sich zu erkennen im Waldesrauschen, im Gesprudel der Quellen, in den Lichtern des Himmels und im Segen der Erde.

Es gab, im alten Germanien, einen häuslichen und einen öffentlichen Gottesdienst. In seinen Wohnungen war jeder Hausvater Priester und Richter. Sein Hausfriede oder Hausrecht galt, so weit seine umzäunte Hofmark reichte. Aber wenn sich die Nation versammelte, dann galt nicht mehr der besondere Hausfriede, sondern der allgemeine Gottesfriede. Der Ort, wo man sich versammelte, hieß Kirche, vom alten kyrr, ruhig, gesichert. Diese letzte Bedeutung hat sich noch in der alemannischen Mund-

art erhalten, und der Ausdruck: es ist nicht kyrr, heißt soviel, als: es ist unsicher, unheimlich.

Um den Gottesfrieden zu handhaben, und die Stelle desselben zu vertreten, wählte das Volk einen Priester. In der Versammlung stand jeder unter ihm, wie zu Hause jeglicher Hausgenosse unter dem Hausvater stand. Der Priester gebot Ordnung und sprach Recht im Namen der Gottheit; er opferte und betete zu ihr. Der Altar war ein Felsenstück, auf welchem das heilige Feuer brannte, und bei jedem Opfer wurde zugleich berathschlagt und getrunken.

Die Eiche war unsern Vätern besonders heilig, und die Eichenmispel diente ihnen als ein wunderbares Heilmittel. Der Priester nahm sie mit einer Sichel vom Baum ab, und warf sie in ein weises Tuch, welches von Knaben gehalten wurde. Es ist wohl möglich, daß die Verehrung dieses Baums von den Druiden nach Teutschland gebracht worden. Als Kaiser Klaudius dieselbe aus Gallien vertrieb, zogen viele ins diesrheinische Land, und ihre Lehren mußten bei unsern Vätern um so mehr Eingang finden, da mehrere darunter, wie zum Beispiel der Glaube an Unsterblichkeit, auch in Germanien nicht fremd waren.

Auf Wahrsagerkunst hielten auch die Teutschen, und, wie die Griechen, legten sie hauptsächlich den Frauen die prophetische

J. M. Mettenleiter inv. et fecit 1822

DER HEIL. EICHENMISTEL.

Gaben bei. Der römische Geschichtschreiber Tacitus erzählt von der Seherin Veleda, welche, beim Aufstande der Belgier, den Untergang der römischen Legionen weissagte. Sie bewohnte einen Thurm, und es war nicht vergönnt, sie zu sehen, sondern ihre Aussprüche wurden von Dienern des Geheimnisses den Fragenden mitgetheilt. Von der Kriegsbeute erhielt sie gewöhnlich ein Geschenk, so, unter andern, das prätorische, mit einer Fahne geschmückte Schiff, welches die Teutschen den Römern bei einem Ueberfalle, in dem erwähnten Kriege, abgenommen. Ihr Einfluß war so groß, daß der römische Feldherr Cerealis (im Jahr 71) sie zu gewinnen, und durch ihre Vermittlung den Frieden mit den Belgiern und ihren Bundesgenossen, den Germanen, herzustellen suchte. Ihre Aussprüche wurden insgemein als der Wille der Gottheit angesehen.

Ueberhaupt ist es den Menschen zu allen Zeiten eigen gewesen, die Zukunft durch Zeichendeuterei und andern Aberglauben zu erforschen. Bei unsern Vätern geschah es besonders durch Loose, durch Pferde und durch Zweikämpfe. Das Loosen war ganz einfach. Man schnitt einen Sprößling von einem Fruchtbaum, zerstückelte ihn in kleine Reiser, machte gewisse Zeichen in dieselbe, und warf sie aufs Gerathewohl über ein weises Gewand. Bei einer öffentlichen Angelegenheit trat nun der Priester hinzu,

bei einer häuslichen, der Hausvater, die fromme Worte sprachen, die Augen gen Himmel richteten, und die Reiser dreimal nach einander aufhoben, und die Zeichen deuteten. Waren diese günstig, so führte man das Vorhaben aus, im Nichtfalle aber wurde die Sache verschoben, oder ganz unterlassen.

Zu derselben Absicht wurden, in heiligen Hainen, weise Rosse unterhalten, welche nie zur Arbeit gebraucht werden durften. Diese wurden an einen Wagen gespannt, und ein Priester oder ein Häuptling folgte demselben, beobachtete das Schnauben und Wiehern der Rosse. Heiliger und untrüglicher war den Germanen kein Zeichen als dieses.

Die dritte Art, das Künftige zu erfahren, hatte bei gefährlichen Kriegen statt. Man suchte alsdann, auf irgend eine Art, einen feindlichen Krieger zum Gefangenen zu erhalten, und nöthigte ihn zum Zweikampfe mit einem Teutschen. Beide mußten mit den Waffen ihres Volkes kämpfen, und der Erfolg des Gefechts wurde als der Ausgang der Schlacht angesehen.

Wie übrigens die Religion eines Volkes selten rein und unvermischt bleibt, so schlich sich auch bei den Germanen, im Verlauf der Zeit, viel fremder Aberglaube und mancher fremde Begriff ein. Von den Römern, die am Rhein standen, waren Manche, in Aegypten, in die Geheimnisse der Isis eingeweiht

worden, und später ließen sich auch mehrere Teutsche in diese Mysterien aufnehmen. Einzelne germanische Stämme hatten ihre besondern Religionsgebräuche, besonders wenn Bündnisse geschlossen wurden, oder bei der jährlichen Feier eines Bundesfestes. So versammelten sich jedes Jahr, an einem bestimmten Tage, die Stammabgeordneten des Sweifenbundes in einem alten, heiligen Hain. Ein jeder wurde gebunden, ehe er ihn betrat, zum Zeichen, daß die Freiheit ein Geschenk der Gottheit sey. Nun wurden gräuliche Menschenopfer geschlachtet, und uns unbekannte Gebräuche vorgenommen. Wer strauchelte und zu Boden fiel, der durfte nicht wieder aufstehen, sondern mußte sich aus dem Heiligthum wälzen lassen.

Ein anderer Bund von sieben Stämmen verehrte die Erde unter dem Namen Hertha. Diese Stämme wohnten jenseits der Elbe und am Gestade der Ostsee. Ohne Zweifel ist diese Verehrung aus der Sage entstanden, als sey der Stammvater der Teutschen aus der Erde entsprungen. Auf einer Insel im Ocean, wahrscheinlich auf Rügen, war der geweihte Hain der Göttin. Hier stand ihr Wagen, mit einem Teppich bedeckt. Nur der Priester durfte ihn berühren. Ihm nur war bekannt, wenn die Göttin zur Erde herabstieg, und in ihrem Wagen ruhte. Dieser wurde dann mit weisen Kühen bespannt, und im Lande herumgefahren. Der Prie-

ſter folgte, und gebot allgemeinen Frieden. Aller Krieg hörte jetzt auf, aller Zwiſt wurde vergeſſen, ſo lange Hertha auf der Erde weilte. Niemand durfte Waffen tragen, ja man verbarg ſie ſogar das ganze Feſt über, und ein jeder überließ ſich der Freude. Dies erinnert lebhaft an die Saturnalien der Römer, und deutet auf einen fremden Urſprung der Feier, die ſich jedoch wieder ſchauerlich endigte. Wenn nämlich die Göttin in ihren Hain zurückkehrte, und dort, in einem einſamen, von ewigen Schatten umdüſterten See, ſammt ihrem Wagen, abgewaſchen wurde, ſo verſchlang das Waſſer die Sklaven, welche dieſen Dienſt verrichteten. Der Aberglaube und der religiöſe Betrug ſind überall mit Grauſamkeit verbunden. Damit Niemand erfuhr, daß der Teppich über dem Wagen — nichts verhüllt habe, und die Erſcheinung der Hertha ein bloſes Gaukelſpiel geweſen ſey, wurden die unglücklichen Sklaven, die freilich den Betrug ſehen mußten, in den See geſtürzt.

Noch jetzt ſieht man auf der Inſel Rügen, in einem großen Buchenwald, einen runden Platz, von hohen, uralten Bäumen umgeben. Zwiſchen halbvermoderten Wurzeln und Baumſtumpfen liegen Trümmer von Altären und Opfermalen. Neben dem öſtlichen Rande des Walls, der die Stelle umgibt, fließt, in einem, beinahe zirkelrunden Keſſel, der ſchwarze See, auch

Burgsee genannt. Hier war, ohne Zweifel, der Hain der Hertha. Eine alte Sage geht noch unter dem Volke: an gedachtem See sey, in der Vorzeit, der Teufel verehrt worden. Die Priester hätten zu seinem Dienste eine Jungfrau unterhalten, welche dann, nach einiger Zeit, immer von dem bösen Geist in den See hinabgerissen worden.

Später wanderte, aus dem Norden, eine ganz neue Religion bei den Teutschen ein, die sich jedoch nicht bis in die südlichen und südwestlichen Gauen Germaniens verbreitete. Der Stifter dieser blutigen Religion war Othin, der am Ende des dritten Jahrhunderts lebte, den Dienst der Hertha verdrängte, und mit dem Schwert in der Hand, fantastische Götzenbilder und Menschenopfer einführte. Merkwürdig ist jedoch, daß mit dem wilden Götzendienst des Eroberers die Sage verbunden war, jene gesammte Götterwelt würde eines Tags untergehn, und nur der eine und alleinige Gott alsdann noch herrschen über die Welt.

Wenn in den nördlichen Gegenden unsers Vaterlandes sich in die ursprünglich germanische Religion manches aus dem skandinavischen und slavischen Heidenthum einmischte, so mochten dagegen die, welche dem Rheine näher wohnten, nach und nach Einiges von der Götterlehre und dem Götterdienste der Römer aufneh-

men. Am reinsten hat sich aber wohl die Religion der in der allemannischen Genossenschaft begriffenen Stämme erhalten, die in ihrer Brust einen glühenden Haß trugen gegen alles Fremde, und sich darum auch später zum Christenthume bequemten, als die Franken und einige andere.

WEHRHAFTMACHUNG.

Von der Verfassung und dem Kriegswesen der alten Teutschen.

Als die Römer unsere Väter kennen lernten, waren diese nicht mehr schweifende Horden — sie hatten bereits die ersten Schritte in der Kultur gethan, und kannten das Eigenthum. Wer Land, Od, besaß, war ein freier Genosse der Gesellschaft. Es gab Häuptlinge, von den Römern Könige genannt, und Adeliche oder Geschlechter, vom Wort Atta, das Geschlecht. Davon ist auch die Benennung Aette oder Aetti, Vater, Aeltester, entstanden, die noch jetzt üblich ist in den Hochgebirgen des Schwarzwaldes. So hießen auch die Adelichen in vielen Reichsstädten, zum Beispiel in Augsburg, bis auf unsere Zeiten, Geschlechter. Eigentlich gab es unter den alten Teutschen ursprünglich nur eine Verschiedenheit — sie waren Freie oder Unfreie. Jene machten das Volk aus, welches den Rath gab und die Gesetze. Dem Ober-

haupt lag die Vollziehung ob. Später bildeten sich zwei Stände: die bereits erwähnten Geschlechter (Odelsmänner) und Freie oder Freilinge. Aus diesen wurden die Könige oder Fürsten gewählt, welche man jedoch nicht bei allen germanischen Stämmen findet. Diese Würde war auch keineswegs erblich, und galt manchmal nur für die Dauer eines Kriegs, oder für die Zeit einer Volksversammlung.

Aus den Geschlechtern wurden die Grafen oder Richter gewählt, die in den Gauen und Bezirken den Landfrieden hegten. Ueber Kleinigkeiten berathschlagten die Geschlechter allein, wichtige Dinge wurden jedoch vor das Volk gebracht, welches die Vorschläge annahm oder verwarf. Die Geschlechter und die Freien machten den Heerbann oder die Heermannei aus.

Noch gab es Menschen in Teutschland, die nicht frei waren, sondern eigene Leute. In früherer Zeit wurde der Kriegsgefangene getödtet, aber später schenkte man ihm das Leben, damit er das Feld baute, und andere Dienste verrichtete. Diese Sklaven hatten keine Ehre und kein Recht; sie waren das Eigenthum ihres Herrn, der ihnen Wohnung gab und für ihre übrigen Bedürfnisse sorgte.

Der Sklave konnte dem Heerbann nicht folgen, denn blos der freie Mann durfte im alten Germanien Waffen tragen, und

im Kriege fechten. Er konnte nie in die Nation aufgenommen werden, und selbst die Heirath eines Freien mit einer Sklavin war unerlaubt.

Der Herr durfte seinen Knecht züchtigen, ja sogar tödten; wenn aber ein Anderer ihn verletzte, so mußte dieser dem Herrn dafür ein Wehrgeld bezahlen.

Oeffentliche Versammlungen hatten zu bestimmten Zeiten statt. Die Graven, welche den Landfrieden hegten, kamen bei jedem Vollmond und Neumond zusammen. Die Nation aber versammelte sich jährlich im Frühling, woher die Benennung das Märzfeld und Maifeld entstanden. Alles wurde unter freiem Himmel verhandelt, gleichsam unter den Augen der Gottheit. Der Platz, wo Gericht gehalten wurde, war umzäunt und dabei ein Mahl aufgestellt. Nur die Angesessenen konnten der Versammlung beiwohnen, sie erschienen gewaffnet bei dem Mahl, denn so hieß der Gerichtsort, die Versammlung aber wurde Mannen genannt. Bei der Versammlung des ganzen Volks, wurde zuerst ein Priester gewählt, der den Hausvater vorstellte und den Gottesfrieden handhabte. Bei einem Vortrag war Geräusch Zeichen des Mißfalls, Waffengeklirr aber Zeichen des Beifalls. Was ausgemacht oder festgesetzt wurde, nannte man Lag. Worüber man nicht ins Reine kommen konnte, das wurde dem Urtheile Gottes überlassen.

Richter und Andere hatten keine Einkünfte zu fordern. Jene erhielten bei Vergehungen die Wette oder das Strafgeld; Häuptlinge aber bekamen von ihrem Stamme freiwillige Gaben, die in Getraide und Vieh bestanden.

Der einzelnen germanischen Stämme war eine sehr große Menge. Ihre Namen hatten sie meist von ihrem Aufenthalte, z. B. Friesen Uferbewohner, Mattiaken Wiesenbewohner, Markmannen Gränzbewohner, Brukteren Bruchbewohner. Meist vereinigten sich mehrere Stämme in einen Bund, aber ohne daß dadurch ihre Eigenthümlichkeit aufgehoben worden wäre, und die ursprünglichen Verschiedenheiten dieser Stämme haben sich bis auf unsre Tage in den Eigenthümlichkeiten der Schwaben, Baiern, Sachsen, Franken, Oestreicher u. s. w. erhalten.

Man rechnete gewöhnlich 100 Wohnungen oder Nahrungen zusammen und nannte sie Hundrede. Von dem ersten und ältesten Hof eines solchen Bezirks hingen dann gewöhnlich die übrigen ab. Jenes war der Richthof oder Richters Hof und auch der Haupt- oder Oberhof.

Aus diesen Hundreden wurden die zum Reitertreffen gehörigen Fußgänger gewählt und deswegen Hundreder oder Zentener genannt.

Der Gesetze waren im alten Germanien wenige, alles beruhte auf Sitten und Herkommen, und auf dem Glauben an Wahrheit und Treue. Zum Zeichen des Worthaltens wurde die Hand gegeben, und mehr bedurfte es bei den Teutschen nicht, um einen Vertrag zu schließen; daher sagt man noch: Etwas mit Hand und Mund versprechen, und treue Hand geht durchs ganze Land.

Der Germane hatte ein dreifaches Recht: Hausrecht, Landrecht und Gottesrecht, und einen dreifachen Frieden. In seinem Hause war ein jeder Richter über seine Hausgenossen. Darum kränkte auch die Germanen nichts tiefer, als daß der römische Feldherr Varus bei ihnen zu Gericht saß, und blutig rächten sie diese Schmach an ihm und seinen Legionen.

Das Recht des Einzelnen reichte so weit als seine vier Pfähle, und der beleidigte Hausgenosse mußte vom Hausvater vertreten werden, darum dauerten Freundschaften und Feindschaften fort, und erbten auf die Kinder. Wer das Gut erbte, mußte auch die Familienrache übernehmen, wer ein Glied der Familie beleidigte, der beleidigte alle, doch gab es für jede Beleidigung ein bestimmtes Wehrgeld. Wer dieses Wehrgeld nicht bezahlen konnte, der mußte durch zwölf Zeugen seine Armuth beweisen. Hierauf ging er in sein Haus, sammelte mit der Hand den Staub aus den vier

Ecken, trat in die Thüre, blickte in das Haus, und warf mit der linken Hand den Staub über die Schulter auf seinen nächsten Verwandten, der noch nichts für ihn bezahlt hatte. Alsdann entgürtete er sich, zog die Schuhe aus, und sprang mit einem Stock in der Hand über den Zaun, und nun mußten die nächsten Freunde oder Magen für ihn zahlen. Konnten es auch diese nicht, so mußten sie ihre Armuth auf dieselbe Art beweisen. War der Schuldige ein Mörder, und wurde durch Niemand gelößt, so hatte der Beleidigte das Recht, ihn zu tödten.

Wer die Nation verrieth, oder zum Feind überging, wurde gehangen, wer sich aber im Kriege feig und muthlos bewieß, ertränkt. Nur in diesen Fällen fand die Todesstrafe statt, und es konnte kein Wehrgeld gegeben werden, denn das Verbrechen war an der ganzen Nation verübt worden. Die Todesstrafe konnte aber nur von der Hermannei ausgesprochen werden, denn da richtete Gott durch den Mund des Priesters. Wer im Treffen den Schild verlor ohne verwundet zu seyn, der wurde ehrlos, und konnte weder beim Gottesdienst, noch bei der Hermannei ferner erscheinen. Wo weder der Richter noch der Priester entscheiden konnte, da entschied Gott selbst durch seine Ordalien.

Die ältesten Gottesurtheile sind: erstens die Probe des siedenden Wassers. Bei derselben mußte der Beklagte den

Arm bis zum Ellbogen in einen Kessel voll siedenden Wassers stecken. Wenn er ihn wieder heraus genommen hatte, wurde er mit einem Tuche umwickelt, zugebunden und vom Richter versiegelt. Nach drei Tagen öffnete man den Verband und besah den Arm. War er unversehrt, so wurde der Beklagte für unschuldig erklärt.

Zweitens die Feuerprobe. Die gewöhnliche Feuerprobe hieß Skirsla (scheuern, reinigen); man mußte dabei durchs Feuer oder über glühende Kohlen gehen, zuweilen auch solche Kohlen auf der bloßen Brust tragen. Eine andere Feuerprobe war die Probe der glühenden Pflugschaaren oder des glühenden Eisens. Hier mußte der Angeklagte entweder mit bloßen Füßen über das glühende Eisen weggehen, oder dasselbe in die bloßen Hände nehmen. Die Zahl der glühenden Pflugschaaren war gewöhnlich 9, oder 12, oder auch 15.

Mehrere solcher Gottesgerichte sind erst später durch das Christenthum eingeführt worden. Sklaven konnten nicht zum Ordale gelassen werden, denn sie hatten ursprünglich kein Gottesrecht.

Raub und Diebstahl waren seltene Vergehungen. Nur Menschen wurden manchmal geraubt, besonders Weiber, weil man sie auf diese Weise umsonst erhielt, und den Mahlschatz nicht zahlen durfte. Selbst Hermann oder Armin hatte seine Gattin geraubt.

Eigenthümlich war die Kriegsverfassung der alten Teutschen. Jeder freie Mann mußte dem Heerbanne folgen, aber Gott selbst führte und lenkte den Streit, daher wurden die Kriegszeichen in heiligen Hainen aufbewahrt, und das Recht zu strafen übte im Felde der Priester aus.

Wenn die Heermannei oder Arimannei versammelt war, wurde der Anführer oder Heerzog gewählt, und dann holte man die Feldzeichen aus den heiligen Hainen ab. Sie hatten verschiedene Gestalten, meist von Thieren. Keiner diente um Sold, jeder mußte für seine Waffen und Unterhalt sorgen. Der Bruder stritt neben dem Bruder, der Nachbar neben dem Nachbarn, der Stammgenosse neben dem Stammgenossen. Weiber und Kinder befanden sich in der Nähe, denn alle theilten das Schicksal des Vaters. Zur Vertheidigung und zur Verwehrung der Flucht diente die Wagenburg. Die linke Seite deckte ein langer Schild, aus dünnen Brettern gemacht, oder aus Weiden geflochten und bemalt. Das Haupt blieb meist unbedeckt, oft aber verhüllte der Kopf des Ur mit seinen Hörnern die Schultern des Kriegers und gab demselben eine fürchterliche Gestalt. Wenige hatten Schwerter und Lanzen, jeder führte den Wurfspies oder die Frieme. Dies war die vorzüglichste Waffe des Reiters; das Fußvolk hatte auch Wurfpfeile. Ausserdem bedienten sich die Teutschen auch der Streitäxte. Fußvolk und

Reiterei der Teutschen waren gemischt, so daß gleichsam jeder Reiter einen Fußgänger zu seinem Schutz hatte. Die Schlachtordnung bildete einen Keil. Auf einem Sattel zu reiten, war entehrend. Die teutschen Pferde waren geschickt zum plötzlichen Angriff und zur Schwenkung. Der Kampf galt weniger um das Leben, als um Ehre und Freiheit. Daher war der Wahlspruch des Germanen: Tod oder Sieg. Um Frieden bat er nie, aber er hielt ihn heilig, wenn er geschlossen war, und gab gern Geiseln, selbst edle Mädchen, wie sie einst Rom unter dem Augustus forderte, weil man dort wußte, daß die Teutschen ihre Frauen eher lösen würden. Eben so schlossen sie Waffenstillstand, den sie die Treue nannten. Schrecklich war ihr Angriff, rasch faßte der nervige Arm des Teutschen den Römer und warf ihn zu Boden, und nur dadurch konnte Rom seinen Untergang durch das Schwert der Teutschen verzögern, daß es unter den germanischen Stämmen Zwietracht säete.

Wenn die Teutschen ein Land einnahmen, mußten die Besiegten ihnen Gras darreichen, zum Zeichen, daß die Erde jetzt ihr Eigenthum geworden sey. Der Tapfere hieß ein Held und jeder Krieger ein Kerl oder Recke; von jenem Wort ist der Name Karl übrig geblieben.

Auſſer dem Heerbann gab es noch andere Einungen oder Genoſſenſchaften. Dieſe unternahmen oft, während die Nation im Frieden war, Streifereien auſſerhalb des Landes. Man hieß die Mitglieder Geſellen, und in ihnen zeigt ſich die erſte Spur der wandernden Ritterſchaft des Mittelalters.

Von den Gottheiten des germanischen Nordens.

Von der Religion der alten Germanen ist das Nöthige bereits angeführt worden; aber in den germanischen Norden sind fremde Götter eingewandert, und haben sich dort einheimisch gemacht. Durch die Züge und Vermischung der teutschen Stämme mußten jene Götter, auch im übrigen Germanien, einige Anhänger finden, und da so manche unsrer Schriftsteller, besonders Dichter, die nordische Mythologie als eine nationale betrachteten und behandelten, so scheint es zweckmäßig, einige Nachrichten darüber hier beizufügen.

Die ältesten bekannten Völker im germanischen Norden waren Kimberer und Teutonen, von welchen ein Theil nach Italien zog, und vom Cajus Marius geschlagen wurde.

Ohngefähr 70 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung kam aber ein gewaltiger Kriegsheld mit großer Heeresmacht, von der

Stadt Asgard, am Tanais oder Donflusse, nach Schweden, und baute in Upsal den berühmten Tempel. Er gab sich, nach der Lehre von der Seelenwanderung, für den alten Gott Othin aus, und wurde für die höchste Gottheit und den Kriegsgott gehalten. Die Vornehmsten von seinem Gefolge wurden gleichfalls für Götter gehalten. Sie hießen mit dem gemeinschaftlichen Namen, Asen, weil sie aus Asien gekommen waren.

Die Asen erbauten, wie die nordische Fabel erzählt, eine Stadt im Himmel, und nannten sie Asgard. Von dieser Burg aus machten sie einen Luftweg, den Regenbogen, und setzten, ans Ende desselben, den Gott Heimdall zum Wächter, denn die Bergriesen und Eisriesen zeigten manchmal Lust, den Himmel zu stürmen. Wenn Heimdall einige Gefahr sah, mußte er in sein Horn stossen, um die Götter zum Kampfe zu mahnen.

In Asgard steht der glänzende Palast Wingolf, oder die Halle der Freundschaft, und Walhalla, oder die Halle der Erschlagenen. Diese ist von Gold erbaut, und so hoch, daß man die Decke kaum mit dem Auge zu erreichen vermag. Sie hat 540 Thore, und zu jedem Thor ziehen 800 Helden hinaus, wenn sie, am Ende der Welt, unter Othins Fahne, gegen die Zerstörer der Natur kämpfen. Die Halle ist mit Schilden gedeckt, und mit Schaften getäfelt. Auf den Sitzen liegen die Panzer. Vor

dem Thor gen Westen hängt ein Wolf, und es wird jeden Abend mit dem heiligen Todtengitter geschlossen. Vor Walhalla ist ein Hain mit goldenen Blättern.

Sobald die erschlagenen Helden in die Halle eintreten, werden sie von Othin als seine auserwählten Söhne empfangen, und erhalten den Namen Einherien, Heldengeister. Jeglichen Morgen weckt ein Hahn, der einen goldenen Kamm hat, und dann ziehen sie auf die Kampfbahn, zum Waffenspiel, wo jeder den andern zu Boden haut. Sobald jedoch die Zeit des Mittagsmahls herannaht, stehen sie wieder frisch und gesund auf, und reiten nach Walhalla zurück, wo sie an Othins Tafel sich setzen und schmausen. Sie essen von einem Eber, der jeden Abend, wenn er gekocht und aufgezehrt ist, wieder lebendig wird, um am folgenden Tage abermal geschlachtet und verzehrt zu werden. Sie trinken mit den Göttern köstliches Getränke. Eine Ziege, Heidrum genannt, steht vor Walhalla, und nagt die Knospen von den Zweigen des Baumes Läradur ab. Aus ihren Eutern quillt ein Trank in so reichlicher Fülle, daß alle Einherien täglich davon trunken werden können. Von demselben Baume frißt ein Hirsch ebenfalls die Knospen ab, und aus seinen Geweihen tropft es, ohne Unterlaß, in den Brunnen Wergelmer, aus welchem die Höllenflüsse entspringen.

Beim Mahle sind alle männlichen Gottheiten gegenwärtig, und essen mit den Einherien. Othin sitzt oben an, genießt aber von keiner Speise, sondern gibt das, was ihm vorgesetzt wird, zwei Wölfen, die neben ihm stehen. Desto mehr trinkt er aber des purpurnen Weines, den ihm die zwei Schildjungfern, Rista und Musta, in goldgerändeten Hörnern darreichen.

Das Göttermahl dauert bis an den Abend. Haben die Einherien genug gezecht, so gehts auf den Kampfplatz, und so ist ein Tag, wie der andere, bis endlich, mit dem Welt-Ende auch das Ende Walhallas heran naht, und Himmel und Erde durch die Feuerföhne zerstört werden. Aber aus den Flammen gehen andere Götter und andere Himmel hervor, und in einem dieser Himmel, Brymer genannt, wohnen dann die Helden Walhallas in alle Ewigkeit, und freuen sich fortwährend an Mahl und Kampf.

In der nordischen Mythologie gab es, neben dem Himmel auch eine Hölle, deren Name Nifelheim oder Nebelwelt war. Da hinein wurden die Bösen gebracht. Zu Nifelheim quoll der Brunnen Wergelmer.

Zu den Gottheiten vom ersten Rang zählten die Nordländer Folgende:

Othin.

Ursprünglich war er wohl ein Bild der Sonne. Er hatte 126 Namen, die auf seine verschiedenen Eigenschaften und Thaten hindeuteten. Klugheit, Reichthum, Weisheit, Sieg und Siegeslohn waren die Gaben, welche er den Menschen verlieh. Unter andern hieß er: der große Alte, der Oberhäter, der Vater der Heere, der Pfeilregner, der einäugige Weise, der Adler, der Vater der Zeiten. Er wurde verehrt als der oberste Gott, als der Lenker der Schlachten, und die, welche starben mit den Waffen in der Hand, wurden von ihm als Söhne betrachtet.

Othin verwandelte sich häufig in Todtengerippe, in Vögel, Fische und Schlangen. Sein Wort löschte das Feuer, stillte den Sturm, und die Winde gehorchten demselben. Er sprach in Versen, und wußte die Seinigen so zu begeistern, daß sie ohne Harnisch, mit dem Gebrüll wilder Thiere, und an den Schilden nagend, auf die Feinde fielen. Dies hieß Berserksganzer, oder die Berserkische Wuth. Todte rief er aus den Gräbern. Auf seinen Schultern saßen zwei Raben, welche ihm in die Ohren raunten, was sie auf der Erde gesehen und gehört hatten. Morgens schickte er sie aus, und Abends kehrten sie wieder heim. Er wußte wo die Schätze der Erde verborgen lagen, und öffnete sich den Weg dazu durch seine Zauberrunen.

Dieser Gott hatte nur ein Auge, denn als er den Brunnen der Weisheit (Mimer) besuchte, ließ ihn der Aufseher desselben, der auch Mimer hieß, nur mit dem Verlust eines Auges trinken. Othin trank, ward weise, sah in die Zukunft, blieb aber einäugig.

Bei andern teutschen Völkern wurde Othin — Wodan genannt, und ebenfalls als Beherrscher der Götter, und als Gott des Kriegs und Friedens verehrt. Von ihm erhielt die Mittwoche die Benennung Othins- oder Wodanstag.

Thor.

Ein Sohn Othins und der Frigga, oder der Erde. Er war der Gott der Luft, des Donners und Blitzes. Zwei Böcke zogen seinen Wagen, von dessen Rollen der Donner entstand. In den Götterrath ging er aber zu Fuße, und mußte einige Flüsse durchwaten. Sein Zorn war furchtbar; wer die Götter beleidigte, den erschlug er mit seinem gewaltigen Hammer Niölner.

Als er einst schlief, stahl ihm der Riese Thrym diesen Hammer. Thor klagte es dem Loke, und sie gingen mit einander zu Frigga, der Göttermutter, welche dem Loke Flügel gab. Damit flog er ins Land der Riesen, und kam zu Thrym, der eben auf einem Hügel saß, und den Hunden das goldene Band umschnürte, und seinen Pferden die Mähnen strich. Loke fragte nach

dem Hammer. Der liegt acht Meilen unter der Erde, antwortete Thrym, und ich gebe ihn nur zurück, wenn du mir die Göttin Freya bringst, denn sie soll mein Ehegemahl werden. Loke kehrte nach Asgard zurück, und erzählte, wie es ihm ergangen. Die Götter und Göttinnen versammelten sich alle, und Freya zürnte heftig ob der Frechheit des Riesen. Da sie aber besorgten, die Riesen möchten Asgard erobern, wenn Thor seinen Hammer nicht wieder erhielte, so wurde, auf Heimdals Rath, beschlossen: Thor sollte sich in ein Brautgewand kleiden, und für die Freya ausgeben, und Loke in ein Mädchen. Dies geschah, und die beiden fuhren, auf Thors Wagen, ins Land der Riesen. Thrym, der König, ließ, am Abend, bei ihrer Ankunft, ein Mahl bereiten. Die Riesen tranken Bier; Einer aß einen ganzen Ochsen, acht Lachse, und den ganzen Nachtisch, der für die Braut aufgestellt war. Thor trank drei Eimer Meth. Thrym stutzte darüber, daß eine Braut so viel trinke, aber Loke, als Dienerin verkleidet, entschuldigte den Thor, und sagte: ob der Freude in das Riesenland zu kommen, habe Freya, den ganzen Tag über, nichts gekostet. Nun wurde der Hammer gebracht. Thor nahm ihn, und schlug den Thrym und alle Riesen damit todt.

Einst zog er mit seinem Diener Tialf und Loke auf Abenteuer aus. Sie kamen nach Utgard. Der König daselbst verlangte,

nach der Gewohnheit jener Zeit, daß ein jeder der drei Fremdlinge eine Probe seiner Geschicklichkeit oder Tapferkeit ablegen sollte. Loke rühmte sich, Keiner möge es im Essen ihm gleich thun, aber er wurde von einem Gegner besiegt, der nicht nur alles Fleisch, sondern auch alle Knochen verzehrte. Thor wollte Meister im Trinken seyn, doch war er nicht im Stande, ein Horn mit Getränke zu leeren. Tialf dachte nun durch seine Schnelligkeit im Lauf den Preis davon zu tragen, allein ihm that es ein ganz kleines Wesen zuvor. Nun meinte Thor, seine Stärke wenigstens werde man wohl bewundern müssen; aber er vermochte nicht, die Lieblingskatze des Königs vom Boden aufzuheben, und im Ringen überwand ihn ein zahnloses altes Weib.

Der König der Riesen sagte mit Lachen: Du, Loke, bist vom Feuer besiegt worden, welches die Gestalt eines Menschen hatte, und Fleisch und Knochen zugleich verzehrte; und du, Tialf, konntest dem Gedanken nicht vorlaufen, denn dieser wars, der mit dir lief; und du, Thor, trankest aus einem Horn, welches sich, in einem fort, aus dem Meere füllte; was du für meine Katze hieltest, war die Welt, und das zahnlose Weib der Tod.

Auch bei einigen andern teutschen Stämmen wurde Thor als Gott des Donners verehrt, und von ihm kam der Name: Thorstag oder Donnerstag.

Frigga.

Die Erde, und einerlei mit Hertha. Sie war die Gemahlin Othins, die Mutter des Thor, Balder und aller Asen. Im Rathe der Götter saß sie, mit Othin, auf einem Throne, von welchem man Himmel und Erde überschauen konnte. Ihr waren alle Schicksale der Menschen bekannnt, doch offenbarte sie dieselbe niemals. Ihre Bothschafterin hieß Gnaa. Sie hatte viele Vögel, besonders Habichte. Der, dem sie einen davon lieh, konnte die Gestalt des Vogels annehmen und fliegen. Das Gestirn Orion war der Spinnrocken der Frigga.

Es gab nun noch eine Menge Gottheiten vom zweiten Range. Wir wollen die vorzüglichsten anführen.

Aeger oder Ymer.

Der Gott des Weltmeers. Er kam einst nach Asgard, und wurde dort von den Göttern herrlich bewirthet. Nun lud er sie ein, nach drei Monaten bei ihm zu schmausen. Als aber die Götter erfuhren, daß er sie zum Besten habe, indem er nicht einmal einen Kessel zu einem so großen Mahl besitze, schickten sie den Thor an ihn ab, und ließen ihm drohen. Ymer erbat sich vom Thor einen Kessel, den er auch erhielt, und bereitete nun den Asen ein Mahl. Zu diesem Gelag kamen alle Götter und Einherien. Der Speisesaal wurde nicht durch Lichter, sondern durch hellglän-

zendes Gold erleuchtet. Die Gäste waren guter Dinge, und priesen den Wirth und seine Diener. Aber der tückische Loke ärgerte sich über dieses Lob, und tödtete einen Diener. Da schlugen die Götter ihre Schilde zusammen, sprangen auf ihn los, und verfolgten ihn bis an einen Wald. Darauf kehrten sie wieder zum Mahle zurück. Loke folgte ihnen von fern, trat wieder in die Halle, und lästerte alle Götter, die schreckliche Rache an ihm nahmen.

Balder.

Der Gott der Güte und Schönheit, Othins und Frigga's zweiter Sohn. Von ihm soll die Baldrianpflanze ihren Namen haben. Auf den Säulen seiner glänzenden Halle waren Runen eingegraben, die Todten zu erwecken. Balder hatte, seit einiger Zeit, schreckliche Träume von nahen Gefahren. Er erzählte es den Göttern, und Othin, tief bekümmert um das Schicksal des geliebten Sohnes, beschloß in die Hölle zu reiten, und den Geist einer Wole oder Wahrsagerin zu fragen. Von Othins Höllenfahrt hat sich ein herrlicher alter Gesang erhalten, den wir hier mittheilen.

Es erhob sich Othin,
Der Menschen Höchster,
Und nahm sein Roß,
Und schwang sich aufs Roß,
Und ritt hinunter
Zu der Hölle Thor.
Da kam ihm entgegen
Der Höllenhund.
Blutbespritzt
War seine Brust,
Mit offnem Rachen,
Und scharfem Gebiß,
Und Wuth und Schaum.
Er riß den Rachen,

Und bellt' entgegen
Dem Göttervater,
Und bellte lang.
Und fort ritt Othin,
Und die Erd erbebte.
Da kam er zum hohen
Höllenschloß,
Und ritt gen Aufgang,
Zum Höllenthor,
Wo die Seherin
Im Grabe lag.
Er sang der Weisen
Todtenerweckenden
Gräbergesang,
Und sah gen Norden,
Und legte Runen,
Und beschwor und fragte,
Und forderte Rede,
Bis sie zürnend endlich
Sich erhob und begann
Mit der Todtenstimme:
„Wer ist der Mann,
„Den ich nicht kenne,
„Der meine Ruh
„Zu stören beginnt?
„Ich lag mit Schnee,
„Mit Eis bedeckt,
„Mit Regen begossen,
„Mit Thau benetzt,
„Und lag so lange."
Ein Wandrer bin ich,
Ein Kriegerssohn.
Du sollst mir Kunde
Vom Höllenreich geben;
Ich will sie dir geben
Aus meiner Welt.
Jener goldne Sitz,
Wem ist er bereitet?
Jenes goldne Bett
Für wen steht es da?
„Für Balder steht es,
„Sieh da, der Trank,
„Der Honigtrank,
„Und der Schild liegt drauf!
„Bald werden um ihn
„Die Götter traueren!
„Unwillig red' ich,
„Nun laß mich ruh'n!"
Noch ruhe nicht, Jungfrau,
Ich frage weiter,
Und lasse nicht ab,
Bis ich alles weiß.
Sprich, wer wird Balder'n
Den Tod bereiten,
Und Lebens berauben
Othins Sohn?
„Hoder ist's,
„Der wird dem Bruder
„Den Tod bereiten;
„Und Lebens berauben
„Othins Sohn.
„Unwillig red' ich,
„Nun laß mich ruh'n!"
Noch ruh' nicht, Jungfrau,
Ich frage weiter,
Und lasse nicht ab,
Bis ich alles weiß.
Sprich, wer wird Hodern

Den Haß vergelten,
Und Balders Mörder
Zum Grabe senden?
„Im Westen wird Rinda
„Dem Othin zu Nacht
„Einen Sohn gebähren,
„Der, kaum gebohren,
„Wird Waffen tragen,
„Seine Hand nicht waschen,
„Sein Haar nicht kämmen,
„Bis er Balders Mörder
„Zu Grab gebracht.
„Unwillig red' ich,
„Nun laß mich ruhn."
Noch ruhe nicht, Jungfrau,
Ich forsche weiter,
Und laß nicht ab,
Bis ich alles weiß.
Wer sind die Jungfrau'n,
Die stumm dort weinen,
Und himmelan werfen
Im Schmerz den Schleier?
Noch das sprich mir,
Eher sollst du nicht ruhn!
„O du, kein Wandrer,
„Wie ich erst gewähnt,
„Du bist Othin selbst,
„Der Menschen Höchster."
Und du keine Weise,
Keine Seherin,
Drei Riesen Mutter
Vielmehr bist du.
„Weg, Othin, wandre
„Nach heim, hinweg,
„Und rühme daheim,
„Daß Niemand der Menschen
„Wie du's vermocht,
„Ausforschen wird,
„Bis einst der Arge
„Die Ketten bricht,
„Und die Götter fallen,
„Und die Welt vergeht,
„Und die Nacht beginnt."

Als Othin zurückkam und erzählte, was er vernommen, da wurde Frigga gar traurig, denn sie liebte ihren Sohn Balder vor allen übrigen Kindern. Darum beschwor sie alle Geschöpfe, ihm nicht zu schaden, und alles Lebendige und alles Leblose mußte ihr dies geloben. Nur die einzige Mispel übersah sie, welche am Thore Walhalla wuchs, und auch gar nicht gefährlich scheinen konnte.

Die Götter, nachdem sie die Beschwörung der Frigga gehört, trieben nun ihre Kurzweil mit Balder; er mußte sich in einen Kreis

stellen, und es wurde auf ihn mit Pfeilen geschossen, und mit Steinen geworfen, doch nichts mochte ihn verletzen. Der tückische Loke hatte aber durch List erfahren, daß Frigga die Mispel, als unschädlich, ausser Acht gelassen. Er riß sie darum aus der Erde, und kam damit zu Hoder, dem Bruder Balders, welcher blind war, und ausser dem Kreise stand. Du mußt auch nach deinem Bruder werfen, sagte er, und gab ihm die Mispel in die Hand, und führte ihm den Arm. Der Wurf traf, und Balder fiel todt zur Erde nieder. Da erstarb den Asen aller Muth, und selbst die Sprache. Alle waren tief bekümmert, am meisten jedoch Othin, denn er nur wußte, welchen Verlust die Asen durch Balders Tod erlitten hatten. Nicht einmal durften sie ihn rächen, weil Asgard zu heilig war.

Jetzt nahmen die Götter Balders Leiche, und trugen sie auf sein Schiff am Strande, und zündeten es an. Auch Balders Roß wurde in die Flammen geworfen.

Als nun Balders Leichnam zu Asche verbrannt war, trat Frigga zu den Asen und sprach: Wer will, mir zu Lieb, hinunter zur Hela, und ihr Lösegeld bieten für meinen Sohn?

Hermode, der Schnelle, erbot sich hiezu, und sein Vater Othin gab ihm sein eignes Pferd. Neun Tage und neun Nächte ritt er durch finstre Thäler, bis er Giall, die Brücke des Höllenflusses erreichte. Eine Jungfrau, die an der Brücke saß, fragte ihn um

Geschlecht und Namen? Gestern, setzte sie hinzu, gestern ritten fünf mal fünf tausend Todte herüber, und die Brücke erbebte weniger, als vom Hufschlag deines Rosses. Auch hast du nicht die Farbe der Abgeschiedenen. Was suchst du hier?

Ich suche meinen Bruder Balder, antwortete Hermode. Hast du ihn nicht auf Hela's Wegen gesehen?

Wohl ritt er über die Brücke, erwiederte die Jungfrau, allein die Todtenstraße liegt weiter hinab gegen Norden. — Hermode setzte seine Reise fort, und kam bis zum Todtengitter, über welches er mit seinem Roß hinwegsprengte. Da fand er jetzt seinen Bruder in Hela's Wohnung, und blieb die Nacht über bei ihm. Am andern Morgen aber ging er zu Hela, und bat, ihn loszugeben. Sie antwortete: Wenn alle Dinge auf der Welt, alle lebendigen und alle leblosen Geschöpfe um Balder weinen, so soll er wieder zu den Asen zurückkehren; ist aber nur Eins, welches nicht weint, so muß er bei mir bleiben.

Hermode kam mit diesem Bescheid nach Asgard, und die Asen schickten alsbald Bothen aus in alle Welt, und alle Geschöpfe wurden aufgefordert, Othins geliebten Sohn aus dem dunklen Reiche der Hela herauszuweinen. Alle ließen sich dazu bereit finden, Männer und Weiber, Erde, Bäume, Steine und Metalle. Schon wollten die Bothen fröhlich zurückkehren, da sahen sie noch, in einer

abgelegenen Höhle, eine Zauberin. Sie baten diese auch um eine Thräne für Balder. Sie gab aber zur Antwort: Meine Augen sollen trocken bleiben. Hela behalte was sie hat. Unter der Gestalt der Zauberin war Loke verborgen.

Braga.

Gott der Weisheit, Dichtkunst und Beredsamkeit. Die Dichtkunst hatte von ihm den Namen Bragur. Er war ein Sohn Othins und der Gemahl der Iduna. Seine Harfe hieß Telyn.

Den Schatten der gefallenen Helden mußte er, vor Walhalla, entgegen gehen, und sie mit dem Gruße der Unsterblichkeit begrüßen. Bei den Leichenbegängnissen der Könige im Norden saß der Thronfolger so lange auf einem Schemel vor dem Throne, bis das Horn Bragafull (Braga's Becher) herbeigebracht wurde. Dann stand er auf, that irgend ein wichtiges Gelübde, leerte den Becher, und durfte nun erst den Thron besteigen.

Loke.

Die einzige böse Gottheit des Nordens. Loke war der Sohn eines Riesen, verschlagen, arglistig, und immer auf Ränke bedacht. Nachdem er Balders Tod veranlaßt hatte, floh er, vor dem Zorn der Götter, und baute sich, auf einem hohen Berge, eine Wohnung, mit vier Aussichten in die Welt. Doch hatte er das Herz, beim Gastmahl zu erscheinen, welches Aeger den Göttern gab. Dort

läſterte er die Aſen, wie ſchon erzählt worden, und verwandelte ſich hierauf in einen Luchs, damit er ihren Händen entwiſchen möchte, und ſtürzte ſich ins Waſſer. Aber Thor erhaſchte ihn beim Schwanz; er wurde gebunden, und auf drei ſpitzige Felſenſtücke gelegt. Ueber ſein Antlitz hing man eine giftige Schlange. Sigyna, ſeine Gemahlin, ſetzte ſich neben ihn, und faßte in einem Becken das Gift auf. War das Gefäß voll, ſo trug ſie es hinweg; da unterdeſſen aber das Gift auf Loke fiel, bekam er ſo heftige Zuckungen, daß die Erde davon erzitterte. Dadurch entſtanden die Erdbeben.

In dieſer gräßlichen Lage mußte Loke bleiben, bis zur Götterdämmerung.

Mit einer Rieſin hat er drei Ungeheuer erzeugt, den Wolf Feuris, welcher einſt die Sonne verſchlingen wird, die Schlange Jormungandur, und Hela, die Göttin der Unterwelt.

Tyr.

Der Gott der Kühnheit und Stärke. Die Aſen wollten den Wolf Feuris aufziehen, aber nur Tyr getraute ſich, das grimmige Thier zu füttern. Als nun der Wolf heranwuchs, und die Götter der traurigen Weiſſagung gedachten, da verſuchten ſie es zweimal, ihn zu binden, aber jedesmal zerriß er die Stricke. Nun ſchickten ſie einen Bothen ins Land der ſchwarzen Geiſter, da war ein Zwerg, der machte ein Band, welches, dem Anſehen nach, ſehr

schwach und gebrechlich war. Die Götter führten hierauf den Wolf auf die Insel eines See's, um ihn dort zu binden. Allein Feuris, der sprechen konnte, setzte sich lange dagegen, doch ließ er sich endlich bereden, unter der Bedingung, wenn ihm Einer die Hand in den Rachen steckte. Tyr that's, aber der Wolf biß ihm die Hand ab, doch konnte er sich von dem Bande des Zwerges nicht mehr los machen. Die Asen zogen das Ende desselben durch einen großen Felsen, der fest in der Erde lag, und banden es an ein anderes Felsenstück, welches sie tiefer gelegt hatten. Feuris sperrte seinen Rachen grimmig auf, und die Götter warfen ein Schwert hinein, so, daß die Spitze herausſah. So blieb er festgebunden, bis zur Götterdämmerung.

Widar.

Auch ein Sohn Othins, und der Gott der Verschwiegenheit. An Stärke war er fast dem Thor gleich. Er trug ungemein dicke Schuhe, die aus weggeworfenen Ledertheilchen verfertigt wurden. Daher war der Glaube entstanden, man mache sich den Asen gefällig, wenn man dergleichen Abfall fleißig wegwerfe. Mit diesen Schuhen ging Widar durch die Luft und auf dem Wasser.

Freya.

Die Göttin der Liebe, eine Tochter Niords, der sie zu den Asen brachte. Sie wurde mit Niord vermählt, der sie in der Folge

verließ. Sie eilte ihm nach, verlor aber zuletzt seine Spur, und weinte seitdem Thränen, wie Gold so roth.

Sie trug ein goldenes Kleinod, Brisinger genannt, und in ihren himmlischen Palast nahm sie alle züchtige und tugendhafte Weiber auf. Ihr Wagen wurde von zwei Katzen gezogen. Ihr Fest, (Juelfest) fiel in die Mitte des Dezembers, und dauerte sieben Tage. Es wurde ihr alsdann ein Eber geopfert. Ueber den Borsten dieses Ebers schwur man, und that Gelübde. Uebrigens heißt Juel in der gothischen Sprache das Sonnenrad. Von der Freya kommt der Name Freyatag, oder Freytag.

Gefiona.

Eine Jungfrau und die Göttin jungfräulicher Unschuld. Sie beschützte die keuschen, frommen Mädchen, und nahm sie, wenn sie unverheirathet starben, in ihre himmlische Wohnung auf. Die Schicksale der Menschen kannte sie so gut als Othin.

Gna.

Sie mußte die Bothschaften der Götterkönigin, Frigga, ausrichten, sowohl im Himmel und in der Hölle, als auf Erden. Zwar hatte sie keine Flügel, aber sie durchritt die Luft auf einem Rosse, welches vor keinem Element sich scheute, und sogar durchs Feuer ging.

Hela.

Diese Tochter Lok's und einer Riesin wurde, mit ihren Geschwistern, im Riesenlande erzogen. Da aber die Asen wohl wußten, welches Unheil diese Zucht hervorbringen würde, verstieß Othin die Hela in die Nebelwelt, oder nach Nifelheim. Dort herrschte sie über die neun Welten des unterirdischen Reichs, wohin alle die gebracht wurden, welche nicht auf dem Schlachtfelde fielen, sondern an Krankheit, oder auf sonst eine Art starben. Man dachte sich diese Beherrscherin der Hölle als gräßlich an Gestalt — ihr Leib war zur Hälfte blau und mit Haaren bedeckt. Das Erbarmen war ihr fremd. Vor Nifelheim ergoß sich der finstre Strom Giall, der eine Brücke hatte, über welche alle Todten mußten. Hela wurde von zwei Höllenjungfrauen bedient, und ihre Wohnung bewachten der Höllenhund und die Höllenschlange.

Iduna.

Die Göttin der Unsterblichkeit und der ewigen Jugend, mit Braga vermählt. In ihrer Hand trägt sie goldne Aepfel, die in den alten Mysterien geheime Kenntnisse bedeuteten.

Einst nahmen Othin, Loke und Hämr Menschengestalt an, und zogen durchs Land der Riesen. Nach langer Wanderung im wilden Gebirge kamen sie in ein lustiges Thal, wo Rinder weideten. Die Asen hatten Hunger; sie schlachteten einen Ochsen, und machten

Feuer an, um ihn zu braten. Aber das Fleisch blieb roh, und das Feuer schien seine ganze Kraft daran zu verlieren. Als die Götter sich hierüber wunderten, rief ein Adler von einer benachbarten Eiche herab: Wenn ihr mich nicht zu eurem Mahle ladet, werdet ihr umsonst braten. Die Götter versprachen es ihm, und der Adler flog alsbald zu ihnen herab, und verzehrte, im Augenblick, einen guten Theil des Ochsen. Darob ergrimmte Loke, und schlug auf ihn mit einer Keule. Allein der Adler faßte das Ende der Keule, und zog den Loke, welcher den Griff noch in der Hand hielt, mit Bißesschnelle in die Höhe, und flog mit ihm über Felsen und Abgründe. Der Riese schrie und wehklagte. Endlich versprach der Adler, ihn loszulassen, wenn er die Iduna mit ihren Aepfeln, durch eine List, aus Asgard zu locken gelobte. Er schwur es, und wurde frei.

Um aber sein Wort zu erfüllen, erzählte er Idunen, bei seiner Heimkehr, er habe in einem Hain goldne Aepfel gefunden, weit kostbarer, als die Ihrigen. Die Göttin wollte ihm nicht glauben, da schlug er ihr vor, mit ihm in den Hain zu gehen, und ihre Aepfel mitzunehmen, damit sie sich durch den Augenschein überzeuge. Iduna ließ sich täuschen, und ging mit Loke nach dem Walde; doch hatten sie kaum die Götterstadt im Rücken, als der Adler herabschoß, und die Göttin davon trug. Dieser Adler war der mächtige Riese Thiasse; er brachte seine Beute glücklich in sein Reich, Thry-

heim oder Jötunheim. Als nun die Asen des andern Tags die Iduna nicht mehr fanden, und von den Aepfeln, deren Genuß ewige Jugend gewährte, nicht mehr essen konnten, wurden sie traurig, und bald fingen ihre Haare zu bleichen an, ihre Wangen fielen ein, und das Feuer ihrer Augen erlosch. Da einige von ihnen wußten, daß Loke mit der Iduna aus Asgard gegangen sey, schöpfte man Argwohn gegen ihn; er wurde vorgeladen, und mit furchtbaren Qualen bedroht. Da erzählte er das Begebniß, versprach aber auch, die Göttin wieder zurück zu bringen. Frigga mußte ihn, zu dem Ende, in einen Falken verwandeln, und ihm zugleich die Kraft der Verwandlung mittheilen. So flog er nach Jötunheim, wo der Riesenkönig eben aufs Fischen ausgefahren war. Iduna saß einsam und allein am Fenster ihres fest verschlossenen Gemachs, und schaute traurig vor sich hin. Loke setzte sich ihr auf die Schulter, und flüsterte ihr ins Ohr, wer er sey, und warum er gekommen. Hierauf verwandelte er die Göttin in eine Schwalbe, und beide nahmen ihren Flug eiligst nach Asgard. Thiasse kam bald wieder nach Hause, und gewahrte den Raub. Zornig warf er die Kleider ab, nahm die Gestalt eines Adlers an, und flog dem Falken und der Schwalbe nach. Diese hatten sich bereits auf einem Haufen von Reisern und Baumästen in Asgard niedergelassen. Der Adler schoß wüthend herab, aber die Götter zündeten das Holz an; der Adler schwindelte,

stürzte in die Flammen und verbrannte sich die Flügel. Da tödteten ihn die Asen. Iduna aber gab ihnen wieder von ihren Aepfeln, und sie blühten neuerdings in herrlicher Jugend.

Wara.

Die Göttin der Ehe, der Treue und der Wahrheit. —

Wir übergehen hier eine Menge anderer Göttinnen, von denen man nichts weiß, als ihre Namen, und wollen noch die bedeutsamsten Gottheiten des dritten Rangs anführen.

Die Nornen.

Es waren der Nornen drei, und sie geboten über die Zeit und die Schicksale der Menschen. Urd (vergangen) hieß die erste; Werande (gegenwärtig) die zweite, und Skuld (künftig) die dritte. Sie wohnten am Brunnen der Vergangenheit (Urdarborn) unter der Esche Ygdrasil (dem großen Weltbaum). Dieser Baum beschattete die Halle der Jungfrauen, die täglich herauskamen, um seine Wurzeln aus dem Brunnen zu begießen. Eben so kommen die Götter jeden Tag zu Pferd, über die Himmelsbrücke, und halten Gericht unter der Esche. Sie hat drei Wurzeln: die eine geht zu den Asen, und unter derselben quillt der Urdarborn; die zweite geht zu den Riesen nach Jötunheim, und unter ihr entspringt der Quell der Weisheit (Mimer). Die Dritte steht über Nifelheim; unter

dieser ist der Brunnen Wergelmer, von welchem die Höllenflüsse ausgehen, und der voll Schlangen ist.

Die Götter selbst fragen die Nornen, um ihre eigenen Schicksale zu erfahren.

Sie wurden im ganzen Norden verehrt, und zwar in Grotten und Höhlen.

Die Walkyren.

Die Göttinnen der Schlacht, und Othins Bothschafterinnen. Den Helden in Walhalla reichten sie den Trank. Sie wurden auf verschiedene Weise vorgestellt: Bald als schöne Jungfrauen, mit Helm und Schild, die auf flüchtigen Rossen dahin schweben, bald furchtbar und Grauen erweckend. Im eilften Jahrhundert, so erzählt eine nordische Sage, am Tage der Schlacht, in welcher nachher der Seekönig Randwer umkam, sah ein Krieger viele Personen zu einem Hügel reiten, an welchem sie alle verschwanden. Neugierig schlich er hinzu, und sah durch einen Spalt in den Hügel. Da erblickte er zwölf Frauen an einem Webestuhl. Es waren die Walkyren, welche ein Todesgewebe webten, und folgendes Lied sangen:

Umher wird's dunkel
Von Pfeilgewölken,
Sie breiten umher sich,
Wetterverkündend!
Es regnet Blut!

Auf, Todesschwestern!
Knüpfet an Spieße
Das Schicksalsgewebe,
Blutrothen Einschlags,
Zu Randwers Tod.

Wir weben Gewebe
Von Menschengedärm,
Menschenhäupter
Hängen wir dran,
Bluttriefende Spieße
Schießen wir durch,
Und sind mit Waffen
Und Pfeil gerüstet,
Und schlagen mit Schwertern
Das Sieggarn fest.
Wir kommen zu weben
Mit nackten Schwertern,
Eh die Sonne sinkt,
Werden Schilde spalten
Und Panzer brechen,
Und Schwerter treffen,
Daß die Helme tönen,
u. s. w.

So sangen die Jungfrauen, und als das Todesgewebe fertig war, riß jede daran, und behielt das blutige Stück. Hierauf gingen sie aus dem Hügel heraus, und bestiegen ihre Rosse. Sechs flogen nach Mitternacht, und sechs nach Mittag.

Den Walkyren wurden auch die sechs Schildjungfrauen beigezählt.

In der nordischen Götterlehre gab es noch ferner: neun Riesenjungfrauen; es gab neun Undinen oder Wassernixen; zwo Höllenjungfrauen; weise Elfen, die unter der Esche Ydgarsil wohnten, und schwarze, böse, unter der Erde; Iwidien oder Waldjungfrauen, welche die Gabe der Weissagung hatten; Zwerge, unter der Erde und auf Bergen, die Waffenschmiede waren; Riesen oder Halbgötter, denen hohe Weisheit zugeschrieben wurde, ꝛc. ꝛc.

Die Götterdämmerung.

Der Einführung des Christenthums im Norden mochte der alte Götterglaube mächtig entgegenstehen. Wahrscheinlich ersannen darum christliche Missionäre die Erzählung vom Untergang der Asen, und knüpften daran eine, vielleicht uralte, Sage, von einem ehemaligen oder künftigen Untergang der Planeten. So lautet die Erzählung.

Schreckliche Zeichen gehen dem großen Tage voran. Sechs Jahre wird der Winter die Erde bedecken, der Schnee herabstürzen, und die Sonne sich nicht mehr blicken lassen. Während dieser Zeit wird kein Friede mehr seyn unter den Menschen, und keine Gerechtigkeit, und der Tod seine Ernte halten auf den Schlachtfeldern.

Die Esche Ygradsil wird erbeben, und der Höllenhund Garmur seine Kette brechen.

Die Eisriesen kommen angezogen, und mit ihnen der Wolf Feuris. Der Riese Hräswelger (Leichenschwelger), der sich sonst, in Adlergestalt, am Ende des Himmels aufhielt, und mit dem Schlag seiner Fittige den Wind hervorbrachte, jauchzt und sättigt seine Gier an den Leibern der Gefallenen. Die Mispelheimer, aus dem Gebiet der Blitze, kommen auf dem Schiffe Nagelfar,

welches aus den Nägeln der Verstorbenen verfertigt ist. *) Sie besteigen ihre Rosse, unter ihrem Führer Surtur, der mit seinem glänzenden Schwert voran reitet. Durch einen Spalt des Himmels sprengen sie über die Götterbrücke, die unter ihnen einbricht, und kommen auf eine Ebene, wo sich Loke, und die von ihm erzeugten Ungeheuer, der Wolf Feuris und die Schlange Jarmungandur, nebst allen Eisriesen mit ihnen vereinigen. Der Gott Heimdall stößt in sein Horn; die Asen erschrecken, und Othin, samt den übrigen Göttern und Einherien, ziehen auf den Kampfplatz.

Othin, im goldnen Helm und glänzenden Harnisch, geht mit seiner Streitaxt auf den Wolf Feuris los; dieser aber reißt seinen Rachen so weit auf, daß der obere Theil den Himmel, der untere die Erde berührt, und verschlingt den Vater der Götter. Widar, Othins Sohn, eilt herbei, und tritt dem Wolf in den Rachen, den er so weit aufreißt, daß das Unthier davon berstet. Thor stürzt auf die Schlange Jarmungandur, und tödtet sie mit seinem Hammer, prallt aber neun Schritte zurück, und ersäuft in den Giftströmen, welche das Ungeheuer ausspeit. Tyr kämpft lange mit dem Höllenhund Garmur, bis beide zugleich fallen. Eben so

*) Daher beschnitt man sich, vor dem Tode, fleißig die Nägel, damit jenes heillose Schiff so spät als möglich fertig würde.

tödten sich Heimdall und Loke einander, und alle Asen kommen um. Asgard wird zerstört.

Die Sonne ist erloschen, die Sterne fliehen, die Erde sinkt ins Meer. Surtur, der Gott des Feuers und Götterfeind, zündet mit seiner Fackel die Welt an. Jetzt steigt

Alfadur (Allvater)

von oben herab, und hält Gericht. Er, der Gott aller Götter, wägt die Schicksale der Sterblichen. Nun kommen die guten Menschen nach Gimla, einer herrlichen Stadt gen Süden, wo der Ueberfluß wohnt; die Bösen aber müssen, auf ewig, nach Naastrand wandern, oder an das Leichenufer. Dort bestehen die Thore aus geflochtenen Schlangen, die ihre Köpfe einwärts kehren, und Gift ausspeien, daß ganze Ströme davon Naastrand durchfließen. Im Höllenflusse, der brennend heiß ist, nagt ein grimmiges Unthier die Verdammten.

Wenn nun aber die alte Erde und der alte Himmel durch die Flammen zerstört sind, so entsteigt dem Meere eine neue Erde und ein neuer Himmel, die von dem Einen und Alleinigen regiert werden, von dem, der war und seyn wird. Eine Tochter der Sonne und ein Sohn des Mondes erscheinen am Firmament, und laufen die Bahn ihrer Eltern, und ein neues Menschengeschlecht

verbreitet sich über die Erde. Felder und Bäume tragen von selbst, und Friede und Freude herrschen ununterbrochen.

Diese Sage hat sich, mit mancherlei Veränderungen, nicht nur im Norden fortgepflanzt, man findet ihre Spuren auch bei den meisten christlichen Völkern unserer Zeit; darum enthalten auch die mährchenvollen Götterlehren der Vorwelt nicht durchaus blose, phantastische Erfindungen; Manches darin gründet sich auf eine höhere Weltanschauung, und auf jenen Glauben an ein Heiliges und Ewiges, der dem Menschen eingebohren ist, und unsere Verwandtschaft mit dem Himmel beurkundet. Die Wahrheit bleibt jedoch nur rein im einfältigen, frommen Gemüthe und alle Räthsel der unsichtbaren Welt lösen sich im kindlichen Vertrauen.

Vom Handel und der Schifffahrt der alten Teutschen.

Dem Teutschen ging nichts über sein Schwert, und darum tauschte er wohl oft Waffen ein, mitunter auch Kleidungsstücke, aber den eigentlichen Handel überließ er den Sklaven, denn er hielt dies Geschäft seiner unwürdig. Später kam, in Germanien, der Sklavenhandel auf. Als man nämlich anfing, feste Niederlassungen zu gründen, und den Acker zu bauen, wurden viele Hände erfordert. Von nun an tödtete der Teutsche seine Kriegsgefangenen nicht mehr, wie in der frühern Zeit, sondern machte sie zu seinen Leibeigenen, die für ihn arbeiten mußten. Die Alemannen, Franken, Burgunder und Sachsen brachten von ihren Heereszügen oft ganze Menschenheerden als Sklaven zurück, und es entstanden zuletzt besondere Sklavenmärkte, wo man einen Menschen für ein Pferd kaufte, bisweilen für ein Stück Brotes. Dieser Unfug wurde erst durch das Christenthum, zwar nicht ganz abgebracht, doch sehr gemin-

dert und gemildert. Sonst kauften auch die Römer von den Teutschen Haare, Eiderdunen und eine Art Pomade, womit die Haare gefärbt wurden. Es brauchte lange Zeit, bis die Teutschen sich's gefallen ließen, Geld für ihre Waaren zu nehmen, und es hatte lange nur ein Tauschhandel Statt. Auch später nahm der Germane das Geld nicht ohne Mistrauen, weil er von den Fremden oft durch falsches Gold und Silber betrogen ward.

An den Küsten des Landes wurde Fischfang getrieben. Es wurden besonders viele Wallfische, Wallrosse und Häringe gefangen, und theils verbraucht, theils verkauft.

In der Schifffahrt waren die alten Germanen sehr geübt. Die Griechen gestanden schon den mit uns verwandten Scythen, unter welchen Anacharsis den Anker erfunden hatte, große Kenntnisse in der Schifffahrt zu, und Cäsar macht große Beschreibungen von den Schiffen der Kelten.

Die ältesten Fahrzeuge unserer Väter bestanden in ausgehöhlten Bäumen, dergleichen man noch jetzt bei wilden Völkern findet. Mitunter waren sie groß genug, um 30 Mann zu fassen, wurden aber nur von einem Steuermanne geführt. Später verfertigte man sie aus Weiden, und zog Thierfelle darüber, wodurch sie eine große Leichtigkeit gewannen. Solche Schiffe hatten die Britten, die Iren, die Sachsen und Normänner, und sie hießen, in

der gothischen, angelsächsischen und altfränkischen Sprache Scipa, Scip, Sceff, von schieben, etwas vorwärts treiben. Bald lernten die Teutschen auch größere Schiffe aus Holz bauen, und mit Eisen beschlagen. Einige ihrer Kriegsfahrzeuge, die im Norden Heerskip genannt wurden, konnten 200 Mann fassen. Die Gestalt war im Ganzen oval, vorn und hinten aber rund, und hier etwas erhöht, um den Wellen besser widerstehen zu können. Bisweilen war der hintere Theil so hoch, daß er gleichsam ein Kastell vorstellte. Der mittlere, etwas tiefere Theil des Rumpfs, enthielt die streitbare Mannschaft, die sich, im Nothfall, auf den Hintertheil zurück zog, und von dort aus die Vertheidigung fortsetzte. Im Innern waren die Schiffe mit Speeren, Schwertern, Bogen und Pfeilen behangen. Auf dem Vordertheile war der Kopf von einer Schlange, einem Ur oder Wallfische mit aufgesperrtem Rachen angebracht. Beim Landen wurde jedoch dieser Kopf gewöhnlich abgenommen, indem man den Wahn hegte, die Landgeister würden dadurch zurück geschreckt.

Die ganze Gestalt des Schiffs stimmte mit dem Kopfe überein. Zum Beispiel bei einem Drachenhaupt mußte auch das Schiff, in seinem ganzen Bau, diesem Thiere gleichen. Daher entstanden nun die uralten Sagen und Abbildungen von geflügelten Schlangen, die im Wasser mit einander kämpften, von Helden und Frauen,

die durch Greife ꝛc. entführt wurden, und dergleichen mehr. Es waren Schiffe, welche die Gestalten solcher Thiere hatten.

Ausserdem brachte man noch allerlei Schnitzwerk und Malereien an den Schiffen an. Die Masten waren schon im Gebrauch; der Anker bestand aus einem Stein mit einem hölzernen Doppelhaken. Einige behaupten, die alten Teutschen hätten auch Taue aus Seehundsfellen verfertigt. Das Theeren war ebenfalls schon üblich, und die Planken wurden mit eisernen Nägeln befestigt, dergleichen oft in alten Gräbern gefunden werden. Die Belgen bedienten sich des Schilfrohrs, um die Fugen zu verstopfen.

Die Teutschen konnten mit ganzem und halbem Winde segeln, was die römischen und griechischen Schiffleute nicht verstanden, auch mußten sich diese auf die Uferfahrt beschränken, während jene gleich in die hohe See gehen konnten. Bei trübem Wetter war dies freilich eine mißliche Sache, da der Kompaß noch fehlte. Bei hellem Wetter aber ließ man Vögel in die Luft fliegen, welche die Schiffer in dieser Absicht mit sich führten, und folgte dann der Richtung ihres Fluges. Auf solche Weise wurde Island durch einige Raben entdeckt. Man ließ sie auf einem Schiffe los, wo sie gerade aufwärts stiegen, und bald hierauf landwärts flogen.

Wann der Gebrauch des Kompasses entdeckt worden, wissen wir nicht, wohl aber ist es kaum zu bezweifeln, daß es, in früherer

Zeit, durch Teutsche geschehen, denn die 32 Punkte desselben werden, von allen europäischen Nationen, in teutscher Sprache genannt, so wie die Ausdrücke des Seewesens noch jetzt, in allen europäischen Sprachen gleichfalls teutsch sind. Auch wußten die alten Germanen schon das Geheimniß, durch Ausgießung von Oel die Wuth der Wellen zu besänftigen.

Ueberhaupt waren unsere Väter eben so unerschrocken und furchtbar zur See als auf dem festen Lande. Seit dem dritten Jahrhundert beunruhigten die Sachsen, Friesen und Franken mit ihren Schiffen, Gallien und Brittanien. Der römische Kaiser Probus hatte im Jahr 281 eine Kolonie von Franken an das schwarze Meer versetzt, wo sich dieselben einiger Schiffe bemächtigten, und die asiatischen und griechischen Ufer verheerten. Sie landeten nachher in Lybien und in Sicilien, wo sie Syrakus plünderten, durchstreiften die römische Provinz in Afrika, und schifften, mit reicher Beute beladen, durch die gaditanische Meerenge wieder in ihr Vaterland zurück.

Die Seeräuberei wurde von den nordischen Völkern zuletzt so ins Große getrieben, daß es, im baltischen Meer, eigene Könige gab, die keinen Fuß breit Landes besaßen, und doch über große Küsten- und Inselvölker geboten. Sie hießen Seekönige. Wenn ein solcher Seeheld starb, so wurde sein bestes Schiff entweder auf dem Lande mit ihm verbrannt, oder sammt dem Leichnam in die Tiefe des Meers versenkt.

Vom Bernstein und den Handelswegen der alten Teutschen.

Bei den Alten wurde der Bernstein sehr hoch gehalten, und dem Golde gleich geschätzt. Die Steinschneider behandelten ihn sehr häufig, und zierten ihn oft mit den schönsten kleinen Figuren, theils in erhabener, theils in vertiefter Arbeit. Auch wurden allerlei kostbare Gefäße daraus verfertigt; die Frauen trugen Halsbänder aus Bernstein, und die Kinder der Reichen und Vornehmen wurden damit geschmückt. Den größten Werth legte man darauf, wenn sich eine Fliege, Mücke, Ameise, oder sonst ein Landinsekt darin fand. Der Bernstein ist nämlich ein gelbliches Erdharz, und so lange er noch weich ist, bleiben oft Insekten daran kleben, die dann, bei der Verhärtung in den Stein eingeschlossen werden, und so ein kostbares Grab finden. Nach der Erzählung eines alten Schriftstellers hätte eine Camee oder eine Gemme *) aus Bernstein, mit

*) Cameen nennt man die hochgeschnittenen Steine, Gemmen — die tiefgeschnittenen.

einer menschlichen Figur, oft dreimal mehr gegolten, als ein wirklicher Mensch auf dem Sklavenmarkt. Die Römer, welche zur Zeit ihres nahen Falls, in wahnsinniger Verschwendung, alle Völker übertrafen, ließen ganze Jagdzeuge mit Bernstein verzieren, Griffe zu Dolchen, Messern, und allerlei Geräthschaften daraus verfertigen.

Von der Entstehung des Bernsteins erzählt die alte Fabel folgendes Mährlein. Als Jupiter den Phaeton in den Eridanus hinabschleuderte, weil er mit den Sonnenpferden so ungeschickt umging, da standen die Schwestern des Jünglings, die Heliaden, am Ufer und wehklagten. Sie wurden in schwarze Pappeln verwandelt, und jährlich, am Todestag ihres Bruders, weinen die Verwandelten noch bittere Thränen, die aus der Rinde hervordringen, in den Strom fließen, und dort zu Bernstein werden.

Dieser Stein wurde zuerst an der Einmündung des Rheins in die Nordsee gefunden, und erst später an den Küsten der Ostsee. Dort entdeckten ihn die Phönicier, die schlauesten Seefahrer und Handelsleute jener Zeit. Um aber den Gewinn für sich allein zu haben, und andere Völker von der Fahrt an die germanische Küste abzuschrecken, ersannen sie eine furchtbare Erzählung. Der Weg dahin, sagten sie, führe durch ein Meer voll Schrecken und Gefahren, nahe den Pforten der Unterwelt vorbei, und zuletzt gelange

man zu einem himmelhohen Fels, von welchem der Quell der Oceans herabstürze.

Aus diesem Mährlein leuchtet doch einige Wahrheit hervor. Der Rhein bildete damals noch einen ungeheuren See, und war, bei Bingen, durch eine gewaltige Felsenwand geschlossen. Ueber diese Wand herab stürzte er nun, als ein furchtbarer Katarakt, und nahm seinen Weg in das teutsche Meer oder die Nordsee.

Die Massilioten, griechische Colonisten, die sich im heutigen Marseille niedergelassen hatten, und gleichfalls sehr unternehmend waren, fanden, später, das Geheimniß der Phönicier, und holten den Bernstein am Rheine. Sie legten einen Handelsweg an, am Strom aufwärts, bis zum Po und zur Rhone.

Der Bernstein an der preussischen Küste wurde von Normännern, besonders Jüten, abgeholt, und an die Massilioten vertauscht. Drei Handelswege gab es von dort, für dieses damals so wichtige Produkt: Einen auf dem Ocean, durch massilische Schiffe; Einen zu Lande, bis zum adriatischen Meerbusen, und Einen auf dem Dnieper zum schwarzen Meere hin.

Der Kaiser Nero konnte des Bernsteins nicht genug haben. Er sandte darum einen römischen Ritter an die preussische Bernsteinküste, der ihm von da eine ungeheure Menge zurückbrachte. Von

J. W. Mettenleiter inv. & del. F. Oberthür sculp.

HANDEL UND SCHIFFAHRT DER TEUTSCHEN.

dem Könige der Esthen allein hatte der Römer 13,000 Pfund zum Geschenk erhalten.

Den Weg den Dnieper hinauf in die Ostsee nahmen auch manchmal asiatische Kaufleute. Einst wurden mehrere derselben durch Sturm an die teutsche Küste verschlagen, und nach dem abscheulichen Strandrecht, welches noch bis in unsere Zeiten ausgeübt worden, von einem Könige oder Häuptling daselbst zu Sklaven gemacht, der sie nachher dem römischen Proconsul in Gallien zum Geschenk sandte.

Die ersten Schiffe waren so eingerichtet, daß sie zu Lande fortgetragen oder auf Walzen fortgeschafft werden konnten. Jene asiatischen Kaufleute kamen vom schwarzen Meer den Dnieper herauf, gingen mit ihren Schiffen an die Düna, und steuerten von da ins baltische Meer.

Ueberhaupt waren Schifffahrt und Handel in den früheren Zeiten unserer Väter mehr ausgebreitet, als man gewöhnlich glaubt. In den alten Rheinstädten, Strasburg, Speier, Worms, Mainz, Cöln ꝛc. befanden sich viele römische Handelsleute, die mit den benachbarten Teutschen verkehrten. Im mittlern Germanien verkauften die Einwohner blos an die Römer, duldeten aber keine römischen Waaren. Marbod, der Markmannen König, nahm auf seiner Burg die römischen Handelsleute auf, und man findet auch in den

Rhein- und Donaugegenden eine Menge Grabsteine mit den Namen römischer Kaufleute. Auch gereicht es unsern Vätern zur Ehre, daß mitten unter kriegerischen Bewegungen der fremde Kaufmann meist sicher und ungestört seine Straße ziehen konnte.

Kriegsfahrten der ältesten Teutschen.

Das Land der Gallen war fruchtbarer und blühender, als das wald- und sumpfreiche Land der Germanen; darum beschlossen einige teutsche Stämme, über den Rhein zu gehen, und sich, in den Sitzen ihrer Nachbarn, niederzulassen. Sie thaten sich in einen Bund zusammen, der zuerst Heermannei und später Arimannei genannt wurde, wählten einen Anführer, und bemächtigten sich des belgischen Galliens. Dies geschah lange vor der christlichen Zeitrechnung, und ohngefähr 150 Jahre früher, als Cajus Julius Cäsar an den Rhein kam.

Da dieses Unternehmen geglückt war, so verbreitete sich die Kunde davon durch alle germanische Gauen, und viele Völkerschaf-

ten rüsteten sich zu ähnlichen Heerzügen und Wanderungen. Unter andern thaten dies auch die Kimbrer und Teutonen, die in Jütland und Holstein wohnten. Sie wußten wenig von Gesetz und Ordnung, und verließen sich auf ihres Armes Stärke. Ihr Weg ging gegen die Donau nach Illyrien. Mit Schrecken vernahmen die Römer die Nachricht von dem Anzuge dieser wilden, streitlustigen Horden, denn sie selbst waren weichlich geworden, nachdem sie die Schätze der übrigen Völker geplündert hatten, und mit den Tugenden ihrer Väter war auch der Muth und die hohe Vaterlandsliebe derselben von ihnen gewichen. Unter Roms vornehmen Geschlechtern fand sich auch nicht ein Mann, der zum Heerführer taugte, und das Reich der Welteroberer wäre schon damals zusammengestürzt, hätte nicht Cajus Marius gelebt, ein Mann aus dem Volke, aber tapfer, klug, und von großer Kriegserfahrenheit.

Furchtbare Gerüchte hatten die Zahl der anrückenden Feinde als unermeßlich angegeben; wirklich soll sich dieselbe auch, ohne Weiber und Kinder, auf 300,000 rüstige Männer und Jünglinge belaufen haben. Der römische Senat sandte eiligst den Konsul Papirius Karbo gegen sie ab. Bei Noreja, in der heutigen Steyermark, unter den Judenburger Alpen trafen die Kimbern und Römer zusammen. Die Teutonen hatten einen andern Weg genommen, und

sich anfänglich gegen den Rhein gewendet, um dort neue Wohnsitze zu suchen.

Der Anblick der wilden Riesengestalten, ihre blitzenden Augen und seltsamen Waffen brachten unter den römischen Legionen die größte Bestürzung hervor, und diese wurde noch vermehrt durch den gräßlichen Schlachtruf, in welchen sich das Getön der Schilder und Schwerter mischte. Die Römer wurden, nach kurzem Widerstand, besiegt, aber die Kimbern verfolgten den Feind nicht; sie plünderten und zerstörten Noreja. Hierauf zogen sie den Teutonen entgegen, vereinigten sich mit ihnen, verheerten Gallien, Belgien und die meisten rheinischen Landschaften. Von den damals noch gar muthigen Belgiern wurden sie jedoch zurückgetrieben, und auch von den Keltiberern in Hispanien, denn bis in dieses Reich hatten sie sich mit ihren Waffen Bahn gemacht.

Obgleich die Kimbern und Teutonen bei ihren Kriegsfahrten manchen Verlust erlitten, so gewannen sie doch immer wieder neue Stärke durch Stämme, die sich mit ihnen verbanden. Dies thaten, unter andern, auch die Ambronen und Tiguriner, die damals in Helvetien (um das heutige Bern und Basel) ihre Wohnsitze hatten.

Vier Jahre lang dauerten die Drangsale, welche diese streifenden und schweifenden Schaaren über einen Theil von Germanien und Gallien brachten. Da fiel ihnen wieder das schöne Land Ita-

lien ein, und schnell wurde der Entschluß gefaßt, sich dort bleibend niederzulassen. Doch wollten sie diesmal nicht gleich Gewalt brauchen, sondern die Römer freundlich um Gewährung ihres Wunsches begrüßen.

Sie ordneten eine Gesandtschaft ab an den Konsul Silanus, der bereits gegen sie im Feldlager stand, und an den Senat. Wir wollen des römischen Volkes Bundesgenossen seyn, lautete der Antrag, und mit ihm im Frieden leben, wofern es uns einiges Land abtritt, wo wir uns niederlassen können.

Rom wies den Antrag zurück, und die Teutonen samt ihren Genossen griffen zu dem Schwert. Zuerst wurde der Konsul Silanus geschlagen, und später, von den Tigurinern, Lucius Cassius, dem die Römer, nach der ersten Niederlage, den Oberbefehl vertraut hatten. Der größte Theil des römischen Heeres blieb diesmal auf der Wahlstätte liegen, und der Rest, der gefangen ward, mußte schwere Lösung geloben.

Jetzt rückte Skaurus mit dem dritten Heere ins Feld, und erfuhr das Schicksal seiner beiden Vorgänger. Er wurde gefangen, und vor die teutschen Häuptlinge geführt. Hier benahm er sich mit altrömischem Trotz, der dem schmählich Ueberwundenen wenig ziemte, und sprach drohend: Die Alpen möcht ihr wohl übersteigen, aber nie die Römer besiegen. Solcher Uebermuth verdroß die Teutschen,

und einer ihrer Führer, Bojorik mit Namen, durchstach den Römer mit dem Schwerte.

Zu Rom wurden nun zwei neue Heere ausgerüstet, und unter den Feldherrn Cajus Manlius und Servilius Cäpio den Feinden entgegen gesandt. Beide Führer waren uneins, und dies gereichte ihnen zum Verderben. Die Teutonen und ihre Kampfgenossen boten nochmals Frieden an. Cäpio verweigerte ihn, und die Römer erlitten die schrecklichste Niederlage. Ihrer achtzigtausend deckten mit ihren blutigen Leibern das Schlachtfeld, beide römische Lager wurden erobert, und alles der Zernichtung geweiht. Die Sieger, in ihrer Wuth, zerrissen die römischen Gewänder, tödteten die erbeuteten Pferde, mordeten die Gefangenen, und warfen alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten, die ihnen in die Hände fielen, in die Rhone.

Jetzt kam bleiches Schrecken über Rom, und später nannte man daselbst jede solche Angst eine Kimbrische. Auch war es wirklich um die Weltherrn geschehen, wenn nicht, sichtbar genug, eine höhere Hand, den Untergang des Römerreichs noch aufgehalten hätte. Marius kam, zu dieser Zeit, als Sieger aus Afrika zurück, und wurde zum Konsul und Feldherrn ernannt. Wie nach der Schlacht bei Noreja, versäumten die Kimbern und Teutonen auch diesmal die Gunst des Augenblicks, denn wenn sie, ohne Zaudern,

über die Alpen gingen, so war Rom ohne Rettung verloren. Aber sie rasteten einige Tage, und dann plötzlich, als ob die Unsichtbare, welche die Schicksale der Länder und Völker wägt, ihnen den Sinn verwirrt hätte, wendeten sie sich zum zweitenmale nach Spanien, und gaben dem Marius Zeit, sich zu rüsten, und seine Krieger zu ordnen und zu üben. Als sich jene nun wieder den Alpen näherten, eilte der Römer mit seinen Schaaren an die Rhone, wo er ein festes Lager bezog. Zu ihrem Unglück trennten sich die Kimbern und Teutonen abermals; jene wollten durch Norikum brechen, wo der zweite Römerkonsul, Lutatius Katulus, stand, diese aber zogen gegen den Marius, der jedoch, klüglich, ein Treffen vermied, damit sich seine Soldaten erst an den furchtbaren Anblick der Feinde und ihrer Waffen gewöhnen möchten. Die Teutonen versuchten manchen Angriff auf die römischen Verschanzungen, jedoch ohne Erfolg, und ohne daß die Römer aus ihrer guten Stellung hervorkamen. Den Teutschen erschien dies als Verzagtheit. Lassen wir, riefen sie, lassen wir die Memmen hinter ihrer Brustwehr und ihren Gräben stehen, und nehmen unterdessen ihre Stadt und ihr Land in Besitz.

Treu diesem Vorsatz brachen sie auch wirklich auf, und nahmen ihren Weg am römischen Lager vorüber, und fragten die

Römer spottend: ob sie etwas nach Rom zu bestellen hätten, an ihre Weiber und Kinder?

So groß war die Macht der Teutonen, daß ihr Zug am Lager vorüber sechs Tage dauerte. Marius folgte ihnen aber mit großer Vorsicht nach, und so kamen beide Heere bis Aquä Sextiä, dem heutigen Aix in der Provence. Die Alpen liegen in geringer Entfernung von diesem Ort, darum wollte Marius es nun auf eine Entscheidung ankommen lassen und des günstigen Augenblicks wahrnehmen.

Die Teutschen lagerten an einem Flusse, die Römer aber mangelten des Wassers. Als sie nun darob murrten, zeigte Marius auf die Feinde hin und sagte: Dort ist welches zu holen! Viele Haufen seiner Soldaten zogen nun, bewaffnet, zu dem Flusse. Die Ambronen machten die Vorhut der Teutonen — sie hatten das Ufer besetzt, und eine große Zahl derselben badete sich im Strome, denn sie dachten an keinen Angriff, weil Marius so lange gezaudert hatte, und sie zu fürchten schien. Jetzt entspann sich aber ein Kampf, der bald allgemein wurde. Wüthend drangen die Ambronen über den Fluß, doch die Römer verstärkten sich mit jedem Augenblick, und die Teutschen geriethen nach langem, blutigem Widerstand, in eine wilde Flucht. Die Römer setzten ihnen nach bis zu ihrer Wagenburg. Jetzt stürzten, mit furchtbarem Geschrei, die

SCHLACHT DES MARIUS.

teutschen Weiber hervor, trieben die Ihrigen mit Hohnworten ins Gefecht zurück, und stellten sich selbst dem Feind entgegen, der, ob dieser Erscheinung, zu stutzen anfing. Mit starker Hand entrissen die teutschen Frauen römischen Soldaten Schild und Schwert, und empfingen die Todeswunde in die zarte Brust. Das Treffen dauerte bis in die Nacht, und blieb unentschieden. Die Römer zogen sich in ihr Lager zurück. Unendliches Zagen ergriff sie. — Daß die Weiber der Teutschen mit wahrem Löwenmuth, sich in den Kampf gestürzt, und das wankende Gefecht wieder hergestellt, mußte sie gewaltig erschüttern, und war ihre Kriegskunst schon an der Vorhut der Teutonen gescheitert, wie durften sie hoffen, die gesammte Macht zu überwältigen? Die tiefe nächtliche Stille vermehrte noch das ängstliche Besorgniß, und jeden Augenblick fürchteten die Römer einen Angriff. Plötzlich, wie ein Orkan sich um Mitternacht erhebt, erscholl jetzt der teutsche Kriegsgesang, und hallte von den Bergen zurück. Selbst Marius erblaßte; — er befahl seinen Kriegern, das Geschrei der Feinde nachzuahmen. Sie thatens wohl, aber nur schwach, da ihre Stimmen bebten. Die Teutschen verließen indeß ihr Lager nicht, und versäumten sogar den folgenden Tag, wodurch ihre Feinde wieder Fassung gewannen, und der römische Feldherr Zeit, den Plan zur Schlacht anzuordnen. Diese geschah Tags darauf; die Römer hatten den Vortheil der Stellung, und

als vollends ein feindlicher Hinterhalt den Teutschen in den Rücken kam, war ihre Niederlage unvermeidlich und allgemein. Eine große Zahl blieb auf der Wahlstatt, und viele wurden gefangen. Mit den Gebeinen der Erschlagenen sollen nachher die Massilier ihre Weinberge eingefaßt haben.

Unter den Gefangenen befand sich auch Teutobach, der Heerführer der Teutonen nebst vielen teutschen Frauen. Als sie vor den Marius gebracht wurden, sprachen diese zu dem Römer:

„Wir wollen frey seyn und Vestalinnen werden, oder sterben."

Der trotzige Feldherr gebot jedoch, im stolzen Grimm seines Herzens, sie gefangen zu halten, damit sie in Rom seinen Triumph schmückten. Sie wollten aber diese Schmach nicht über sich kommen lassen, und tödteten sich in der Nacht.

Die Kimbern, welche unterdessen, auf der andern Seite der Alpen, in Italien einzubrechen suchten, wurden anfänglich vom Glück begünstigt. Katulus floh vor ihnen bis an die Etsch zurück, und auch dort trieben sie den Römer aus seinen Schanzen, und wollten nun die Ankunft der Teutonen abwarten, deren Niederlage ihnen unbekannt war. Dadurch gewann Marius Zeit, zum Heere des Katulus zu stoßen. Die Kimbern boten jetzt den Römern noch einmal friedliche Nachbarschaft an und verlangten Ländereien. Allein jene erzählten ihnen mit Hohn die Niederlage ihrer Genossen,

und ließen, zum Wahrzeichen, die gefangenen Häuptlinge vorführen. Da sagte Bojorik zum Marius: So entscheide dann das Schwert, wer fortan der Herr dieses Landes sey. Wähle den Tag und den Ort, wo wir kämpfen wollen als rechtliche Männer. Der römische Feldherr war jedoch zu schlau, um in ein so offenes Begehren zu willigen; allein den Kampf nahm er an, und benutzte einen Tag, da zuerst der Nebel und später die Sonne und der Staub den Kimbern nachtheilig waren. Die Schlacht währte lange und blutig, wie kaum eine. Das vorderste Glied des kimberischen Heeres war mit Ketten vereint, damit keiner von dem andern sich trennen möchte. Hundert vierzig tausend kimberische Männer sollen auf dem Platz geblieben, und sechzig Tausend gefangen worden seyn. So logen die Römer in ihren Berichten und Geschichtbüchern. Bojorik sank unter den letzten der Seinigen, nachdem er wie ein Löwe gestritten, und fiel auf einen Hügel von Leichen, die sein Arm gehäuft hatte. Auch die kimberischen Weiber mischten sich in die Reihen der Ihrigen, und neben dem Gatten lag die todte Gattin, neben dem Jüngling die Braut. Die, derer das Schwert schonte, zogen sich in die Wagenburg zurück, und verlangten von den Römern, daß man ihnen ihre Freyheit lasse und ihren Gottesdienst. Aber weder das Flehen der Schönheit und des Unglücks, noch das Geschrei der Kinder vermochte die Eisrinde um das Herz des Marius zu

schmelzen. Tod oder Sklaverei — lautete seine Antwort. Die Frauen aber wählten den Tod für sich und ihre Kleinen. Viele fanden ihn im Handgemenge mit den Römern, und die andern schnitten das Geflecht der langen blonden Locken ab, und erwürgten sich mit den eigenen Haaren. Selbst die kimberischen Hunde scheuten die Sklaverei der Römer; sie vertheidigten wüthend die Hütten ihrer Herrn, die diese auf Wagen mit sich führten, und mußten alle getödtet werden.

So endigte dieser unglückliche Kriegszug der Teutonen und Kimbern. Ausgerottet waren aber darum diese beiden Völkerschaften keineswegs. Kimbern findet man später wieder in der Geschichte, auf der Halbinsel am Ausflusse der Elbe in das Meer, und andere zogen nach Belgien, wo sie sich am Rheine niederließen.

Vom König Arveſt und ſeinem Kriege mit den Römern.

Drei galliſche Völkerſchaften waren mit einander in Streit gerathen; die Aeduer, welche im nachherigen Herzogthum Burgund wohnten, und die Arwerner und Sequaner, von denen die erſten in Auvergne, die andern um Biſanz und in der Grafſchaft Burgund ihre Sitze hatten. Die Aeduer blieben Sieger, aber die Beſiegten riefen den teutſchen Fürſten Arveſt oder Arioviſt zu ihrer Hülfe. Es war dies ein tapferer, kluger Mann, und ſelbſt bei den Römern im Anſehen, denn ſie hatten ihm den Königstitel beigelegt. Doch geſchah dies blos, um ihm zu ſchmeicheln, und zu zeigen, daß es ihrer Republik zukomme, Könige zu machen und abzuſetzen.

Arveſt folgte der Einladung, und ging zuerſt nur mit fünfzehn Tauſend Mann über den Rhein; aber bald folgten ihm, in großer Zahl, die Haruden, Triboken, Markmannen, Vangioner, Nemeter, Seduſier und Katten. Die Aeduer wurden beſiegt, und

da es den Teutschen im gallischen Lande besser gefiel, als in der unfreundlichen Heimath, so beschlossen sie, daselbst zu bleiben. Arveſt ließ sich von den Aeduern die Söhne ihrer Häuptlinge als Geiseln geben, und von den Sequanern Ländereien für 24,000 Haruden, die noch zu ihm gestoßen waren.

Die Gallier waren mit Gästen, die das Gastrecht etwas weit ausdehnten, nicht sehr zufrieden, und als, um dieselbe Zeit, Cajus Julius Cäsar gegen die Helvetier zog, ließen sie diesem ihren Unmuth merken. Der römische Feldherr erbot sich augenblicklich zum Schiedsrichter, und sandte Abgeordnete an Arveſt, den er als Roms Vasallen betrachten mochte, weil der römische Senat ihm den Königstitel gegeben. Cäsar verlangte ein Zweigespräch mit Arveſt, zur Beilegung der obwaltenden Irrungen, und lud ihn deshalb zu sich.

Der Teutsche kannte jedoch die Römer zu gut, um nicht eine Hinterliſt zu fürchten, ausserdem entrüstete ihn auch der Uebermuth des Imperators. Er antwortete daher den Abgeordneten: Sobald ich etwas beim Julius Cäsar zu suchen habe, werde ich zu ihm kommen: Will er aber etwas von mir, so weiß er, wo ich zu treffen bin.

Den Römer verdroß die Antwort nicht wenig. Er schickte eine zweite Gesandtschaft an den teutschen Führer, und gab ihm sein Erstaunen zu erkennen, über seine Unhöflichkeit, indem doch der

römische Senat ihm den Königstitel beigelegt. Zugleich verlangte er, Arvest solle kein Volk mehr über den Rhein kommen lassen, den Aeduern ihre Geiseln zurück zu geben, und mit ihnen Frieden zu halten. Dies sey sein, des Imperators, so wie seines Senates Wille.

Der teutsche Heerführer erwiederte: Er habe gegen die Aeduer das Recht des Kriegs und Siegs geübt, wie es auch, ihrer Seits, die Römer zu thun pflegten, denen er so wenig vorzuschreiben habe, als sie ihm. Würden die Aeduer den Vertrag halten, so werde er ihren Frieden nicht stören, wolle aber Cäsar sich zu ihrem Beistand aufmachen, dann möge er erfahren, was ein Volk vermöge, das seit vierzehn Jahren die Waffen nicht abgelegt.

Als die Gesandten mit dieser Antwort zum Cäsar kamen, waren dort eben auch Abgeordnete der Trevirer angelangt, mit der Nachricht: Es hätten sich am Rhein Heerhaufen der Sweifen gelagert. Der sweifische Bund sende aus jedem seiner hundert Gauen jährlich tausend Mann aus auf Krieg und Beute. Diesmal gelte der Zug ihnen, und schleunige Hülfe thue ihnen Noth.

Cäsar beschloß nun, sich ohne Zeitverlust auf Arvest zu werfen, denn er besorgte, dieser möchte sich mit den Sweifen vereinigen.

Die Gallier geriethen in Angst, da sie den Ausbruch des Kriegs sahen, denn sie konnten leicht berechnen, daß es, in jedem

Fall, um ihre Freiheit geschehen sey. Sie bemühten sich daher, die Römer auf andere Gesinnungen zu bringen, und machten ihnen von den Teutschen eine furchtbare Beschreibung. Die Germanen, sagten sie, sind ungeheuer groß, stark und tapfer. Im Gefecht haben wir den schrecklichen wilden Blick ihrer Augen nicht aushalten können, und der Kraft ihres Arms mußte alles weichen.

Nun fingen die Römer zu zittern an und zu murren gegen den Cäsar, und es war nahe daran, daß das Heer ihm den Gehorsam weigerte. Viele machten ihr Testament. Der römische Feldherr wußte jedoch durch seinen Muth und die Kunst seiner Rede die Gemüther wieder zu besänftigen. Das Heer brach auf, und kam, nach sieben Tagmärschen, in die Nähe des teutschen Lagers. Arvest erfuhr die Ankunft der Römer, und ließ dem Cäsar sagen: Wenn er ihn jetzt sprechen wolle, so hätten beide keinen weiten Weg zu machen, und keine Gefahr zu besorgen.

Cäsar willigte gern ein, denn er dachte, die Teutschen würden Friedensanträge machen. Zwischen beiden Lagern dehnte sich eine weite Ebene hin, und inmitten derselben erhob sich ein Hügel. Dies war der Ort der Zusammenkunft. Arvest verlangte, die Unterredung sollte zu Pferde geschehen, und jeder nur eine Begleitung von zehn Reitern in die Nähe mitbringen. So geschah es denn auch, und Cäsar begann mit einer Rede voll des empörendsten

Stolzes. Beim Schlusse derselben wurden die alten Klagen und Forderungen wiederholt.

Arvest antwortete, wie ein Mann, der das Recht auf seiner Seite hat, und keine Furcht kennt. Die Gallier haben mich aus meiner Heimath gerufen, sagte er unter andern; was ich hier besitze, gaben sie mir. Der erste Angriff kam von ihnen, und wollen sie ihr Heil gegen mich noch einmal mit dem Schwerte versuchen, wohlan, ich bin dazu bereit. Was würdet, ihr Römer, sagen, wenn ich mich in eure Fehden mischte? Und nun kommt ihr, da zu schalten, wo ich Sieger bin. Krieg oder Frieden, ich biete euch beides, ihr dürft nur wählen. Aber bedenke Du, Cäsar, daß man in Rom frohlocken wird über Deinen Fall, daß es mir die Freundschaft Deines Senats erwerben wird, wenn ich Dich zu den Todten sende. Man hat von Rom Boten an mich geschickt. Nimm meine Hand, und laß uns Freunde seyn.

Cäsar entgegnete hierauf mancherlei, aber es waren Worte eines Mannes, der Böses im Sinne hat, und es beschönigen möchte. Die Unterredung wurde hitzig; dies sahen die germanischen Reiter, die wie die römische Begleitung, in einiger Entfernung hielten. Sie besorgten Schlimmes, näherten sich dem Hügel, und fingen an, Steine und Wurfspieße zu schleudern. Cäsarn ward es

unheimlich zu Muthe; er brach ab, und zog sich mit den Seinigen zurück, denen er jedoch verbot, die Feindseligkeit zu erwiedern.

Lange standen sich jetzt beide Heere gegenüber. Arvest vermied noch die Schlacht, denn die prophetischen Weiber hatten, aus dem Rauschen der Quellen und Bäche, geweissagt, die Teutschen würden geschlagen werden, wofern sie das Treffen vor dem Neumond lieferten. Cäsar erfuhr dies durch einige Gefangene, und beschloß den Angriff. In drei Reihen rückte er gegen die Germanen, und Arvest war genöthigt, das Lager zu verlassen, und die Schlacht anzunehmen. Jeder der mit ihm verbündeten Stämme bildete einen eigenen Heerhaufen. Im Rücken und auf den Seiten stand die Wagenburg, mit den Weibern und Töchtern, deren lange Haare im Winde flatterten. Das Kriegslied begann und wurde bald vom Geräusche der Schlacht übertönt. Lange blieb der Kampf unentschieden, Wälle von Leichen thürmten sich, aber endlich entschied Cäsars Feldherrnkunst das Schicksal des Tags, die Teutschen geriethen in Unordnung, und flohen nach dem Rheine. Viele schwammen über den Strom, andere setzten auf Kähnen über, darunter war auch Arvest. Seine beiden Weiber aber und seine Tochter hatten im Gefecht den Tod gefunden.

Glänzend war indeß der Sieg des römischen Feldherrn keineswegs; er hatte ihn mit großen Opfern erkauft, und wagte es nicht, die Besiegten zu verfolgen.

Mit unendlicher Schmach bedeckte sich Cäsar im folgenden Jahre, dem 56sten vor der christlichen Zeitrechnung. Die Usipeter und Teuchterer waren, nicht weit von der Mündung des Rheins, über diesen Fluß gegangen, um nicht den Sweifen zinsbar zu werden. Cäsar zog ihnen entgegen, und da sie blos irgend eine sichere Niederlassung verlangten, lud er ihre Häuptlinge zu einer Berathung ein. Diese begaben sich arglos ins römische Lager, wo Cäsar sie gefangen nahm, während seine Soldaten über das teutsche Volk herfielen, das seiner Führer beraubt war, und, bei dem bestehenden Waffenstillstande, sich keines Ueberfalls versehen konnte. Diese Schandthat berichtete Cäsar nach Rom, als einen Sieg; aber der Römer Kato, der noch an Recht und Tugend glaubte, erhob sich im Senat, wo man eben ein Dankfest für diesen Sieg beschließen wollte, und rief: Um den Fluch dieser That von der Stadt abzuwenden, und die Strafe für gebrochene Treue, solle man den Cäsar an die Germanen ausliefern.

Später ging dieser Cäsar zweimal, auf einer von ihm erbauten hölzernen Brücke, über den Rhein, um die Sweifen zu züchtigen, aber ihn schreckten die Wälder und Berge Germaniens, und beidemale kehrte er, ohne etwas gethan zu haben, über den Strom zurück, und lies die Brücken wieder zerstören.

Vom Drusus.

Die Römer dünkten sich die Herren der Welt, und darum verletzte es ihren Hochmuth gar sehr, daß sie Germanien nicht unterjochen konnten. Nachdem ihre Republik untergegangen war, und sich Augustus als Kaiser auf den Thron gesetzt hatte, schickte dieser einen seiner Feldherrn, Vinicius mit Namen, gegen die Teutschen; allein der Erfolg war unbedeutend. Einige Jahre nachher verlangte Lollius, römischer Legat in Gallien, von den Germanen Tribut. Aber diese hingen die Römer auf, welche gekommen waren, in Teutschland Abgaben einzutreiben, und als Lollius mit einem Heere anzog, um Rache zu nehmen, ward er geschlagen, und verlor den Adler der fünften Legion.

Augustus hatte einen Stiefsohn, der Drusus hieß, und von hoher, edler Gesinnung war, dabei auch tapfer und ein tüchtiger

Heerführer. Diesen schickte er nun, im zwölften Jahre vor der Geburt unsers Erlösers, gegen die Germanen. Bei der batavischen Insel ging Drusus über den Rhein, und verheerte erst das Land der trotzigkühnen Sikambrer, und zwang hierauf die Friesen, Bundesgenossen der Römer zu werden. Auch legte er, längs dem Rheine, an fünfzig Kastelle an. Auf dem Zug gegen die Chauken wäre er schon diesmal verloren gewesen, hätten ihn nicht die Friesen gerettet. Treue ist ein schöner Zug im Bilde unserer Väter, und wem sie einmal ihr Wort gegeben, der konnte darauf zählen in jeglicher Noth.

Im Jahr darauf unternahm Drusus abermal einen Rheinübergang, zwang die Usipeter, schlug eine Brücke über die Lippe, und drang durch das Gebiet der Sikambrer, in das Land der Cheruskер und bis an die Weser. Er eroberte die Insel Borkum, am Ausflusse der Ems, und besiegte, mit Hülfe der Friesen, die Brukterer in einem Seetreffen, in der Gegend von Marienhayn. So war es schon früh über Teutschland verhängt, daß Teutsche den Fremden gegen ihre Brüder Beistand leisteten. Gern hätte der Römer auch die Weser überschritten, allein der Winter näherte sich, und ausserdem zeigte sich eine schlimme Vorbedeutung. Es ließ sich nämlich, im römischen Lager ein Bienenschwarm sehen, und dies galt den Römern für ein böses Zeichen.

Auf dem Rückwege wurde Drusus auf allen Seiten von den nachrückenden Teutschen gedrängt, und kaum entging er ihren Händen. Er legte nun wieder zwei Kastelle an, Eins beim Ursprung der Lippe, das andere im Lande der Katten. Auch baute er zwei Brücken bei Bonn und Mainz.

Im Jahr 10 vor Christi Geburt machte er einen neuen Zug nach Germanien, und es gelang ihm diesmal, bis zur Elbe vorzudringen. Doch über den Strom konnte er nicht, und begnügte sich, am Ufer Siegeszeichen zu errichten. Auf dem Rückwege begegnete ihm etwas Seltsames. Ein Weib von hoher Gestalt trat mit ernstem Blick vor ihn, und zürnte ihn an mit folgenden Worten:

Eile heim, Du Unersättlicher, denn Du bist am Ziele Deiner Thaten und Deiner Tage.

Wirklich starb Drusus, noch bevor er den Rhein wieder erreichte. Er wurde in Mainz begraben, vielleicht auf der Stelle, wo der Eichelstein steht, den viele für ein Denkmal des römischen Feldherrn halten.

Sein Andenken ist bei uns noch in mancher Ruine vorhanden, und auf den Trümmern seiner Kastelle haben sich, später, stattliche Ritterburgen erhoben.

VELLEDA

Vom Marbod.

Nach dem Tode des Druſus, im achten Jahre vor der Geburt unſers Heilandes, ſchickte Auguſtus den Tiberius an den Rhein und gegen die Germanen. Dieſe wollten Frieden haben, und ſchickten ſogar eine Geſandtſchaft nach Rom. Aber Auguſtus nahm ſie als Geiſeln in Verwahr, und beſchimpfte ſo das Recht und die Sitte freier Völker. Wahrſcheinlich hatte er gehofft, auf dieſe Weiſe ſie zu ſchimpflichen Bedingungen zu nöthigen, doch er lernte jetzt den hohen Sinn unſerer Väter kennen. Die Geſandten tödteten ſich ſelbſt, damit ihr Volk ſich nicht Unwürdiges, zu ihrer Rettung, gefallen laſſen möchte. Daraus entſprang ein neuer Krieg, von welchem ein römiſcher Geſchichtſchreiber erzählt, ſeine Landsleute hätten, bei dieſer Gelegenheit, ganz Germanien als Sieger durchzogen, und ſich alle Völkerſchaften unterthänig gemacht, bis auf die Markmannen. Dies iſt jedoch großentheils gefabelt, denn die Teut-

sehen blieben frei und unbezwungen, nachher wie zuvor, obgleich die Römer Einiges von ihrem Lande in kurzen Besitz bekamen.

Die Markmannen waren aber kein besonderer germanischer Stamm, sondern ein Bund verschiedener Völkerschaften, die eine Mark- oder Grenzmannei bildeten. Ihren Sitz hatten sie wahrscheinlich zwischen dem Main, dem Rhein und der Donau, an dem ungeheuern Hart- oder Hercynerwald. Ihr König Marbod besaß, neben einer edlen Gestalt, so großen Verstand und so viele ritterliche Eigenschaften, daß selbst die Römer gestehen mußten: An ihm sey nichts barbarisch, als der Name.

Einen Theil seiner frühern Jahre hatte er in Rom zugebracht, dort der Römer Art und Weise, besonders aber ihre Kriegskunst, vollkommen kennen gelernt, und mit dem hellen Blick seines Geistes erkannt, daß ein Staat nur durch feste Einrichtungen bestehen könne, und die Kultur einem Volke große Ueberlegenheit gebe über ein unkultivirtes. Zu Hause war es ihm auch gelungen, ein Regiment, nach Art der römischen, zu gründen, und er herrschte fast unumschränkt, wie es die Teutschen bis dahin gar nicht gesehen hatten. Bei seinem Heere führte er römische Zucht und Ordnung ein, und zwang seine Nachbarn, ihm zu gehorchen. Dabei bewies er die größte Klugheit in seinem Benehmen gegen die Römer, und suchte besonders jegliche Feindseligkeit zu vermeiden, denn er fühlte wohl,

daß ein Werk, wie er es auszuführen gedachte, einzig nur im Frieden gedeihen möge. Zugleich aber vergab er sich nicht das Geringste an seinem Ansehn, und zeigte sich bald nachgiebig, bald stolz, alles zur rechten Zeit. Auch konnte er wohl auf sein Heer pochen, welches 70,000 Fußgänger zählte, und 4000 Reiter.

Die Zeit war nun gekommen, da sich Marbod für stark genug hielt, seine Unternehmung ganz auszuführen. Er brach mit seinen Völkern aus den bisherigen Sitzen auf, führte sie ins Land der Bojer (ins südliche Böhmen) vertrieb die alten Bewohner, und gründete sich daselbst ein eigenes Reich, welches, durch seine Lage und die Beschaffenheit des Landes, leicht gegen die Römer vertheidigt werden konnte.

In die verlassenen Gauen schwärmten nun, vom Ueberrhein, Teutsche, Gallier und Römer herüber, und siedelten sich an. Die Römer umgaben das Land mit einem Wall (Rain, Pfalhecke,) wovon noch Spuren sichtbar sind, und so entstanden die dekumatischen Felder, die einen Theil des heutigen Großherzogthums Hessen und Königreichs Würtemberg und das Großherzogthum Baden ausmachten.

Vom Armin oder Hermann.

In Pannonien und Illyrien führten die Römer, um diese Zeit, unter den Feldherrn Tiberius und Germanicus, blutige Kriege, aber im teutschen Lande schien ein langer Friede aufzublühen. Die Römer hatten hier viele zerstreute Landstriche besetzt, und übten eine gewisse Herrschaft aus über die Eingebohrnen. Sie fingen sogar an, Kolonien zu errichten, Städte anzulegen, vertheilten unter die Veteranen Ländereien, und die Teutschen brachten, was sie zum Verkauf besaßen, auf die Märkte, und wurden auch, in manchen Stücken, gesitteter. Tribut zu fordern, wagten die Römer nicht, wohl aber Hülfsvölker, denn diese zu geben, hielt der Teutsche nie für schimpflich. Viele edle germanische Jünglinge nahmen sogar freiwillig Dienst, und kämpften, wie noch später und bis in unsern Tagen, für fremdes Recht und fremdes Unrecht.

Hätten sich die Römer fortwährend mit dieser Mäßigung und Klugheit betragen, so hätten die Germanen, welche unter ihnen wohnten, ohne Zweifel, nach und nach, ihre Sitten und Gewohnheiten verändert, ihre Sprache und ihre Begriffe. Sie hätten sich zu fremden Göttern gewendet und zu fremden Lastern, und untergegangen wären die edlen Keime, aus denen allmählig ein neues, frisches Völkerleben aufblühen sollte. Dies zu hindern und den Sturz der römischen Weltherrschaft zu beschleunigen, mußte Augustus, wie vom ewigen Schicksal getrieben, einen Mann senden, der den alten Zwist wieder erweckte. Dieser Mann war Varus, bisher römischer Statthalter in Syrien. Dieses reiche Land hatte seinen Geldgeiz nicht befriedigen können, und nun wollte er auch das arme Germanien ausplündern. Er schlug sein Lager inmitten der von seinen Landsleuten besetzten Länder auf, ohngefähr in der heutigen Grafschaft Lippe, und fing nun an, die Teutschen wie nichtswürdige Sklaven zu behandeln. Die Abgaben, die er von ihnen erpreßte, waren unerschwinglich, und zur Härte fügte er noch Hohn und Gewaltthat. Sie mußten vor seinem Richterstuhl erscheinen, den die Schergen umgaben, und, nach römischen Gesetzen, die den Germanen fremd waren, ja oft nach bloser Laune, entschied er die Zwiste, und schaltete über Gut und Leben.

Solchen Schimpf mochten die Teutschen nicht länger dulden. Unter ihnen lebte damals ein kühner Heldenjüngling, Armin mit Namen, ein Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer. Dieser hatte im römischen Heere gedient, wo sein Bruder Flavius sich noch befand, und die Würde eines Ritters erworben. Aber ihm lag unendlich näher die Ehre seines Landes und die Reize des italischen Himmels konnten nie die Sehnsucht nach den Wäldern und Bergen seiner Heimath in ihm vertilgen. Er war von hoher, edler Gestalt, und ein unternehmender Geist leuchtete ihm aus den Augen. Lange trug Armin in seiner Brust den Gedanken, der Befreier seines Vaterlandes zu werden, und jetzt schien der Augenblick dazu günstig. Dem römischen Feldherrn stand freilich eine große Macht zu Gebot, und inmitten seiner Kohorten war es nicht wohl möglich, einen bedeutenden Heerhaufen zu sammeln, und dem Feinde die offene Stirne zu bieten. Armin wollte daher zur List seine Zuflucht nehmen, und beredete sich darüber mit seinen Vertrauten. Fast täglich mußten sich nun einige Teutsche, mit erdichteten Streitigkeiten, vor den Richterstuhl des Varus stellen, und dort Recht suchen, und sich seiner Entscheidung, mit scheinbarem Gehorsam, unterwerfen. Keiner durfte ein unfreundliches Wort gegen die Römer äussern, im Gegentheil bemühte sich ein jeder, ihnen freundlich zu seyn, und Dienste zu leisten. Das machte den Varus sicher. Er gab

seinen Soldaten Freiheit, sich zu zerstreuen, gestattete auch wohl, daß sie mit den Teutschen gemeinsame Streifzüge gegen benachbarte Stämme unternahmen.

Bald schien alles reif zur Ausführung, da trat ein Teutscher auf als Verräther seines Volks und seines Landes. Dieser Mann war Segest, ein Fürst der Dulgubiner und Chaswaren. Armin hatte ihm seine Tochter Thusnelda entführt, und sie zum Weibe genommen, darob haßte er ihn tödtlich, und hatte kaum von der Verschwörung Kunde erhalten, als er sogleich den Varus davon unterrichtete. Segest rieth dem Feldherrn, den Armin und die übrigen Häupter gefangen zu nehmen, damit das Volk keine Anführer hätte, und nichts mit Erfolg unternehmen könnte. Varus besaß Verstand, und mißtraute dem Segest, den er als den Feind Armins kannte.

Nun war aber doch für die Verschwornen keine Zeit mehr zu verlieren. Die Bewohner einer entfernten Gegend mußten schnell zu den Waffen greifen, und gegen die Römer aufstehen. Varus brach alsbald gegen sie auf, ruhig und sorglos, denn er wähnte, in seinem Rücken nur Freunde zurück zu lassen. Doch hatte er kaum einige Tagmärsche zurückgelegt, als Armin und sein Vater Sigimer ihre Mannen aufriefen, die sich schon bereit hielten, die Römer, welche noch um sie waren, tödteten, und dem Varus

nachzogen, den sie im Teutoburger Wald erreichten. Jetzt erst sah der Römer, daß er in die Schlinge gerathen sey. Seine Lage war schrecklich. Die vielfach durchschnittene Gebirgsgegend und der unwegsame Wald hinderten alle Anordnung, und ein Durchgang mußte erst geöffnet werden. Man hieb Bäume um, und schlug Brücken über die Sümpfe, allein dadurch wurden die römischen Soldaten abgemattet, noch bevor sie ins Gefecht kamen, und ausserdem fiel ihnen der große Troß beschwerlich, denn der Feldherr führte viel Gepäck mit sich, und Haufen von Weibern, Kindern und allerlei Gesindel waren dem Heere gefolgt. Zu diesen Uebeln gesellte sich noch die Ungunst des Himmels. Ein Sturm erhob sich, Regengüsse strömten nieder, die Waldbäche schwollen an, das Erdreich lößte sich auf, und man konnte fast keinen Schritt thun, ohne zu straucheln.

Bei dieser Noth der Römer näherten sich plötzlich die Germanen, mit wildem Geschrei. Eine unglaubliche Verwirrung stellte sich im Heere des Varus ein, und es galt kein Befehl und kein Gehorsam. Die Teutschen hielten sich jedoch, den ersten Tag, noch in einiger Entfernung, und es gab nur einzelne, leichte Gefechte.

Am andern Morgen brachen die Römer auf; einen Theil ihres Gepäckes hatten sie, in der Nacht, verbrannt, den andern ließen sie zurück. Sie kamen in eine baumleere Gegend, die sie

NIEDERLAGE DES VARUS

aber bald wieder in dichte Wälder führte. Immer noch tobten Sturm und Regen, immer mehr drängten die Feinde, die sich mit jedem Tage verstärkten. Die Römer, in eine große Masse zusammengeknäult, und rings von den Germanen umschwärmt, verloren eine Menge Leute. So gings einige Tage, bis Varus an seiner Rettung verzweifeln mußte, und sich selbst das Schwert in die Brust stieß. Mehrere seiner Officiere folgten seinem Beispiele. Mit dem Tode der Führer brach das gänzliche Verderben über ihr Heer ein; viele stürzten sich, muthlos, in die Waffen der Feinde, andere wehrten sich verzweifelt, aber ohne Erfolg. Fast alle Römer sanken, nach und nach, unter den Friemen und Schwertern der Teutschen, selbst ihre Pferde wurden nicht geschont. Auf 50,000 Menschen soll sich die Zahl der Erschlagenen belaufen haben.

Das schrecklichste Loos fiel den Gefangenen; sie wurden gräßlich verstümmelt, und die Tribunen und Centurionen an den Opferaltären geschlachtet, welche sich in der Nähe befanden. Den Kopf des Varus schickten die Sieger an Marbod, der damals mit Rom gute Freundschaft hielt, und ihn dem Augustus übersandte.

Viele von den Gefangenen wurden auch zu Sklaven gemacht, und mancher Abkömmling eines edlen Römergeschlechts mußte in Germaniens Wäldern die Herden hüten, und andere niedrige Dienste

verrichten. Zwei Adler wurden von den Siegern erbeutet; einen dritten hatten die Römer selbst in den Morast versenkt.

In der nördlichen Gegend Westphalens fiel die denkwürdige Schlacht vor, der wir's verdanken, daß wir noch Teutsche sind. Aber wie man die Tugend am Feinde achten muß, so ziemt sichs auch, das Unrecht am Freunde zu rügen. Mit Hinterlist hatte das Unternehmen begonnen, und mit Grausamkeit geendigt. Freilich hatten die Germanen beides erst von den Römern selbst gelernt.

Die Unsrigen benutzten ihren Sieg nicht; es genügte ihnen, das Land von den Unterdrückern befreit zu haben. Kaiser Augustus, der bei der Nachricht von des Varus Niederlage seine Kleider zerrissen und sich den Kopf an die Wand gerannt hatte, schickte neue Feldherrn und Truppen an den Rhein, und wollte Rache nehmen an den Germanen; doch konnte Tiberius auch diesmal wenig ausrichten; er kehrte nach Rom zurück, und Germanikus, der Sohn des Drusus, blieb mit acht Legionen am Rhein stehen.

Armin und Germanicus.

Nach Augusts Tod, im Jahr 15 der christlichen Zeitrechnung, brach eine Meuterei aus unter den Legionen am Rhein, welche Germanicus, theils mit Klugheit, theils mit Gewalt zu stillen wußte. Nachdem die Ruhe hergestellt war, schlug er eine Brücke, und überfiel die Marsen, die sich nichts Arges versahen, und mordete und plünderte und sengte und zerstörte, daß, viele Meilen weit, das Land zur menschenleeren Wüste ward.

Im nächsten Frühling ging er abermal über den Rhein, denn er hatte erfahren, daß unter den Germanen Zwiespalt sey, und diesen wollte er benutzen. Wirklich war der alte Groll zwischen Armin und seinem Schwäher Segest aufs neue entbrannt, sie zogen gegen einander zu Felde, und es gelang diesem, seine Tochter Thusnelda in seine Gewalt zu bekommen. Armin bot alles auf zur Befreiung seiner Gattin; Segest wurde in seiner Burg belagert,

fand jedoch Gelegenheit, Abgeordnete an die Römer zu schicken, und ihre Hülfe anzusprechen. Unter diesen Gesandten befand sich auch sein Sohn Siegmund, ein tapferer Jüngling, aber von unstetem Sinn. Er war früher schon den Römern ganz zugethan gewesen, und hatte sich sogar, beim Altare der Ubier, zum Priester weihen lassen. Als Armin gegen den Varus zog, gewann er ihn wieder dem Vaterlande; der Jüngling zerriß die Priesterbinde, und gürtete sich das Schwert um. Nachher wußte sein Vater ihn den Römern aufs Neue zuzuwenden. Germanicus vernahm die Botschaft mit großer Freude, eilte dem Segest zu Hülfe, schlug seine Feinde, und Thusnelda, die sich bei ihrem Vater befand, fiel, als Gefangene, in seine Hände. Als sie vor den stolzen Sieger gebracht wurde, da würdigte sie ihn keiner Bitte und keiner Thräne. In ihrem ernsten Blick, den sie zur Erde senkte, lag der stille Gram der Mutter über das Loos des Kindes, das sie unter dem Herzen trug.

Umsonst bat nun Segest selbst für seine Tochter. Sie sey seine Gefangene, sagte er, und von ihm mit Gewalt zurückgehalten worden. Auch müßten ihre Jugend und Unerfahrenheit ihr zur Entschuldigung dienen. Der römische Feldherr achtete aber nicht auf das Flehen des Mannes, den er selbst nicht achten konnte. Thusnelda wurde mit andern edlen Männern und Frauen nach Rom geschleppt,

wo sie eines Söhnleins genaß. Sie gab ihm den Namen Tumlich, der Verwegene, und hoffte wohl, ihn zum Rächer ihrer Schmach und seines Vaterlandes zu erziehen.

Drei Jahre hatte sie in der Gefangenschaft verlebt, da wurde ein Triumph über die Germanen gehalten, und Armins Gattin mußte, ihren kleinen Sohn an der Hand, mit den übrigen Gefangenen, den Zug des Siegers verherrlichen helfen. Wahrscheinlich brach darüber ihr Herz, denn sie verschwindet von nun an aus der Geschichte, und man weiß nur, daß der kleine Tumlich nachher gen Ravenna gebracht und daselbst erzogen wurde. Aber auch über ihm waltete der Unstern seines Hauses. Tacitus meldet, es hätten ihn traurige Schicksale getroffen, allein die Schrift, worin er weitere Nachrichten von ihm gegeben, ist verloren gegangen.

Segest erhielt, mit seinem Anhange, Ländereien jenseits Rheins angewiesen, denn aus Furcht, wollte er nicht länger unter seinen Landsleuten bleiben. Armin aber war ausser sich vor Schmerz und Zorn. Er rief zur Rache auf gegen den Verrath des Segest, gegen einen Feind, der schwangere Frauen fortschleppe, und die Ungebohrnen schon zu Sklaven mache. Die Cherusker griffen augenblicklich zu den Waffen, und die benachbarten Stämme schlossen sich an sie an. Germanicus wurde besorgt, als er hörte was vorging. An der Ems vereinigten sich seine vier Legionen. Die Chau-

ken und einige andere Völkerschaften verloren den Muth, und gaben ihm Hülfstruppen. Aber die Brukterer verbrannten ihre eigenen Wohnungen, und leisteten Widerstand. Sie waren jedoch zu schwach, und mußten fliehen. Hier, unter der blutigen Beute, fanden die Römer den Adler der neunzehnten Legion, welchen Varus verloren hatte. Germanicus zog nun weiter, und verheerte das ganze Land zwischen der Ems und Lippe. Jetzt stand er am Teutoburger Wald, wo, vor sechs Jahren, Varus mit seinen Legionen geblutet hatte. Er ging auf die Wahlstatt, und Entsetzen durchschauerte ihn. Da lagen, in Haufen, die Gebeine der Erschlagenen, von Sonne und Regen gebleicht, dazwischen zerbrochene Waffen, Glieder von Pferden und Menschenschädel, an Bäume genagelt. Einige alte Krieger, die der Schlacht beigewohnt und sich aus der Gefangenschaft gerettet hatten, mußten dem Feldherrn Bericht geben. Dort, sagten sie, fielen unsere Legaten; dort gab sich Varus den Tod — hier sanken unsre Adler — an jenen Felsaltären wurden unsere gefangenen Hauptleute hingewürgt.

Eine Thräne der Menschlichkeit zitterte im Auge des Feldherrn. Er befahl, die Gebeine zu bestatten, und den Manen der Gefallenen ein Opfer zu bringen. Ein Grabhügel wurde errichtet, der Freunde und Feinde vereinigte, denn zu unterscheiden waren sie nicht mehr, und Germanicus legte den ersten Rasen auf den Hügel.

Bei dieser Handlung, die dem Herzen des Feldherrn zur Ehre gereicht, hatte er Zeit verloren. Armin näherte sich inzwischen, gewann eine günstige Stellung, und legte einen Hinterhalt, der der vorangeschickten römischen Reiterei verderblich wurde. Germanicus eilte den Seinigen zu Hülfe, konnte aber diesmal gegen die Teutschen nicht Stand halten, sondern mußte sich zurückziehen. Mit einem Theile seines Heeres ging er nach der Ems, wo er sich einschiffte; den andern Theil führte Cäcinna auf einem alten Damm, den die Römer früher angelegt hatten, denn das ganze Land war von Sümpfen und Bächen durchschnitten. Indeß war der Damm an vielen Orten zerfallen, und mußte ausgebessert werden. Armin, der den Cäcinna verfolgte, nutzte mit großer Vorsicht die Gelegenheit, wo der Boden den Feinden ungünstig war, und sie nicht in Reihe und Glied fechten konnten. In einem solchen Augenblicke stürzte er einmal über sie her, und sie waren verloren, ohne die einbrechende Nacht. Diese Nacht mußte jedoch den Römern noch fürchterlicher seyn, als der Tag. Sie waren ermattet und kraftlos, von Sümpfen und Feinden umgeben. Rings erschallte, schrecklich, der germanische Kriegsgesang, und kündete einen ungleichen Kampf an. Selbst Cäcinna, der jetzt seinen vierzigsten Feldzug machte, konnte sich banger Ahnungen nicht erwehren. Im ängstlichen Traume sah er den Varus vor sich stehen, der ihm die klaffenden Wunden

zeigte. Mit der Frühe stürzte Armin, an der Spitze seiner Cherusker, mit dem Rufe heran: Hier wieder Varus, hier wieder seine Legionen! — Schrecklich mäheten die Schwerter der Teutschen unter den Römern: nur die erste Legion stellte das Gefecht auf einige Augenblicke wieder her, Cäcinna selbst war beinahe schon umringt, da rettete ihn und die Seinigen die Lust der Teutschen nach Beute. Das römische Gepäck war in ihre Hände gefallen, die Römer selbst ließen sie nun ziehen.

Indessen hätte das Schicksal des Varus den Cäcinna einige Tage später, doch noch erreicht, wenn Armins Rath befolgt worden wäre. Aber die übrigen Führer griffen dießmal zur Unzeit an, und die Germanen erlitten großen Verlust. Die Römer erreichten endlich nach schweren Drangsalen, das Ufer des Rheins, und die Teutschen begnügten sich auch diesmal wieder, das Land von ihnen befreit zu haben.

Wie Armin und Germanicus starben.

Nach einem Jahre kehrte Germanicus, mit größerer Macht, nach Germanien zurück, und kam bis an die Weser. Auf dem andern Ufer dieses Flusses stand Armin mit seinen Cheruskern. Kaum hatte er die Ankunft der Römer erfahren, als er in ihr Lager sandte, und Erlaubniß begehrte, mit seinem Bruder Flavius sprechen zu dürfen, der früher schon mit Bewilligung der Seinigen, in römischen Kriegsdienst getreten war, und den teutschen Namen abgelegt hatte.

Germanicus gestattete die Unterredung. Armin, als er sich seinem Bruder näherte, winckte sein Gefolge zurück, was auch Flavius that, reichte diesem die Hand, und schleuderte glühende Worte in sein Herz. Aber umsonst beschwur er den bethörten Jüngling, des Vaterlandes zu gedenken, und der Thränen der betagten Mutter, und der Schmach, die den Meineid trifft! Flavius war in Rom üp-

pig geworden, und der Schwindel kindischer Eitelkeit hatte sein Herz ergriffen. Die Sitten und die Armuth seiner Heimath kamen ihm fast lächerlich vor, und er versuchte sogar, seinen Bruder zur Freundschaft mit dem Germanicus zu bereden. Da zürnte ihn Armin an, und schloß mit den Worten: Die Ehrenzeichen, Halszierden und Siegeskronen, womit dich unsre Feinde ausschmücken, werden nie das Brandmal des Vaterlandsverräthers auf deiner Stirne bedecken.

Flavius entbrannte im wilden Zorn, und die Brüder hätten sich feindlich angefallen, wenn nicht ihr Gefolge dazwischen getreten wäre.

Tags darauf kam es zur Schlacht, die für die Teutschen verloren ging, weil sie in Verwirrung geriethen, und Armin, von Blut und Wunden bedeckt, mit Mühe nur, sich selbst retten konnte. Die Römer errichteten Siegeszeichen, nämlich einen Rasenhügel, auf welchen die erbeuteten Waffen aufgestellt und mit den Namen der überwundenen Völker bezeichnet waren. Dies reizte die Germanen bis zur Wuth; sie fielen neuerdings über die Römer her, und stritten mit unglaublicher Tapferkeit. Aber es fehlte ihnen ein geschickter Anführer, denn Armin lag an seinen Wunden darnieder, und sie mußten darum dem Feinde zuletzt das Schlachtfeld zum zweitenmale überlassen. Trotz dieser Siege beschloß Germanicus doch den Rückzug; der größere Theil des Heeres schiffte sich auf

der Ems ein, ward aber vom Sturm ergriffen, und viele gingen dabei jämmerlich zu Grunde.

Indem der römische Feldherr über neuen Entwürfen zur endlichen Unterwerfung der germanischen Völkerschaften brütete, wurde er, vom Kaiser Tiber, nach Rom zurückgerufen. Dort hielt er, am 26ten Mai des Jahres 12, einen Triumph über die Cherusker, Katten, Angriwarer, und andere Stämme, die zwischen Rhein und Elbe wohnten. Siegeszeichen, Abbildungen der teutschen Berge, Flüsse und Schlachten, wurden mit vorgetragen. Unter den vornehmen Gefangenen, die in diesem schmählichen Zuge aufgeführt wurden, sah man auch Siegmund und seine Schwester Thusnelda, die ihren dreijährigen Sohn Tumlich an der Hand hatte. Der Verräther Segest war Augenzeuge dieses gräulichen Schauspiels; er, ein Freund der Römer, sah, trocknen Auges, vielleicht mit Hohnlachen, seinen Sohn, seine Tochter und seinen Enkel in Sklavenketten!

Armin hatte nun Weib und Kind und Bruder verloren, ihm blieb nur noch das Vaterland, und diesem wendete er jetzt sein ganzes Wesen zu. Teutschland war endlich so gut als frei von den Fesseln der Römer, aber ein Teutscher konnte den Teutschen noch gefährlich werden, nämlich Marbod, in Bojoheim, denn er suchte täglich seine Macht zu erweitern, und hatte ruhig zugesehen, wie

seine übrigen Landsleute im Vertilgungskrieg mit den Römern begriffen waren. Armin rüstete sich nun zum Kriege gegen ihn, und auf seine Seite traten auch die Sweifen und Langbarden, die es, bis dahin, mit Marbod gehalten.

Zwei gewaltige Heere rückten diesmal ins Feld — Germanen gegen Germanen, beide angeführt von Feldherrn, die sich in der römischen Schule gebildet hatten. Die Schlacht schwankte lange unentschieden; endlich blieb Hermann Sieger, und Marbod zog sich in die Berge zurück. Er forderte nun Hülfe von den Römern, allein der Kaiser Tiberius wieß ihn mit der schnöden Antwort ab: Sie würden ihm helfen, wie er ihnen gegen die Cherusker geholfen.

Bald darauf wurde er von einem jungen Gotonen, dessen Volk er unterjocht hatte, überfallen, und mußte Schutz bei den Römern betteln. Man vergönnte ihm, seinen Aufenthalt in Ravenna zu nehmen, wo er, nach achtzehn Jahren, gleichsam in der Verbannung starb.

Das Ende Armins war früher und ruhmvoller. Mit fester Hand wollte er die durch ihn gebildete Heermannei zusammenhalten, denn nur in diesem Verein konnte Germanien eine sichere Gewähr seiner Freiheit finden; aber die Häuptlinge der verschiedenen Stämme zogen die alte Unabhängigkeit vor, die der Willkühr schmeichelte, und wobei man die Nachbarn, Einen um den Andern, befehden und

ausplündern konnte. Armin mußte ihnen darum als der gemeinsame Feind erscheinen, und sie verschworen sich zu seinem Untergange. Die näheren Umstände dieser ruchlosen That sind nicht bekannt; nur so viel weiß man aus römischen Berichten, daß er in seinem Hause überfallen und ermordet worden. Er war damals sieben und dreißig Jahre alt und hatte zwölf Jahre die Cherusker geführt. Das Volk erhielt sein Andenken in Liedern, und so lange es Teutsche gibt, wird sein Name schwerlich untergehen.

Germanicus starb auf ähnliche Weise. Nachdem er in Rom seinen Triumph gefeiert hatte über die Teutschen, ging er nach Asien und Egypten, und starb, auf der Rückkehr, zu Antiochien, im vier und dreißigsten Jahr seines Alters, an Gift, welches ihm, wahrscheinlich auf Anstiften des Tiberius, beigebracht worden war.

Was sich nach Armins Tod zugetragen.

Nach Armins Ermordung blieb zwar Germanien, im Ganzen, frei, aber einige teutsche Völkerschaften geriethen mit einander in blutigen Zwist, und andere, die von den Römern in den Bund aufgenommen waren, warfen das Joch ab, wegen harter Bedrückung. Auch die Batavier und ein Theil von Gallien erhoben sich gegen Rom, dessen Weltherrschaft sichtbar ihrem Ende sich näherte. In die Zeit des batavischen Kriegs fallen die großen Völkervereine in Teutschland, und es treten, von da an, nicht mehr einzelne Stämme in der germanischen Geschichte auf, sondern Manneien oder Eidgenossen mit den besondern Namen der Bünde, wie die Alemannen und Franken.

Um das Jahr 166 brach der Markmannen-Krieg aus, an welchem alle Völkerschaften Theil nahmen, die von Pannonien an längs der Donau bis an den Nordgau wohnten, als die Mark-

mannen, Quaden, Hermunduren und andere mehr. In Rom, wo dazumal auch die Pest herrschte, war die Furcht unbeschreiblich über das Andringen der zahllosen Feindesschaaren, und der Kaiser Marcus Aurelius stellte sich selbst an die Spitze seines Heeres, und gewann Vortheile gegen die Teutschen. Aber von den Quaden wäre ihm beinahe der Untergang bereitet worden. Sie lockten ihn in eine dürre, wüste Gegend, wo sie ihn umringten, und samt seinem Heere, durch Durst aufzureiben dachten. Die Noth bei den Römern war auch bereits aufs Höchste gestiegen, und der Krieger so ermattet, daß er seine Waffen kaum mehr halten konnte. Da flehte die zwölfte Legion, die meist aus Christen bestand, zum Himmel, und plötzlich zogen Wetterwolken heran, unter Donner und Blitz strömte ein erquickender Regen nieder, und die Soldaten fingen das Wasser mit Schilden und Helmen auf. Von dieser Zeit an führte die zwölfte Legion, der Sage nach, den Namen Fulminatrix oder die Blitzschleudernde.

Die Heiden sahen dieses Ereigniß ebenfalls für ein Wunder an, ihre Geschichtschreiber erzählen aber, bei dem Heere sey ein egyptischer Zauberer gewesen, und dieser habe das Gewitter hervorgebracht.

Um diese Zeit, oder schon etwas früher, mag auch das erste Christenthum nach Germanien gekommen seyn. Unter den römischen

Legionen befanden sich schon viele, die der Lehre des Kreuzes anhingen, und im Gefolge derselben zogen häufig christliche Missionäre, die eifrig bemüht waren, den Glauben an den Erlöser des Menschengeschlechts in der Stille zu verbreiten. Einige Kaiser verfolgten zwar die Christen, aber andere zeigten sich ihnen geneigt. Zu diesen letzten gehörte besonders Alexander Severus, dessen Mutter Mamäa in die Geheimnisse des Christenthums durch den Origenes eingeweiht war, und der, in seinem Lararium (Hauskapelle) neben Apollo und Orpheus, auch die Bilder von Abraham und Christus zur Verehrung aufgestellt hatte. Auch mußte es der Verbreitung der neuen Lehre großen Vorschub thun, daß unter den römischen Kohorten, die am Rhein standen, mehrere vorher in Egypten gelegen hatten, und viele darunter in die Mysterien der Isis eingeweiht waren. Auch Teutsche, die in den römischen Legionen dienten, nahmen an diesen Mysterien Theil, deren Lehren und Gebräuche mit den Lehren und Gebräuchen des Christenthums nahe befreundet waren, wie, zum Beispiel, die Lehre von dem Einen, der da war und seyn wird, der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode u. s. w.

Die Missionäre, welche das Evangelium verkündigten, fanden darum die Gemüther schon zum Theil vorbereitet und empfänglich, doch weniger diesseits des Rheins, als jenseits, wo in Strasburg, Trier, Mainz und Cöln die ersten Kirchen entstanden.

Mit der Einführung des Christenthums hebt eine ganz neue Geschichte für uns an, die Völkerbünde der Franken, Alemannen und Gothen erscheinen auf dem Schauplatze, und neue Lebenskeime entwickeln sich. Die Gothen waren am meisten wanderlustig; sie zogen in entfernte Länder und Reiche, die sie, zum Theil, unterjochten; die Franken hatten es auf Gallien abgesehen, nur die Alemannen hielten treu am teutschen Lande, alle aber standen in Waffen gegen die Römer, und rüttelten da und dort an den morschen Säulen des ungeheuern Weltreichs, bis es zusammenstürzte.

Vom Aufstande des Claudius Civilis.

Die Geschichte, welche ich jetzt erzählen will, steht als ein besonderes Ereigniß für sich da, und es scheint daher schicklicher, sie in einem getrennten Abschnitte folgen zu lassen.

Unter den teutschen Völkerschaften hatten die Bataver, am Unterrhein, sich fast immer zu den Römern gehalten. Allein die Schutzgenossen der Eroberer sind meist fast schlimmer daran, als die besiegten und zinsbaren Völker, denn sie müssen ihren Schirmherrn stets zu Werkzeugen dienen, und haben ihren Antheil zwar an den Mühsalen des Kriegs, nicht aber an dem Gewinn desselben. Dies erfuhren auch die Bataver.

Zur Zeit, als sich Vespasian und der Wütherich Vitellius um die Herrschaft Roms stritten, lebten in diesem Lande zwei Fürstensöhne und Brüder, Julius Paulus und Claudius Civilis. Sie schienen jedoch mit den römischen Namen keineswegs auch

römischen Sinn angenommen zu haben, und beide geriethen auch wirklich in Verdacht, als wollten sie Unruhen erregen. Der ältere Bruder wurde hingerichtet, und Civilis entging mit Noth demselben Schicksale. Von diesem Moment an schwur er den Römern ewigen Haß, wie Hannibal, dem er auch darin zu vergleichen war, daß er, wie jener, nur ein Auge hatte.

Der Zufall begünstigte seine geheimen Entwürfe. Vitellius ließ bei den Batavern junge Mannschaft für sein Heer ausheben. Die, welche den Auftrag zu besorgen hatten, erlaubten sich das Schlechteste. Sie nahmen alte, schwache Leute, oder junge Knaben, um sie wieder für Geld loszulassen, und trieben scheulos ihr Spiel mit Recht und Sitte. Alle Gemüther wurden darob empört, und Civilis benutzte den glücklichen Augenblick.

Zwischen Xanten und Nimwegen zieht sich eine Wüstenfläche hin, die noch jetzt vom alten Reichswald umkränzt wird. In diesen damals heiligen Hain lud Civilis die Vornehmsten seines Volkes zu einem Gastmahle. Bei solchen Gastgeboten pflegten unsere Väter auch immer zu berathschlagen. Als es nun tief in der Nacht war, und die Lust alle Herzen geöffnet hatte, fing er an, von seinem Vorhaben zu reden. Zuerst rühmte er die Tapferkeit seiner Landsleute, und zählte unter großen Lobsprüchen auf, was sie bis jetzt für die Römer gethan. Hierauf machte er eine lebendige

Schilderung von der Undankbarkeit und Treulosigkeit derselben, von ihren abscheulichen Lastern, von ihrem Geize, ihrer Ueppigkeit, ihrer tiefen Verworfenheit. Ha! rief er, behandelt man uns als Bundesgenossen? Nein, als feile Knechte, die sichs zur Ehre rechnen müssen, für ihre Herren bluten zu dürfen. Rom und seine Legionen sind nicht mehr; in den Winterlagern gibt es Siechlinge, aber keine Krieger. Jetzt ist der Zeitpunkt zur Rache und Freiheit, jetzt, beim innern Zwiespalt der Römer, werden wir leicht ihr verhaßtes Joch abschütteln. Auf unsre Brüder, die übrigen Germanen, dürfen wir mit Gewißheit rechnen; sie, die unversöhnlichen Feinde Roms, machen unsere Sache mit Freuden zu der ihrigen.

Diese Rede machte unbeschreiblichen Eindruck; alle erhoben sich von ihren Sitzen, und der Bund für Freiheit wurde, nach der vaterländischen Sitte, beschworen. Es wurden hierauf Abgeordnete an die benachbarten Kanninefaten geschickt, um sie zur Theilnahme einzuladen. Sie traten augenblicklich bei. Unter ihnen lebte ein tapferer, angesehener Mann, aus edlem Geschlecht, Brenno mit Namen. Auf den Rath des Civilis ernannten ihn seine Landsleute zum Feldherrn. Er wurde auf einen Schild gesetzt, umhergetragen, und vom Volke, unter Frohlocken, als Feldhauptmann begrüßt.

Civilis blieb noch hinter dem Vorhange stehen, um die Bewegung desto sicherer zu leiten. Durch geheime Unterhandlung

gewann er die batavischen Kohorten, welche in Mainz lagen. Brenno vereinigte sich, ohne Zeitverlust, mit den Friesen, welche jenseits des Rheins wohnten, und brach, vom Meere her, in das Winterlager der römischen Kohorten ein, die sich eines solchen Angriffs nicht versahen, und auch, zum Widerstande, zu schwach waren. Ihr Lager wurde schnell genommen und geplündert, und sie ergriffen, samt ihrem Anführer, die Flucht.

Civilis hielt es noch nicht für gerathen, die Maske abzulegen. Er befehligte selbst eine batavische Kohorte im römischen Dienst, und machte nun den Flüchtlingen Vorwürfe. Sie sollten, sagte er, wieder in ihr Winterlager zurückkehren: er allein wolle es mit den Kanninefaten aufnehmen. Die Römer schöpften jedoch Argwohn, und Civilis sah sich genöthigt, den Kampfplatz öffentlich zu betreten. Schnell zog er die Kanninefaten, Friesen und Bataver zusammen, und stellte sich in die, den Germanen gewöhnliche, keilförmige Schlachtordnung. Gegenüber, nicht weit vom Rheine, lagerten die Römer. Sie hatten eine Flotte von 24 Schiffen, die an dem Gefecht Theil nehmen sollte. Dieses hatte aber kaum begonnen, als schon die Tungrer mit ihren Fahnen zu dem Civilis übergingen, und ihre Waffen gegen die Römer kehrten, welche in Verwirrung geriethen, und sich bald gezwungen sahen, das Schlachtfeld zu räumen.

Aehnliches geschah auf den Schiffen, wo ein Theil der Ruderknechte aus Batavern bestand. Diese hinderten Anfangs, wie aus zufälligem Versehen, Soldaten und Schiffleute in ihren Bewegungen, trieben dann, mit offenbarer Absicht, die Fahrzeuge nach dem jenseitigen Ufer, und ermordeten endlich die Steuerleute und Centurionen, die sich ihrem Willen nicht fügen wollten. Zuletzt war die ganze Flotte übergegangen oder erobert.

Die Kunde von dieser Begebenheit erscholl bald durch ganz Germanien, und im Civilis schien ein neuer Armin auferstanden. Einige teutsche Stämme ließen ihm Glück wünschen, und boten ihm Hülfsvölker an. Nur die Gallen blieben muthlos, und obgleich schon lange wundgedrückt vom römischen Joch, hatten sie doch nicht das Herz, die günstige Gelegenheit zu ihrer Befreiung zu benutzen.

Civilis verstand nicht blos die Kunst des Kriegs, sondern auch die oft schwierigere: Menschen zu gewinnen. Die Befehlshaber der gallischen Kohorten, welche als Gefangene in seine Hände gefallen waren, entließ er, ohne Lösegeld, und auch den gemeinen Kriegern stellte er frei: wegzugehen oder unter seine Fahnen zu treten. Die, welche blieben, erhielten ihre römischen Waffen zurück und hohen Sold. Zugleich suchte er ihren Ehrgeiz aufzuregen, und die Liebe zum Vaterland. Warum, sagte er, wollt ihr Knechte seyn, da ihr freie Männer werden könnt? Schon vor den Batavern sind die

Römer geflohen: was wird erst geschehen, wenn ganz Gallien sich erhebt? Und wodurch haben diese stolzen Welteroberer bisher gesiegt? Doch nur durch die germanischen Hülfsvölker.

Mit diesen und andern Reden wußte er den hohen, männlichen Sinn zu erwecken, ohne welchen, weder im Kriege, noch im Frieden, Großes geschehen kann.

Die Römer wurden zu spät gewahr, daß Civilis sie hintergangen. Der Legat Mummius Lupercus, welcher zwei Legionen im Winterlager befehligte, brach jetzt schleunig gegen ihn auf, und zog Hölfsvölker von den Ubiern und Treverern an sich. Auch befand sich noch bei ihm ein Geschwader Bataver. Gegen ihn stand Klaudius Labeo, ein batavischer Feldhauptmann, der aber heimlichen Groll wider den Civilis im Herzen trug. Um den Muth der Seinigen zu erhöhen, und die Römer abzuschrecken, ließ er die Fahnen der Gefangenen römischen Kohorten ringsum aufpflanzen, und seine Mutter, seine Schwestern, die Weiber und Kinder seiner Soldaten mußten dem Heere folgen, denn so war es Sitte der Germanen, damit ein jeder wußte: er kämpfe für sein Liebstes und Theuerstes. Bald erscholl der Schlachtgesang — wild und furchtbar; — still, von schwerer Ahnung gedrückt, rückten die Römer heran. Das Gefecht begann, aber plötzlich gingen die Bataver im feindlichen Heere zu ihren Brüdern über; die Ubier und Treverer, dadurch

zaghaft gemacht, zerstreuten sich da und dorthin, und zuletzt wichen auch die Römer, und überließen dem Labeo das Schlachtfeld.

Acht Kohorten Bataver und einige von den Kanninefaten, welche auf dem Wege nach Rom waren, vernahmen die Begebnisse in ihrem Vaterlande. Auf der Stelle kehrten sie um, fest entschlossen, an dem Kampfe des Civilis Theil zu nehmen. Bei Bonn wollten ihnen die Römer den Uebergang verwehren, aber sie machten sich offene Bahn mit dem Schwert in der Hand, zogen ruhig bei Köln vorüber, und erreichten glücklich die ersehnte Heimath.

Civilis fand es, bei der Uebermacht der Römer, noch nicht gerathen, die Unabhängigkeit seines Volks auszurufen. Vielmehr wollte er noch länger den Schein haben, als sey sein Widerstand blos gegen die Parthei des Vitellius gerichtet Darum ließ er jetzt auch alle Bataver dem Vespasian huldigen, und schickte Gesandte an die vom Labeo geschlagenen zwei Legionen, mit der Aufforderung: sie sollten seinem Beispiele folgen. Auf ihre Weigerung, die er vorausgesehen, suchte er sein Heer zu verstärken. Mehrere germanische Stämme verbanden sich jetzt mit ihm, besonders die Tenchterer und Brukterer. So zog er, mit großer Heeresmacht, gen Veterum, wo jene Legionen standen. Beide Ufer des Rheins waren mit den Kriegern des Civilis bedeckt, und der Strom selbst mit seinen Schiffen. Jeder Stamm trug vor sich her die ihm eigenen Thierbilder,

welche in heiligen Hainen aufbewahrt wurden. Bei dem Anblick dieser Macht wurden die Römer besorgt; aber ihr wohlbefestigtes Lager und die Hoffnung auf baldige Hülfe flößten ihnen doch wieder Muth ein. Auch vertheidigten sie sich mit großer Kunst und vieler Tapferkeit, und umsonst versuchten die Teutschen mehrere Stürme, die ihnen viele Menschen kosteten, aber ohne Erfolg blieben.

Auch kamen nun wirklich den eingeschlossenen Legionen neue römische Truppen zu Hülfe. Ihr Anführer Vocula hielt es jedoch nicht für gut, die Teutschen anzugreifen; er lagerte sich ruhig bei Gelduba, dem heutigen Flecken Gelb, am Rhein, und beobachtete den Civilis. Doch führte der Zufall bald eine Schlacht herbei. Ein Schiff mit Getreide für die Römer kam den Fluß herab. Die Teutschen wollten sich dessen bemächtigen — jene leisteten Widerstand. Von beiden Seiten drangen jeden Augenblick mehr Leute hinzu, bis sich zuletzt zwei Heerhaufen bildeten, und ein blutiges Gefecht entstand, in welchem die Germanen Sieger blieben.

Unterdessen verstärkte sich Civilis täglich durch neue teutsche Bundesgenossen, die ihm Geiseln gaben, zum Zeichen ihrer Treue. Diese mußten die Landschaften der Ubier, Treverer und anderer Stämme überfallen, welche es mit den Römern hielten. Besonders erbittert waren die Teutschen gegen die Ubier, welche sogar ihren vaterländischen Namen abgelegt hatten, und sich Agrippiner nannten.

Bei Markodurum (Düren an der Rur) wurden sie unversehens angegriffen, und erlitten eine große Niederlage.

Civilis stand noch immer vor Veterum, das er nicht bezwingen konnte. Ein neuer Sturm, welchen er in dunkler Nacht unternahm, lief unglücklich ab. Jetzt kam die Nachricht vom Tode des Vitellius, der vom Vespasian bei Cremona aufs Haupt geschlagen worden war, und an Civilis gelangte die Aufforderung: Nun alle Befehdung einzustellen, indem der, für welchen er das Schwert gezogen, jetzt allgemein als Kaiser anerkannt sey. Der teutsche Feldherr konnte nicht länger ausweichen: er mußte seine wahre Gesinnung erklären. Er antwortete den römischen Abgeordneten: „Fünf und zwanzig Jahre lang habe ich unter Roms Adlern gefochten, oft mein Blut, mein Leben gewagt, und keinen andern Lohn erhalten, als daß man meinen Bruder erwürgte, und mich in Ketten schlug. Darum will ich ferner nicht den Römern dienen, sondern mein Vaterland an seinen Unterdrückern zu rächen suchen.“

Er schickte nun auch alsbald die batavischen Kohorten, welche vorher unter den Römern gedient hatten, gegen das feindliche Lager bei Gelduba. Diese streiften, unterwegs, nach Asklburg, welches sie plünderten, und überfielen hierauf, mit Blitzesschnelle, die Legionen bei Gelduba. Das Lager war erstiegen, als die Römer kaum erst

das Daseyn der Teutschen gewahr wurden, und es begann keine Schlacht, sondern ein gräuliches Niedermetzeln.

Die beiden Legionen wären vertilgt worden, hätte nicht das Glück sie gerettet; während des schrecklichen Handgemengs traf unvermuthet ein Haufe römischer Hülfsvölker ein. Die Teutschen wurden nun im Rücken angegriffen, und erlitten einen großen Verlust, doch schlugen sie sich am Ende durch, und brachten die eroberten Adler mit den Gefangenen zu dem Civilis. Bald darauf versuchten es die Römer, Veterum zu entsetzen. Sie lieferten den Teutschen eine Schlacht, in welcher sie bereits Sieger waren, als Civilis mit dem Pferde stürzte und für todt gehalten wurde. Die Seinigen geriethen in Bestürzung und flohen, aber der römische Heerführer wagte dennoch nicht, sie zu verfolgen, sondern begnügte sich, Veterum noch mehr zu befestigen. Unterdessen hatte sich Civilis wieder erholt, und schnitt den Römern die Zufuhr ab, wodurch großer Mangel bei ihnen entstand. Der Rhein befand sich in den Händen der Germanen, und das Getreide mußte zu Lande herbeigeschafft werden. Aber auch hier besetzte Civilis die Brücken und Wegengen, und benutzte zugleich mit großer Klugheit die Fehler des römischen Feldherrn, der um diese Zeit sein Heer trennte. Gelduba fiel in die Hände der Teutschen, und die römische Reiterei wurde bei Novesium geschlagen.

Jetzt erhoben sich auch die Gallier, nachdem sie so lange das römische Joch ruhig getragen. Der Brand des Capitols hatte ihren Muth und ihre Hoffnungen geweckt, denn die Druiden deuteten dieses Ereigniß auf Roms Untergang. In alten Zeiten, sagten sie, als unsere Väter, die Gallier, Rom erobert hatten, blieben das Capitol und der Tempel des Jupiters unversehrt stehen, und eben darum wurde das römische Reich erhalten, jetzt aber ist das heilige Unterpfand seiner Dauer dahin; der Himmel zürnt über die Römer, und die über den Alpen wohnenden Völker werden kommen und die Stadt in Besitz nehmen.

Die Treverer und einige andere gallische Völker schickten Abgeordnete an den Civilis; es wurde ein Bündniß geschlossen, und die Verschworenen kamen nachher heimlich in Köln zusammen, unter denen sich auch einige angesehene Ubier und Tungerer befanden. Es wurde verabredet, sich vornämlich der Alpen zu bemächtigen, um den Römern den Zugang von Italien nach Gallien abzuschneiden, und zugleich die römischen Heerführer, in Teutschland, zu ermorden. In dieser Absicht wurden in die gallischen Provinzen Leute geschickt, welche das Volk zum Aufstande gegen die Römer bewegen sollten, und der ganze Entwurf reifte schnell zur Ausführung. Unterdessen hatte Vocula, der römische Feldobriste, von der Verschwörung Nachricht erhalten, und beschloß: List gegen List zu gebrauchen. Er

ging nach Köln, und unterredete sich dort mit Labeo, dem Bataver, dessen oben schon gedacht wurde. Dieser, voll unauslöschlichen Hasses gegen Civilis, versprach, den größten Theil seiner Landsleute den Römern wieder zuzuwenden, wenn man ihm Geld und Volk geben wolle. Er erhielt beides; unternahm jedoch nur einige unbedeutende Streifzüge. Unterdessen zog Vocula mit seinem Heer bis vor Veterum. Bei ihm waren die gallischen Feldobristen Classicus und Tutor, welche das Bündniß mit dem Civilis geknüpft hatten. Als das römische Heer bei Veterum anlangte, trennten sich die Gallier von demselben, und verschanzten sich abgesondert, obgleich Vocula alles versuchte, sie treu zu erhalten. Dieser zog sich bald nach Novesium zurück, allein die Gallier folgten ihm auf dem Fuße, lagerten in seiner Nähe, und reizten seine Soldaten zum Aufstand, die denn auch ihren Feldherrn ermordeten, und die übrigen römischen Befehlshaber gefangen nahmen. Hierauf erschien Classicus im römischen Lager, übernahm darin alle Gewalt, und die Soldaten mußten den Galliern den Eid der Treue ablegen, und zugleich schwören, keine andere Herrschaft anzuerkennen. Tutor zog nun mit einem starken Heerhaufen vor Köln und Mainz, ließ gleichfalls alles römische Kriegsvolk, welches er antraf, huldigen, und die Centurionen, welche sich weigerten, hinrichten.

Ein unglücklicheres Loos traf die römische Besatzung, welche noch in Vetera lag. Sie ergab sich an den Classicus auf die Bedingung eines freien Abzugs, fiel aber unterwegs in die Hände der Teutschen, und wurde theils niedergehauen, theils zerstreut. Civilis schien die That zu mißbilligen, doch wohl nicht ernstlich. Auch wollte ihm der Gedanke an ein gallisches Reich, welches Classicus und Tutor zu stiften gedachten, nicht ganz gefallen. Auf jeden Fall war er entschlossen, Teutschlands Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten, und nie eine Oberherrschaft der Fremden zu dulden. So blieben die Germanier und Gallier zwar Bundesgenossen gegen Rom, und für die gemeinsame Freiheit, allein jedes Volk gehorchte nur seinen eigenen Führern. Sie kämpften neben einander in der Feldschlacht, und theilten die Beute; doch kann nicht angegeben werden, ob Gallier oder Germanen an den verschiedenen Siegen den meisten Antheil gehabt. Die allgemeine Verbreitung dieses Aufstands, der Rom zu zernichten drohte, wird der Seherin Velleda zugeschrieben, von welcher wir schon oben einige Nachrichten gegeben. Gleich Anfangs, als Civilis die Waffen ergriff, soll sie verkündigt haben: die Teutschen würden als Sieger aus dem Kampfe gehen, und die römische Macht auf immer von der germanischen Grenze entfernt werden. Diese Weissagung galt für einen Ausspruch der Gottheit, und entzündete im Volk das Feuer der Begeisterung.

Civilis benutzte auch mit gewohnter Klugheit den Glauben an die Prophetin und schickte ihr von aller Beute einen Antheil. Auch der unglückliche römische Legat Mumius Lupercus, welcher den Teutschen in die Hände gefallen war, wurde als Gefangener der Jungfrau zugesendet. Ohne Zweifel hätte er in den Hainen der Brukterer, wo die Seherin wohnte, auf dem Opferaltare bluten müssen, aber seine Begleiter tödteten ihn unterwegs.

Beide Ufer des Rheins waren, zu dieser Zeit, ein großes Schlachtfeld, wo, fast täglich, in größern oder kleinern Haufen, gefochten wurde. Die Teutschen überfielen die Feinde auf ihren Märschen, in ihren Winterlagern und Vesten, und von den zahlreichen Legionen und Hülfstruppen der Römer waren zuletzt nur noch wenige Trümmer übrig. Mainz und Vindonissa allein konnten nicht bezwungen werden. Auch Köln blieb noch dem alten Herrn treu. Civilis und Classicus zogen nun vor diese Stadt, jedoch in verschiedener Gesinnung. Dieser meinte, man müsse sie plündern und zerstören, jener dagegen rieth zur Milde. Bei Gründung eines neuen Reichs, sagte er, müsse man vor allem die Gemüther zu gewinnen und den Groll zu vertilgen Bedacht nehmen. Auch sey er den Bewohnern Kölns Dank schuldig, denn sie hätten sich gegen seinen gefangenen Sohn gastfrei erwiesen. Nach langem Hin- und Herreden wurde die Meinung des Civilis angenommen. Die Tenchterer, im Namen

der gesammten Eidgenossen, schickten eine Gesandtschaft in die Stadt, die sich bereits willig erklärt hatte, dem teutschen Bunde beizutreten, mit folgendem Antrag:

Die Verbündeten dankten der Gottheit, daß die Agrippiner wieder teutsche und freie Leute werden wollten, nachdem sie so lange einen fremden Namen und ein fremdes Joch getragen. Es könne jedoch ein aufrichtiges Bündniß zwischen der Stadt und den germanischen Völkerschaften unmöglich bestehen, wenn nicht die Mauern der Stadt geschleift würden. Diese seyen ein Zeichen der Knechtschaft. Wilde Thiere verlören ihren Muth und ihre Stärke, wenn sie eingesperrt lebten, und mehr noch entwöhne sich der Mensch, hinter Mauern, von aller Tapferkeit. Auch müßten die Römer, welche sich noch in der Stadt befänden, erwürgt werden, und die Güter derselben sollten den sämmtlichen Teutschen heimfallen, damit in Zukunft, keiner sich entschuldigen oder von dieser That lossagen könne, sondern ein Jeglicher dafür stehen müsse. Auch solle es ferner jedem teutschen Volke frei stehen, auf diesem oder jenem Rheinufer zu wohnen, wie es ihm gut dünke, und wie die Vorfahren es gehalten, denn bei tapfern Leuten müsse das Land, wie das Sonnenlicht, Allen offen stehen.

Diesem Antrage war noch eine ernstliche Ermahnung an die Einwohner von Köln beigefügt. Zu den Gesetzen und der Lebensweise

ihrer Väter zurück zu kehren, der Ueppigkeit, die mit den Römern und der Knechtschaft zu ihnen gekommen, zu entsagen, und sich der alten teutschen Redlichkeit neuerdings zu befleißen.

Die Agrippiner wollten weder Ja noch Nein sagen. Sie waren zu lange Römer gewesen, um so schnell wieder Teutsche zu werden. Ihre Antwort lautete: Die Freiheit sey ihnen willkommen, allein die römische Macht sey noch nahe und furchtbar, darum scheine es gerathener, ihre Mauern auszubessern, als sie niederzureissen. Römer fänden sich keine mehr in der Stadt, ausser denen, die sich häuslich in Köln niedergelassen, und mit ihnen durch Heirathen verbunden seyen. Man werde ihnen aber nicht anmuthen, ihre eigenen Eltern, Kinder und Geschwister zu erwürgen. Die Zölle und andere Beschwerden wollten sie abthun, und die Stadt öffnen, doch nur bei Tag, und wer hinein wolle, müsse ohne Waffen kommen. Uebrigens wollten sie den Civilis und die Velleda als Schiedsrichter in der Sache anerkennen.

So geschah es auch, und der Vertrag wurde, nach den Bedingungen der Agrippiner, einstweilen geschlossen.

Civilis wollte nun auch die übrigen Rheinstädte noch von den Römern abwenden, aber er kam nur bis in das Land zwischen der Rur und Maas, wo sich ihm Labeo wieder, wie sein böser Dämon, entgegenstellte. Nicht aus Neigung zu den Römern, sondern aus

Haß gegen Civilis hatte dieser Bataver neuerdings einen Heerhaufen aus allerlei Volk gesammelt. Damit besetzte er nun die Brücke über die Maas, und wehrte den Teutschen den Uebergang. Civilis besann sich jedoch nicht lange; er schwamm mit den Seinigen über den Strom, kam dem Labeo in den Rücken, und trat furchtlos unter die Tungern, die sich bei jenem befanden, und rief ihnen zu: Wir haben nicht die Waffen ergriffen, um die Bataver und Treverer zu Herrn der übrigen Völker zu machen, sondern für die gemeinsame Freiheit. Wollt Ihr in unsern Bund treten, oder mich als Euern Streitgefährten annehmen? ich stelle Euch beides frei.

Bei diesen Worten legten die Tungern die Waffen nieder, und erklärten sich für den Civilis. Die übrigen Haufen des Labeo folgten dem Beispiel, und er selbst konnte sich kaum durch die Flucht retten.

Unterdessen gewannen die Römer, tiefer in Gallien, wieder große Vortheile; die meisten Völkerschaften söhnten sich mit ihnen aus, und erkannten aufs Neue ihre Herrschaft. Nur die Treverer, Lingonen und wenige andere blieben dem teutschen Bunde treu. Ueber die Alpen kamen jetzt sieben römische Legionen, geführt von den tapfern Feldobristen Annius Gallus und Petiles Cerealis. Tutor hatte die Alpen nicht besetzt, wie es in dem Bündnisse zwischen den Batavern und Treverern verabredet worden war, Klassicus saß müßig

und freute sich des Lebens, und Civilis verfolgte den Labeo, der ihm jedesmal wieder entschlüpfte. So kam Cerealis, ohne große Schwierigkeit, mit seinem Heer bei Mainz an, und erfüllte ganz Gallien mit Schrecken. Civilis und Classicus sammelten, auf diese Nachricht, in der Eile ihre zerstreuten Völker; aber der römische Feldherr verlor keine Zeit, er rückte schnell an die Mosel vor, und nahm dort, mit Sturm, das feste Schloß Rigodulum, das heutige Riol, zwei Meilen unter Trier. Hierauf zog er in diese Stadt selbst. Seine Krieger verlangten mit Ungestüm, sie solle geplündert und zerstört werden, als die Wiege der Hauptempörer Classicus und Tutor. Cerealis aber schlug diese Forderung ab, festen Sinnes, sich durch seine Soldaten nicht zwingen zu lassen, am wenigsten zu solcher That. Doch hielt er an die versammelten Treverer eine ernste Rede, und verwieß ihnen ihre Untreue.

In Trier erhielt der römische Feldherr ein Schreiben von Civilis und Classicus, des Inhalts: Kaiser Vespasian sey plötzlich gestorben, doch werde sein Tod noch verheimlicht. Italien werde nun wieder der Schauplatz innerer Kriege. Wolle er jetzt Herr von Gallien werden, so würden sie ihn daran nicht hindern, und sich mit den Städten begnügen, die sie im Besitz hätten. Ziehe er aber eine Schlacht vor, so werde er sie bereit finden. Cerealis gab auf diesen Brief keine Antwort, und schickte den Ueberbringer nach Rom.

Die Teutschen rückten nun bald von allen Seiten heran. Der römische Feldherr, statt ihnen entgegen zu gehen, verschanzte sich bei Trier. Civilis wollte jedoch den Angriff noch aufschieben, bis zur Ankunft der Völker, die vom linken Rheinufer her im Anzuge waren; aber die Häuptlinge der Treverer riethen zu einem schnellen Ueberfall, der auch beschlossen wurde. Die Eidgenossen rückten in Schlachtordnung gegen das römische Lager an. In der Mitte zogen die Ubier und Lingonen, auf dem rechten Flügel die Bataver, auf dem linken aber die Brukterer und Tenchterer. In dieser Ordnung geschah der Angriff des Lagers, bei anbrechendem Morgen, und mit solchem Ungestüm, daß es im ersten Sturm erstiegen ward. Die Legionen flohen in wilder Hast, oder kämpften ohne Ordnung, und die Teutschen besetzten die neuerbaute Moselbrücke.

Cerealis hatte die Nacht nicht im Lager, sondern in der Stadt zugebracht, und man weckte ihn mit der Nachricht von der Niederlage der Seinigen. Es kam ihm unglaublich vor, aber als er nach dem Lager eilte, bestätigten Tausende von Flüchtlingen die Trauerkunde. Er sammelte schnell einen Haufen, erstürmte mit demselben die Brücke wieder, und wendete sich von da nach dem Lager, wo ein Theil der Römer noch im Kampfe verwickelt war. Der römische Feldherr bat, flehte, zürnte, drohte; alles umsonst!

In der allgemeinen Verwirrung konnte er das Gefecht nicht mehr zum Stehen bringen.

Aber die Beuteluſt der Germanen rettete, wie ſchon oft, auch diesmal wieder die Römer. Die Sieger fingen an zu plündern und zu rauben. Cerealis nützte den Augenblick, und es gelang ihm endlich, die Teutſchen aus dem römiſchen Lager zu treiben, und zuletzt aus ihrem eigenen. Den ganzen Tag über währte der furchtbare Kampf, und die römiſchen Geſchichtſchreiber erzählen: Die Moſel ſey von den Leichen angeſchwollen, und in ihrem Laufe gehindert worden.

Die Folgen dieſes Tages waren wichtig für die Römer. Viele Städte und Völkerſchaften fielen jetzt von dem teutſchen Bunde ab, darunter auch die Agrippiner, welche alle Teutſchen, die ſich, im Vertrauen auf die Heiligkeit des Vertrags, inner ihrer Mauern befanden, des Nachts erſchlugen, und römiſche Beſatzung einnahmen, aus Furcht, Civilis möchte für eine ſolche Treuloſigkeit Rache nehmen. Sogar des Civilis Gattin und Schweſter und die Tochter des Claſſicus, welche ſie, als Geiſeln des Bündniſſes bei ſich hatten, boten ſie dem Cerealis zur Auslieferung an, und verübten noch Schrecklicheres. Zu Zülpich, in ihrem Gebiete, lag die beſte Kohorte des Civilis, die aus Frieſen und Chauken beſtand. Die Agrippiner ließen ſie herrlich bewirthen mit Speis und Trank

im Ueberflusse. Als nun die Germanen trunken waren, wurde die Thüre hinter ihnen geschlossen, Feuer in das Gebäude gelegt, und die Unglücklichen mußten in den Flammen sterben.

Den Feldherrn der Bataver hatte der Unfall bei Trier keineswegs muthlos gemacht. Er sammelte alsbald ein neues Heer, meist Friesen und Chauken, und wollte damit nach Köln ziehen. Bei Tolbiak, dem heutigen Zülpich, erfuhr er, was bei den Agrippinern vorgegangen, und er hätte gern Vergeltung geübt, aber der Gedanke, daß die Römer von Brittanien aus in Batavien einfallen könnten, bestimmte ihn, seinem Vaterlande zu Hülfe zu eilen, und die Rache einem edlern Gefühle zu opfern.

Unterdessen wurde der Krieg mit abwechselndem Glücke fortgeführt. Einige Völker wurden von den Römern bezwungen, dagegen überfielen die Kanninefaten ihre Flotte, eroberten einen Theil der Schiffe und versenkten die übrigen. Classicus schlug die römische Reiterei, welche Cerealis nach Novesium (dem heutigen Neuß) vorausgeschickt hatte, und Civilis selbst hatte bald wieder ein mächtiges Heer unter seinem Gebot. Damit lagerte er bei Veterum, wo das Andenken an frühere Siege ihm eine gute Vorbedeutung seyn konnte. Cerealis hatte sich inzwischen gleichfalls mit drei neuen Legionen und vielen Hülfsvölkern verstärkt. Er folgte dem Bataver, und nahm seine Stellung in einiger Entfernung

von denselben. Die Gegend war sumpfig. Da baute Civilis einen starken Damm quer durch den Rhein, um das Land vollends unter Wasser zu setzen. Die Römer befanden sich nun in einer gar schlimmen Lage. Die Teutschen waren bessere Schwimmer, und der Tiefen und Furthen mehr kundig, auch hatten sie leichtere Waffen. Beim Angriff, der nun erfolgte, versanken die Römer mit ihren schweren Rüstungen und Pferden in dem Morast. Die Bataver stiegen ab, und wußten dem Feinde von allen Seiten beizukommen. Die einbrechende Dunkelheit endigte das Gefecht. Die Germanen brachten die Nacht mit Gesang und Geschrei zu, die Römer mit Verwünschungen und Drohungen. Am nächsten Morgen erneuerte sich der Kampf. Beide Heere standen sich gegenüber in Schlachtordnung, und die Feldherren ermahnten zur Tapferkeit. Cerealis erinnerte seine Römer an ihren alten Ruhm und an die Treulosigkeit, welche sie zu rächen hätten. Zugleich sprach er verächtlich von den Feinden, und sagte: Ihr habt nur noch die Trümmer des Heeres vor Euch, welches Ihr bei Trier geschlagen, und Euer Arm wird es leicht vertilgen.

Civilis sprach zu den Seinigen auf ähnliche Weise. Hier! rief er, über den Gebeinen der Legionen, die wir erschlugen, ist das Feld unseres Ruhms. Dieser Ort muß unsern Muth erheben und die Römer scheu und zaghaft machen. Bei Trier verdankten

sie ihren Sieg unsrer Thorheit. Vor uns ist der Rhein, um uns sind die Götter unsres Landes, dieser Tag wird unser Lob verkünden, oder unsre Schmach.

Die Germanen schlugen ihre Schilde und Schwerter zusammen, um ihrem Anführer Beifall zu bezeigen; das Feldgeschrei ertönte, die Schlacht begann. Es flogen Wurfpfeile und Kugeln aus Schleudern; doch die Römer standen tapfer, und suchten nur ihren Feind aus Wasser und Sumpf hervorzulocken. Die Teutschen griffen endlich zu ihren langen Speeren, und stürzten sich mit so furchtbarem Ungestüm auf die Hülfstruppen der Römer, welche das Vordertreffen bildeten, daß ihre Reihen sich trennten. Doch wankte der Kampf lange unentschieden. Da kam eine Schaar Brukterer über den Damm, welchen Civilis durch den Rhein gezogen, den Teutschen zu Hülfe, und nun warfen sie Alles unwiderstehlich nieder, und drangen bis zu den Legionen vor, wo die Schlacht von neuem entbrannte. Der Sieg schien sich auch hier auf die Seite der Germanen zu neigen, aber ein batavischer Ueberläufer zeigte dem römischen Feldherrn einen trockenen Weg durch die Sümpfe, der in den Rücken der Feinde führte. Cerealis ließ augenblicklich seine Reiterei diesen Weg nehmen, und das Schicksal des Tags wurde dadurch entschieden. Die Teutschen nahmen die Flucht, und die Römer blieben Sieger.

Civilis zeigte auch jetzt wieder eine Standhaftigkeit, welcher kein Unglück etwas anzuhaben vermochte. Er ergänzte sein Heer durch Hülfsvölker, welche die Chauken ihm sandten, und zog sich, bis zu einer günstigern Gelegenheit, auf die batavische Insel zurück, wo die Römer, aus Mangel an Schiffen, ihm nicht beikommen konnten. Vorher zerstörte er noch den Rheindamm, welchen Drusus gegen die Ueberschwemmungen aufgeführt hatte, wodurch der Strom auf die gallische Grenze geleitet wurde, und nur ein schwacher Arm zwischen dem germanischen Vestlande und der Insel blieb.

Bald darauf führten Tutor und Classicus mit hundert und dreizehn Senatoren der Treverer dem Civilis eine neue Heeresmacht zu, die sie in Germanien geworben. Plötzlich griff er nun die Römer an vier Orten zugleich an: bei Arnheim, wo die zehnte römische Legion, bei ihrer Arbeit ausser der Stadt, überfallen wurde, und mit großem Verlust in die Stadt fliehen mußte; bei Rheinheim und Wageningen und bei Duurstedt. Den Sturm auf Wageningen führte Civilis selbst an. Hier fiel Briganticus, der Oheim des Civilis, welcher gegen seine Landsleute diente. Cerealis eilte zu Hülfe, die Bataver wichen, und ihrem Feldherrn, der sie aufhalten wollte, wurde das Pferd unterm Leib getödtet. Er sprang in den Rhein und schwamm ans andere Ufer.

Der römische Feldherr schien seinem Glücke zu sehr zu vertrauen, und war auch den Lüsten ergeben, was gewöhnlich zum Verderben führt. Die Germanen bekamen Nachricht von seiner Lebensweise und seiner Sorglosigkeit, und unternahmen, in finsterer Nacht, einen Ueberfall. Sie schifften den Strom hinab, und gelangten unbemerkt, in die römischen Verschanzungen, wo alles in tiefem Schlafe begraben lag. Ohne Geräusch schnitten sie die Stricke an den Zelten entzwei, so daß diese auf die Soldaten niederfielen, und aller Widerstand unmöglich wurde. Ein anderer Haufe der Teutschen begab sich auf die Schiffe und zog sie an Seilen fort. Nun erst erscholl ihr furchtbarer Kriegsgesang. Von den Römern lagen viele verwundet unter ihren Zelten, andere suchten ihre Waffen und fanden sie nicht mehr. Noch andere liefen, fast unbekleidet, mit den Schwertern umher, und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Die Germanen glaubten, den Heerführer selbst gefangen zu haben, indem sie das Schiff mit sich fortschleppten, welches seine Flagge trug. Sie sahen sich aber bald betrogen, denn Cerealis hatte die Nacht weder auf dem Schiffe, noch im Lager zugebracht, sondern bei irgend einem Lustgelage. Mit Schamröthe sah er, beim Morgenlicht, die Zeichen schmählicher Niederlage, und wie die Teutschen seine Schiffe auf dem Rhein davon führten. Sein eignes wurde von den Siegern, auf der Lippe, der Velleda zum Geschenke geschickt.

Civilis wollte es nun auch mit einer Seeschlacht versuchen. Alle zweiruderige und einfache Galeeren wurden mit Mannschaft besetzt, und ausserdem eine Menge kleinerer Fahrzeuge, deren jedes 30 bis 40 Mann erhielt. Auf den eroberten Schiffen wurden bunte Gewänder ausgespannt statt der Segel. Da, wo die Maaß den Rhein aufnimmt, legte er sie hin, um die aus Gallien kommenden Lebensmittel aufzufangen. Cerealis war nicht wenig betroffen ob dieser Erscheinung. Er zog dem Teutschen mit seiner schwächern Flotte entgegen, da aber diese durch den Strom, die germanische aber durch den Wind getrieben wurde, so konnten sie sich wenig anhaben, und mußten an einander vorüber segeln. Civilis ging zurück über den Rhein, Cerealis blieb, um die batavische Insel zu verheeren. Allein der Strom trat aus, und das ohne dies niedrige, sumpfige Eiland war einem See gleich. Das römische Lager stand unter Wasser, und es begann ein großer Mangel an Lebensmitteln.

Es fielen, in der Folge, noch einige blutige Gefechte vor. Bei einem derselben wurde der Rhein von der Menge der erschlagenen Römer und Germanen in seinem Laufe gehemmt. Cerealis sah ein, daß er einen Vertilgungskrieg zu führen habe, und dachte auf Frieden. Er schickte heimlich Boten an den Civilis und an die Velleda, und beide wünschten auch das Ende eines Kampfes, der zuletzt allen Partheien zum Verderben gereichen mußte. Der römische und der

teutsche Feldherr traten jetzt zusammen, um mündlich zu verhandeln. Jener mochte anfangs noch einige bedenkliche Forderungen machen, denn Civilis ließ ihn merken, daß es in seiner Hand stehe, die Legionen zu vertilgen. Cerealis gab nach, doch ist unbekannt, auf welche Bedingungen eigentlich der Friede geschlossen worden. Nur so viel erhellt aus den Berichten der alten Geschichtschreiber, daß die Bataver von nun an keinen Tribut mehr an die Römer zahlen durften, jedoch im Kriege ihnen mit Mannschaft beistehen mußten.

Civilis verkündete die Verabredung seinem Heere. Das Volk machte keine Schwierigkeiten, und die Klügeren meinten: die Freiheit der übrigen Welt gehe sie nichts an, ihre eigene hätten sie wieder erobert, und damit wollten sie sich begnügen.

Von den weitern Schicksalen des Civilis hat sich keine Nachricht erhalten. Vermuthlich zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück, glücklich in dem Bewußtseyn: sein Volk der Dienstbarkeit entrissen zu haben.

Von einigen merkwürdigen Männern unter den alten Teutschen.

Die Griechen und Römer haben sorgfältig die Namen und Thaten ihrer denkwürdigen Männer und Frauen in Geschichtbüchern verzeichnet, theils zur Nachahmung, theils zur Warnung. Unsre Altvordern bewahrten zwar auch das Gedächtniß ihrer Helden in Liedern, aber diese sind untergegangen. Um so mehr ist es eine heilige Pflicht ihrer Nachkommen, das Wenige, was sich von jenen tapfern Männern in der Geschichte erhalten hat, von Zeit zu Zeit wieder ins Gedächtniß zu rufen. Dieses auch hier zu thun, ist ganz dem Zwecke unserer Schrift gemäß, und wir wollen von Einigen unsrer Väter, die oben gar nicht oder nur mit wenigen Worten angeführt werden konnten, etwas ausführlichere Nachrichten geben.

Brennus.

Ein teutsches Volk, die Senonen, hatte sich frühe schon in Gallien niedergelassen. Daß sie germanischer Abkunft gewesen, ist aus den Angaben einiger alten Schriftsteller, und mehr noch aus

ihren Sitten und Einrichtungen abzunehmen. Krieg und Ackerbau waren ihre einzigen Beschäftigungen. Sie haßten die Städte, weil sie mit Mauern umfangen waren, lebten höchst einfach, und schliefen im Grase oder auf Stroh. Wer ihre größte Achtung besaß, dem gehorchten sie willig. Bei den Zwisten der Männer, wenn sie nicht geschlichtet werden konnten, traten die Frauen als Schiedsrichterinnen auf, und ihr Ausspruch galt für heilig.

Ungefähr 358 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, oder 395 Jahre vor Christus, brach dieses Volk, aus seinen bisherigen Sitzen auf, und zog, unter der Anführung des Brennus, nach Italien. Die Veranlassung wird auf folgende Art erzählt:

Einem angesehenen Hetrurier war in seinem Vaterlande großes Unrecht geschehen. Er ging daher zu den Senonen, machte diesen eine gar reizende Schilderung vom schönen italischen Lande, und gab ihnen von dessen Wein und Früchten zu kosten. Da machten sie sich alsbald auf, um unter einem so glücklichen Himmel eine Heimath zu suchen, und nahmen auch Besitz vom Lande der Hetrurier. Die Römer nahmen sich aber der Hetrurier an; sie ordneten zuerst eine Gesandtschaft ab, an die Senonen, und ließen fragen: Was ihnen die Hetrurier Leids gethan?

Brennus gab lächelnd zur Antwort: Diese Leute haben des Landes mehr, als sie besitzen und bauen können. Dessen ungeachtet

wollten sie uns von ihrem Ueberflusse nichts abtreten, und darum thaten wir an ihnen, was ihr Römer, aus derselben Ursache, früher an den Albanern und andern Bewohnern Italiens gethan.

Es kam nun zum Krieg. Brennus führte seine Völker gen Rom, verschonte aber klüglich der Gegenden, durch welche er den Weg nahm. Die Römer waren keck und übermüthig, dabei auch ruchlos. Ihre Kriegsobersten fragten weder die Götter um Rath, noch brachten sie Opfer. Am Flusse Allia, nicht weit von der Stelle, wo er sich in die Tiber einmündet, kam es zwischen den Römern und Teutschen zur Schlacht. Diese blieben Sieger, und die Flüchtlinge brachten so großes Zagen nach Rom, daß Brennus sich leicht hätte zum Meister der Stadt machen können, wenn er rascher vorgerückt wäre. Aber des Landes Annehmlichkeiten mochten die Senonen festhalten, und dadurch gewannen die Römer Zeit, das Capitol in Vertheidigungsstand zu setzen. Frauen und Kinder flohen, und auch die vestalischen Jungfrauen, welche mit sich die Heiligthümer ihrer Göttin trugen. Ein frommer Römer, Lucius Albinus mit Namen, traf sie, als sie, mühsam und ängstlich, an einem Flusse hinabwanderten. Er befand sich selbst mit Weib und Kindern auf der Flucht, hieß aber die Seinigen sogleich absteigen, und gab seinen Wagen den Jungfrauen, und brachte sie in eine griechische Stadt am Meer.

Endlich, am dritten Tage nach der Schlacht, langte Brennus mit seinem Heere vor der Stadt an, die er offen und fast menschenleer fand. Er schickte alsbald einen Theil seines Volkes gegen das Capitol ab, und zog mit dem andern in Rom ein. Als er auf den Markt kam, erblickte er eine Reihe ehrwürdiger Greise. Sie saßen unbeweglich, auf elfenbeinernen Stühlen, und lehnten sich auf ihre Stöcke. Die Senonen geriethen in Furcht und Erstaunen, und ein jeder fragte sich: ob es Götter oder Menschen seyen. Da trat zuletzt einer der Beherztesten hinzu, und zupfte den alten Papirius am Bart. Dieser schlug mit seinem Stab den fremden Krieger auf den Kopf, aber der Teutsche riß ergrimmt sein Schwert von der Seite und tödtete den Alten, und augenblicklich fiel auch ein Haufe von den Soldaten des Brennus über die andern Römer her, und es entstand ein allgemeines Morden. Hierauf wurde Rom von den Senonen geplündert und in Brand gesteckt, doch konnten sie das Capitol nicht erobern.

Unterdessen war der edle Camill, in seiner Verbannung zu Ardea, für die Befreiung seiner Vaterstadt thätig. Er vergaß des Undankes seiner Mitbürger und der Unbilden, welche er von ihnen erdulden müssen, sammelte die Flüchtlinge, welche Waffen tragen konnten, und vermochte die Einwohner von Ardea, sich mit ihm zu verbinden. Bald stand er an der Spitze eines kühnen Heerhaufens,

und überfiel die einzelnen Haufen der Senonen bei ihren Streifereien durch das Land. Auch sandte er einen Vertrauten, Pontius mit Namen, in das Capitol, dem es gelang, trotz der feindlichen Wachen, den Fels zu erklettern, und den Römern vom Vorhaben des Camillus Nachricht zu bringen. Allein die Spuren, welche Pontius beim Hinaufsteigen im zertretenen Gras und geknickten Gesträuch zurückgelassen, wurden vom Brennus bemerkt, und er faßte alsbald den Gedanken, auf diesem Wege die Veste zu überrumpeln. Gegen Abend versammelte er von seinen Leuten diejenigen, welche ihm als gute Bergkletterer bekannt waren, und sagte zu ihnen: die Feinde selbst haben uns den Weg gezeigt, der uns bis jetzt verborgen blieb; wo aber einer hinauf konnte, da können es auch viele; das Wagniß ist nicht groß, und ich verspreche Euch reiche Belohnung, wenn es gelingt. Die Senonen versprachen ihrem Heerführer fröhlichen Muthes, seinen Willen auszuführen. Um Mitternacht stiegen sie in großer Anzahl den Fels hinauf, und hingen sich an jähen und gefährlichen Stellen an einander.

Die ersten hatten bereits das Schloß erreicht, und stellten sich in Ordnung, um nun auch die Mauern zu erklimmen und die schlafenden Wachen zu überfallen. Jetzt war das Capitol verloren ohne einen denkwürdigen Zufall. Die Gänse, welche im Tempel der Juno unterhalten wurden, witterten die Annäherung der Feinde.

Sie erhoben ein gewaltiges Geschnatter und Geräusch, die Römer erwachten darob, und griffen zu den Waffen; die wenigen Senonen, welche die Mauer schon erstiegen hatten, wurden hinab geworfen, und die Uebrigen mußten sich zurückziehen und das Vorhaben aufgeben.

Dessen ungeachtet wuchs jetzt die Noth im Capitol mit jedem Tage, und der Hunger nöthigte zuletzt die Römer, mit dem Brennus Unterhandlungen anzuknüpfen. Man verglich sich dahin, daß die Römer tausend Pfund Goldes an die Senonen zahlen, und diese nach Empfang desselben das Land alsbald verlassen sollten. Der Vertrag wurde von beiden Seiten beschworen. Die Römer brachten das Gold, und es wurde gewogen. Da nahm Brennus lachend sein Schwert, und warf es samt dem Wehrgehänge in die Schale, wo das Gewicht lag, worüber zwar die Römer murrten, aber es sich doch gefallen ließen, vielleicht eingedenk dessen, was sie einst Aehnliches gegen andere überwundene Völker verübt.

In diesem Augenblick erschien aber Camillus mit seinem Heere vor dem Thore. Als er hörte, was in der Stadt vorging, eilte er in Begleitung einiger seiner Tapfern auf den Markt, nahm alsbald das Gold aus der Wage, gab es den Gerichtsdienern und sagte zu den Senonen: Die Römer pflegten von Alters her ihr Vaterland mit Eisen zu retten, nicht mit Gold. Hierüber entrüstet ließ Brennus zu den Waffen greifen, was auch die Römer thaten. Brennus

zog sich nach einem kleinen Gefecht in sein Lager zurück, und verließ auch Nachts darauf mit seinem ganzen Heere die Stadt. Auf dem gabischen Wege, 60 Stadien von Rom, kam es am folgenden Tage zur Schlacht; die Senonen wurden besiegt, und ihr Heerführer selbst fand ohne Zweifel im blutigen Handgemenge den Tod, denn man hat nachher nie wieder etwas von ihm vernommen.

Brennus der zweite.

Zur Zeit, als Tarquinius Priscus in Rom regierte, verließen einige celtische Völkerschaften das gallische Land, und ließen sich in der Fremde nieder. Eine derselben (die Tektosagen) blieb auf dem Schwarzwald, und nahm allmählig teutsche Sitten und Einrichtungen und teutsche Sprache an. Hier saßen sie gegen 300 Jahre, bis um 475 nach Erbauung Roms ihr Häuptling Brennus den kühnen Entschluß faßte, mit einem Heer nach Macedonien und Griechenland zu ziehen. Es ist unbekannt, was ihn dazu bewogen, aber vom Rhein und von den Alpen aus, mochten schon in früherer Zeit Wanderungen nach Griechenland geschehen seyn, denn bei den Griechen selbst hat sich die Ueberlieferung erhalten, nordische Mädchen seyen mit Weihgeschenken nach Delphi gekommen und hätten dort die ersten Orakel gesungen.

Brennus nahm seinen Weg durch Panonien nach Macedonien, und von da nach Griechenland. Die Einwohner widersetzten sich, mußten jedoch der Uebermacht weichen. Aetolien wurde von den Tektosagen genommen, und Brennus, als kundiger Feldherr, bemeisterte sich eines Passes in den örhischen Gebirgen, welcher der Schlüssel von ganz Griechenland schien, und wollte sich von da nach Delphos wenden, um den berühmten Tempel des Apollo zu plündern. Schon glänzten ihm die Zinnen desselben entgegen, und einige seiner Feldobristen gaben den guten Rath, die Griechen augenblicklich anzugreifen, ehe sie sich von ihrer Bestürzung erholen und zum Widerstand gefaßt machen könnten. Brennus trotzte aber zu sehr auf die Tapferkeit seines Heeres, und da die umliegenden Dörfer reichlich mit Wein und Früchten versehen waren, so zögerte er einige Tage, und gönnte seinen Kriegern eine Erhohlung, die ihnen verderblich wurde.

Die Einwohner von Delphos gewannen Muth und Vertrauen, und ihre Priester verkündigten ihnen unaufhörlich, der Gott werde seine geheiligte Wohnung nicht in die Hände der Barbaren kommen lassen. Ein Zufall schien auch wirklich diese Vorhersagung zu bestätigen; denn als Brennus, einige Zeit hierauf, den Angriff unternahm, da entstand plötzlich ein furchtbares Hochgewitter, Blitze durchzückten die Luft, die Erde bebte, Felsen wurden gespalten, und

die Trümmer derselben sollen sogar in die Reihen der Tektosagen geschleudert worden seyn. Diesen Augenblick benutzten die Diener des Tempels und die Priesterin, welche die Orakel zu verkünden pflegten. Mit aufgelösten Haaren und in Feiergewändern stürzten sie unter die kämpfenden Griechen, welche schon zu wanken anfingen und riefen: Der Gott ist im Tempel erschienen, seine Hand schleudert die Blitze, die ihr seht, und seinem Fußtritt erbebt die Erde. Diese Worte entzündeten in allem Volk eine unendliche Begeisterung; wie Rasende stürzten sie sich unter die fremden Schaaren, welche nun bald zu weichen anfingen. Brennus selbst mochte vielleicht durch das scheinbare Wunder erschreckt worden seyn, und zugleich wollte er auch nicht die Schmach einer Flucht erleben, er stürzte sich in sein Schwert, und so endigte dieser Zug der Tektosagen, deren Ueberreste sich nun in verschiedenen Gegenden zerstreuten.

Flavius und Italus.

Flavius war ein Bruder Armins oder Hermanns, des Befreiers der Teutschen, und seiner ist schon oben gedacht worden. Früh trat er in römische Kriegsdienste, und erwarb sich durch Tapferkeit Ehrenstellen und Ehrenzeichen. Seine Gattin — die Tochter eines cattischen Fürsten — gebahr ihm in Rom einen Sohn, der Italus oder Italicus genannt, und, im Jahr 47, unter der

Regierung des Kaisers Claudius, von den Cheruskern zu ihrem Könige berufen wurde. Es waren jedoch nicht alle mit dieser Wahl zufrieden. Sein Vater, sagten sie, habe die Waffen gegen sein eignes Vaterland getragen, und der Sohn fremde Sitten und fremde Götter mit nach Germanien gebracht. Auch werde er bald die Laster der Römer bei ihnen einführen.

Diese und ähnliche Reden erweckten bald Mißtrauen und Haß, und es brach zuletzt eine Empörung aus. Es kam zum offnen Kampfe, in welchem jedoch Italus die Oberhand behielt, denn auf seiner Seite waren die Longobarden, welche sich früher schon vom Reiche der Markmannen getrennt, und zu den Cheruskern geschlagen.

Italus bediente sich seines Glückes nicht mit Mäßigung: vielmehr übte er, von dieser Zeit an, eine unkluge Strenge aus, und besoldete Spione mußten auf jedes verdächtige Wort lauern. Die Cherusker wollten darum seine Herrschaft nicht länger dulden, und er sah sich zuletzt gezwungen, ihr Land zu verlassen. Doch scheinen ihm die Longobarden und einige suevische Völkerschaften treu geblieben zu seyn.

Bojokal.

Bojokal war ein Fürst der Ansibaren, der es mit den Römern gegen die Cherusker hielt, und darum von Armin ins

Gefängniß geworfen, von den Römern aber wieder daraus befreit wurde. Ihn und sein Volk vertrieben nachher die Chauken aus den bisherigen Sitzen, und er zog mit den Seinigen nach dem Rheine, ins Gebiet der Römer. Dort lagen, zwischen Wesel und Düsseldorf, unbebaute Ländereien, und Bojokal bat den römischen Provinzverweser Avitus, sie den Ansibaren einzuräumen. Er habe, sagte er, fünfzig Jahre im römischen Heere gedient, und jetzt verlange er, zur Belohnung, nur eine Wüste, um sie urbar zu machen.

Der Römer war hartherzig, und schlug die Bitte ab. Ja, er drohte den Ansibaren mit dem Schicksale der Friesen. Diese hatten nämlich, kurz zuvor, dasselbe Land in Besitz genommen, waren aber von den Römern gezwungen worden, ihre neuerbauten Wohnungen wieder einzureißen, und die besäeten Felder zu verlassen.

Mit Ingrimm hob jetzt Bojokal die Augen gen Himmel, und rief zu den Göttern: Ob sie ödes Erdreich anschauen wollten? Lieber möchten sie das Meer darüber hinströmen lassen, zum Schirm gegen die Länderräuber.

Avitus war nicht der Mann ohne Furcht. Ihm bangte vor dem Zorn des teutschen Kriegers, und, in einer geheimen Unterredung bot er ihm, für seine alte Treue, Ländereien an, doch sein Volk sollte keine erhalten.

Da erglühte das Antlitz des Greises von einem höhern Feuer; er schlug an sein Schwert, und sprach: Es kann uns wohl an Land fehlen, wo wir leben, nicht aber, wo wir sterben.

So schied er vom Avitus, fest entschlossen, das Schicksal seines Volks zu theilen, und es nicht der Sklaverei hinzugeben. Er lud die Brukterer, Tenchterer und andere germanische Völker zu einem Bündniß ein. Allein die Römer erhielten bald Kunde davon; sie rückten schnell ins Gebiet der Tenchterer, und drohten allgemeine Verwüstung, wofern sie nicht vom Bündnisse mit Bojokal abließen. Diese ließen sich schrecken, und dadurch verloren auch die Uebrigen den Muth.

Verlassen zogen jetzt die Ansibaren, ihren graulockigen Führer an der Spitze, von Volk zu Volk, um Wohnsitze zu erhalten. Aber allenthalben wurden sie als Feinde angesehen; die junge Mannschaft fiel, nach und nach, im Kampfe, und die Greise, Frauen und Kinder wurden als Beute vertheilt.

Adagansler.

Nicht seiner löblichen Thaten wegen gedenken wir dieses Mannes, sondern um ein Beispiel zu geben, daß zu allen Zeiten, das Böse gegen das Gute ankämpfe. Adagansler, ein Häuptling der Katten und Verwandter des Armin, nährte gegen den trefflichen

VELLEDA ERHÄLT ERWÜNSCHTE BEUTE

Jüngling einen unauslöschlichen Groll im Busen. In einem Schreiben an den römischen Senat erbot er sich, denselben aus dem Wege zu räumen, wenn man ihm das dazu nöthige Gift von Rom aus übersenden wolle. Gift und Meuchelmord hatten die Teutschen erst von den Römern kennen gelernt. Das Schreiben wurde im Senate öffentlich verlesen, und alle, die zugegen waren, bezeugten ihren Abscheu gegen ein solches Anerbieten, vielleicht aber nur, weil es öffentlich gemacht worden war, denn Armin fiel bald darauf, unter den Dolchen einiger Verschwornen, an deren Spitze wahrscheinlich Adaganster stand, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Römer an dieser Unthat einigen Antheil gehabt. Unter allen Germanen war ihnen ja keiner so furchtbar, als der Heerführer der Cherusker, und nie konnten sie ihm die Niederlage des Varus verzeihen.

Velleda.

Dieser teutschen Seherin ist bereits im Verlauf dieser Geschichten gedacht worden. Der berühmte Krieg im Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung verbreitete sich hauptsächlich durch ihre begeisterten Reden. Galen und Germanen hatten sich damals vereinigt, um das drückende Joch der Römer zu zerbrechen, das Glück bestätigte ihre Aussprüche; die verbündeten Völkerschaften trugen Sieg über Sieg davon, und

es war nahe daran, daß ihnen jetzt schon die ersehnte Freiheit zu Theil geworden wäre.

Die Römer zitterten, und verschmähten es nicht, eine Gesandtschaft an die prophetische Jungfrau abzuordnen, damit sie den Frieden vermitteln möchte. Sie war klug genug, dieses zu thun, und ihr Name wurde allgemein mit Ehrfurcht genannt. Die Brukterer, bei denen sie wohnte, hatten einen gar übermüthigen König. Velleda veranlaßte dessen Vertreibung, aber die Römer drangen ihnen bald einen andern auf, und sie wurde, wie einige sagen, gefänglich nach Rom geführt, Andre aber meinen, sie sey freiwillig dahin gegangen, um den Kaiser Vespasian auf andere Gedanken zu bringen, und ihn über das teutsche Volk zu belehren. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie sich der Schmach der Gefangenschaft hingegeben haben würde. Germaniens Frauen wußten zur rechten Zeit zu sterben. Daß sie übrigens mit Vespasian eine Unterredung gehabt, wissen wir aus dem Tacitus.

Makrian.

Ein Alemannischer Fürst, dessen Gebiet Mainz gegenüber lag. Er und sein Bruder Hariobaut unterwarfen sich dem Kaiser Julian, als dieser mit seinem Heer bis Kapellatium oder Palas (im heutigen Großherzogthum Baden) vordrang. Die Römer blieben jedoch

immer mißtrauisch gegen die Alemanen, deren Macht täglich zunahm. Kaiser Valentinian reizte darum die Burgunder gegen den Makrian, und versprach ihnen Unterstützung, wenn sie ihn angreifen würden; aber als der Krieg nun wirklich ausbrach, hielt er nicht Wort, und machte dadurch auch die Burgunder zu Feinden. Jetzt versuchte der Kaiser, den Makrian durch List in seine Hände zu bekommen. Durch Spione hatte er ausgekundschaftet, wo der Fürst am leichtesten zu überfallen seyn möchte. Er setzte nun, in aller Stille, bei Mainz über den Rhein, und rückte bis zu den Quellen der Mattiaken (dem heutigen Wiesbaden) vor. Der Morgen fing zu dämmern an, und der Kaiser, welcher zu Pferde saß, und von kundigen Wegweisern geführt wurde, befand sich bereits in Makrians Nähe. Allein wie streng auch Valentinian seinen Leuten allen Lärm, und zumal alles Sengen und Plündern verboten hatte, so trieben diese dennoch ihren gewohnten Unfug, und das Rufen und Schreien und das Knistern des Feuers machte die teutschen Wachen aufmerksam, welche augenblicklich Feinde vermutheten, und den König schnell ins nahe, steile Gebirg retteten.

Valentinian, gar höchlich entrüstet, daß ihm der Fang mißlungen, ließ weitum alles in Brand setzen, und kehrte hierauf, gar mißmuthig und grämlich, nach Trier zurück, wo er damals Hof hielt. Von da entsetzte er den Makrian seine Würde, und

gab den Bucinobanten, den Fraomer zum Könige. Dieser hatte sich jedoch seiner neuen Herrschaft nicht lange zu erfreuen. Die benachbarten Alemannen fielen ihm ins Land, verheerten alles, und die ganze Gegend wurde zur menschenleeren Wüste. Fraomer entkam mit Noth, und der Kaiser machte ihn zum Tribun bei einer Kriegsschaar, die eben nach Brittanien geschickt wurde.

Ein ähnliches Loos traf, um diese Zeit, die beiden alemannischen Fürsten Vitherich und Hortar. Sie waren im geheimen Verständniß mit den Römern, und mußten darum flüchtig werden, und sich glücklich schätzen, im römischen Heere Dienste zu erhalten.

Der vertriebene Makrian wußte sich dagegen immer furchtbarer zu machen, und Valentinian selbst trug ihm den Frieden an, und eine Zusammenkunft, von welcher ein römischer Schriftsteller folgenden merkwürdigen Bericht gibt.

„Der Kaiser ließ den König Makrian nach Mainz einladen, der, wie man aus allen Umständen sah, den Antrag eines Freundschaftsbundes anzunehmen, nicht weniger geneigt war. Freilich erschien er mit unaussprechlichem Hochgefühl, das große Wort über Krieg und Frieden führen zu dürfen. An dem zur Unterredung bestimmten Tage erschien er am Ufer des Rheins, und umgeben von den Kriegern seiner Nation, die ihre Schilde fürchterlich an einander stießen, glaubte er sich noch mehr berechtigt, eine hohe Miene

anzunehmen. Der Kaiser hingegen, gleichfalls von Bewaffneten umgeben, bestieg einige Fahrzeuge, und ging, seine glänzenden Fahnen vor sich her, sicher ans Land. Die unbescheidenen Gebehrden und das laute Sprachgewirr der Barbaren legte sich endlich; man erklärte sich gegen einander, und der Bund der Freundschaft ward geschlossen und beschworen.

Makrian hielt den Römern sein gegebenes Wort treulich. Er wurde bald darauf in einen Krieg mit den Franken verwickelt, und durch ihren König Mellobaud hinterlistig erschlagen.

Arvest.

Von ihm wurde bereits in diesen Geschichten Meldung gethan. In Rom hatte er der Römer Sprache, so wie ihr Art und Weise, kennen gelernt, und der römische Senat legte ihm den Titel eines Bundesgenossen bei. Cäsar erzählt sogar, dieser Germane habe sich um das Consulat in Rom beworben. In dieser Stadt unterhielt er, während seines Kriegs mit den Römern, treue Kundschafter, welche ihm von allem, was er zu wissen wünschte, genaue Botschaft mittheilten. Nach der unglücklichen Schlacht gegen den Cäsar floh er, auf einem elenden Fischernachen, über den Rhein, seine beiden Gattinnen aber, aus dem Stamme der Sweifen oder Suefen, so

wie eine seiner Töchter, fanden ihren Tod, als sie ihm folgen wollten, und starben wahrscheinlich von den Händen der Römer. Die zweite Tochter wurde nach Rom geführt. Arvest selbst überlebte dieses Mißgeschick nur zwei oder drei Jahre. Der Tod des tapfern Feldherrn versetzte die Germanen in eine allgemeine, tiefe Trauer, die Römer aber freuten sich darob gar höchlich, denn sie hatten in ihm ihren gefährlichsten Gegner verloren.

Von den teutschen Bünden.

Eine lange Zeit hindurch hatten die teutschen Völkerschaften meist einzeln gestritten, bald gegen einander selbst im heimischen Lande, bald gegen die Römer; manche hatten auch Züge in ferne Gegenden unternommen, und sich dort niedergelassen. Endlich erkannten sie, durch Noth und Erfahrung gewitzigt, daß all ihr Beginnen ferner thöricht seyn müsse ohne Vereinigung. So entstanden in Germanien drei große Bünde oder Eidgenossenschaften: Der Sächsische Völkerbund, der Fränkische und der Alemannische.

Der Sachsenbund erhielt seinen Namen von den Sassen oder Sachsen, einem wenig bedeutenden Volke an der Niederelbe, mit welchem sich die Brukterer, Angrivaren, Chaucen und andere vereinigten. Diese Eidgenossenschaft machte jedoch kein besonderes Reich aus, und jeder Stamm lebte, im Frieden, unabhängig in

seinen Marken, unter Vorstehern, welche Adel und Volk wählten, Im Kriege aber wurde ein gemeinschaftliches Oberhaupt durchs Loos bestimmt.

Der Bund der Franken bildete sich im nordwestlichen und mittlern Teutschland durch Sikombrer, Cherusker, Katten u. a. Er wurde anfänglich, disseits des Rheins, von den Sachsen hart gedrängt, und mußte sich auf den schmalen Strich längs dem Rheine von der Lahn bis zu den Niederlanden beschränken. Darum suchten die Franken festen Fuß im überrheinischen Lande zu fassen, was ihnen auch nach und nach gelang. Die Völkerschaften dieses Bundes wurden von mehreren Königen zugleich beherrscht.

Im Süden unseres Vaterlandes entstand die Alemannie oder die Eidgenossenschaft der Alemannen, aus verschiedenen Suevischen Völkerschaften. Der Name der Alemannen erscheint in der Geschichte zum erstenmale im Anfange des dritten Jahrhunderts, wo Kaiser Caracalla gegen sie zu Felde zog. Nördlich, an der Lahn, grenzten sie damals mit den Franken, südlich zogen sie sich weit an der Donau hin, und östlich berührten sie (etwas später) das Land der Burgunder. Der alemannische Bund hatte verschiedene Könige.

Außer diesen germanischen Hauptbünden bildete sich, früh schon, aus nordöstlichen Völkerschaften, der große Gothen-Verein, der seine Angriffe gegen die östlichen Donauprovinzen der

Römer richtete, und dort, im vierten Jahrhundert, ein mächtiges Reich gründete.

In der Mitte Germaniens saßen, unter einem Könige, die friedlichen Thüringer, welche mehr den Ackerbau als den Krieg liebten.

Die Bojer, welche Marbod mit seinen Markmannen aus Böhmen verdrängt hatte, lebten jetzt noch ruhig, aber, mannichfach bedrängt, als römische Kolonisten.

Von den Alemannen.

Die Alemannen waren gar kriegerisch gesinnt und hatten eine sehr gewandte Reiterei. Auch hingen sie fester, als die Franken, an ihren alten Sitten und Einrichtungen. Im Jahr 213 zog der hinterlistige und grausame Caracalla in ihr Land. Durch falsche, freundliche Worte ließ er eine große Zahl alemannischer Jünglinge um sich versammeln, und sie, die sich nichts Schlimmes versahen, durch seine Soldaten niederhauen. Die Teutschen, ob solcher Schänd-

lichkeit erbittert, griffen nun zu den Waffen, und zu den Alemannen schaarten sich die Katten. Unfern des Mains kam es zur Schlacht, wo die römische Kriegskunst siegte. Viele germanische Frauen wurden bei dieser Gelegenheit gefangen, und vor den römischen Imperator geführt. Er fragte sie, ob sie lieber sich als Sklavinnen verkaufen lassen, oder durch das Schwert seiner Krieger sterben wollten.

Gib uns den Tod, riefen sie einstimmig und ohne sich lange zu bedenken. Der Tirann ließ sie aber dessen ungeachtet verkaufen, die Unglücklichen aber tödteten sich jetzt einander selbst, und viele Mütter erwürgten auch ihre Kinder, damit sie nicht Knechte der Römer wurden.

Die Kunde von dieser gräßlichen Römerthat verbreitete sich schnell durch alle teutsche Gauen und empörte alle teutsche Herzen. Viele Völkerschaften, selbst die, welche um die Elbe und bis ans Meer wohnten, ließen dem Wütherich entbieten, sie würden kommen und schreckliche Vergeltung üben. Dem Caracalla wurde darob unheimlich zu Muthe, und er kaufte sich mit Geld los. Da dieß andere Teutsche vernahmen, folgten sie dem Beispiele ihrer Landsleute, und der Kaiser wußte bald des Geldes nicht mehr genug aufzutreiben, um seine Feinde zu beschwichtigen, weswegen er zuletzt falsche Münze prägen ließ, welche er aber nicht den Teutschen, sondern seinen Unterthanen gab.

L. M. Mettenleiter inv. T. Oberthür sculps.

DIE GERMANNISCHEN FRAUEN UND CARACALLA

Er hielt sich nachher öfters in Germanien auf, besonders an der Donau und an den warmen Heilquellen zu Baden, wo auch Denksteine mit seinem Namen gefunden wurden. Da suchte er sich nun den Teutschen auf alle Weise gefällig zu machen, trug manchmal ihre Kleidung und falsche teutsche Haare, und wählte sich eine Leibwache theils aus freien germanischen Jünglingen, theils aus ihren Knechten, welche sonst, bei den Römern, nur in Zeiten höchster Noth Waffen tragen durften, und nannte sie seine Löwen. Er meinte, sie würden ihn gegen die Römer schützen, denen er auf keine Weise trauen durfte. Aber er fiel zuletzt durch die Hand eines Teutschen und endete ein schmachvolles Leben mit einem unrühmlichen Tode.

Im Jahr 234 versuchten es die Alemannen zum erstenmale, die Römer vom Rheine zu vertreiben. Da zog ihnen der Kaiser Alexander Severus mit einem Heere meist aus orientalischen Völkern entgegen, mußte aber mit Geld Frieden erkaufen. Maximian, ein gemeiner Thrazier, zettelte darum eine Verschwörung gegen ihn an, und der Kaiser wurde bei Mainz ermordet.

Fernere Begebnisse der Alemannen.

Das große Weltreich der Römer neigte sich jetzt, immer sichtbarer, zum Untergange. Von allen Seiten drangen die germanischen Stämme, gleich wilden Gebirgsströmen, heran, und wurden sie auch auf einem Punkte zurückgeworfen, so erneuten sie den Angriff auf einem andern. So ging ein alemannisches Heer über die Donau, stürzte sich in die Ebene der Lombardei hinab, und bezeichnete seinen Weg mit Raub und Zerstörung. Am Oberrhein war es ziemlich ruhig, aber weiter abwärts haußte ein kecker, wilder alemannischer Jüngling, Krok mit Namen. Den fand seine Mutter düster und nachsinnend sitzen, und fragte ihn um die Ursache seines Unmuthes. Der Jüngling sprach: Ich möchte mir gern einen Namen machen. Gib Rath, wie ich es anfangen soll?

Die Alte lachte höhnisch und deutete nach dem Rhein hin. Dort drüben, rief sie, dort drüben, im Land unserer Feinde, stehen Tempelhallen mit fremden Göttern; dort sind Mauern und Thürme,

welche die Freiheit höhnen, dort gedeihen Pracht und Ueppigkeit, die uns verderblich werden. Nimm deine Mannen und dein Gefolg, und mach die Heimath der Fremden zur Wüste!

Der junge Häuptling folgte dem Rathe seiner Mutter. Er zog mit einem Heerstamm bei Mainz über den Rhein, zerstörte Städte und Dörfer, und bei Trier einen heidnischen Tempel von ungeheuerem Mauerwerk. Auch der Christen schonte sein Schwert nicht, und die, deren Leben er schonte, wurden in die Knechtschaft geschleppt. Bei Metz fiel er in die Hände der Römer, und mußte qualvoll sterben.

Um das Jahr 277 schienen die Römer noch einmal sich ermannen zu wollen. Ihr Kaiser Probus trieb die Alemannen über den Neckar, und sie mußten Frieden machen und Geiseln geben. Einen Theil der überwundenen jungen Mannschaft nahm Probus in Sold, denn das war nun römische Sitte geworden, auch baute oder erneute er jene Mauer, die im Nordgau, bei Neustadt an der Donau, ihren Anfang nahm, und über Berge, Thäler und Sümpfe bis Wimpfen am Neckar und von da zum Rheine zog. Teufelsmauer und Heidenmauer nennt das Volk noch jetzt die Ueberreste derselben.

An der Mosel ließ der römische Imperator Weinberge für seine Soldaten anlegen, und ohne Zweifel geschah das nämliche um diese Zeit am Neckar. So brachten die römischen Eroberer den

besiegten Ländern doch auch manches Nützliche und der zerstörende Krieg selbst mußte hier zur Verbreitung der Kultur dienen.

Noch ein heftiger Kampf zwischen den Alemannen und Römern hatte Statt unter Kaiser Julian, der in der Geschichte der Abtrünnige heißt, weil er vom Christenthum wieder zum Heidenthum zurückkehrte. In Gallien streiften um diese Zeit die Franken von der einen Seite, und die Alemannen von der andern. Wohl hatte Konstantius sie durch niedrige Hinterlist geschlagen, und die gefangenen Heerführer gegen wilde Thiere kämpfen lassen, uneingedenk, daß ihn ein alemannischer Heerführer zuerst zum Kaiser ausgerufen; aber sie kamen immer wieder von neuem, mit frischen Kräften. Konstantius ernannte darum den Julian zum Cäsar, und schickte ihn nach Gallien, wo die Teutschen bereits fünf und vierzig Städte, ohne die Burgen und Kastelle, ausgeplündert hatten, und im Besitz des ganzen Rheinufers waren. Julian gewann einige Vortheile gegen die Alemannen, doch kam es erst nach einem Jahre zur Entscheidung. Damals saßen, aufwärts vom Neckar bis zu den Waldstädten, drei Könige, Knodomar, Gundomad und Vadomar mit Namen. Die beiden letzten hatten bereits Frieden mit den Römern gemacht, aber der erste rief die Gauen zu den Waffen, und alles Volk strömte herbei. Gundomad wurde von den Seinen ermordet, weil er den Frieden nicht brechen wollte; und sein Gau und noch fünf Häuptlinge

vereinten sich mit Knodomar, und lagerten um das alte Argentoratum. Aus dem Lager schickten sie Abgeordnete an Julian und ließen ihm sagen: Er solle dieß Land räumen, welches sie ersiegt hätten, oder auf der Wahlstatt zum ehrlichen Kampfe sich stellen.

Julian mußte es wohl auf eine Schlacht ankommen lassen, denn schimpflichen Frieden durfte er nicht schließen. Die Gesandten behielt er darum, gegen alles Recht, zurück, und ließ schleunig die Verschanzungen vollenden. Die römischen Anführer waren der Meinung, man müsse die Teutschen angreifen, so lange sie noch in dichten Haufen ständen, und Julian rückte ihnen auch wirklich entgegen. Auf einer Höhe, die mit reifen Aehren bedeckt war, stand die Vorwache der Alemannen, ihre Schaaren aber barg der Hügel. Die Römer merkten dieß, machten Halt, und ordneten den Angriff. Dasselbe thaten die Germanen. Nach altem Kriegsbrauch stellten sie Fußgänger neben die Reiter, damit sie einander gegen die gehar-nischten Feinde unterstützen möchten.

Hauptführer der Teutschen waren Knodomar und Serapio. Jener, der mächtigste unter den Eidgenossen, nahm seinen Platz an der Spitze des linken Flügels, wo der heißeste Kampf erwartet wurde. An Größe und Muth ragte er, auf seinem wilden Streithengst, über Alle hervor. In der Rechten schwang er einen ungeheueren Speer, und um den Haarbusch flatterte eine feuerfarbige

Binde. Den rechten Flügel führte sein Neffe Serapio, ein muthiger Jüngling. Sein Vater, Madarich, hatte lange als Geisel in Gallien gelebt, und sich dort in die griechischen und egyptischen Mysterien einweihen lassen, denn diese wurden besonders durch die römischen Legionen auch im Abendlande verbreitet. Dadurch mochte er veranlaßt worden seyn, den Namen Agenarich, den sein Sohn früher trug, in Serapio zu verwandeln. Noch fanden sich, in den Reihen des germanischen Heers, fünf andere Fürsten, und ein zahlloses Gefolge von Edlen.

Jetzt erklangen die Schlachthörner, und mit gesträubtem Haar und feuerflammenden Augen stürzten die Allemannen auf die römische Reiterei. — Staubwolken erhoben sich, und wildes Geschrei der Kämpfenden und Fallenden. Schon wich die Reiterei der Römer, und die Teutschen brachen in die Reihen ihres Fußvolks ein. Das Warlied ertönte, erst dumpf, wie das Gemurmel des fernen Donners, dann immer lauter und furchtbarer, wie das Getöse der Schlacht zunahm. Die Allemannen schienen einen Augenblick zu ermatten, dann erhoben sie sich mit neuer Wuth; sie hieben die Schilddächer der Römer durch, und warfen alles vor sich nieder. Der Verwundete erhob sich noch einmal, und suchte noch ein Opfer mit sich hinabzuziehen, bis er blutlos zu Boden sank. Der Kampf raſete fort und fort, und auf keine Seite neigte sich die Entscheidung.

Ein Haufe germanischer Freiwilliger brach jetzt hervor, und machte sich Bahn bis in die Mitte der Feinde; — an Kraft waren die Teutschen überlegen, an Gewandtheit aber die Römer, an Muth mochten sich beide gleich seyn. Ohne Zweifel wäre der Sieg unsern Landsleuten geblieben, hätte nicht zuletzt eine abergläubische Furcht sie angewandelt. Sie wandten sich plötzlich zur Flucht und warfen sich in den Rhein, wo noch viele den Tod fanden. Knodomar gerieth mit seinem Pferde in einen Sumpf, und mußte sich zum Gefangenen ergeben. Zweihundert seiner Getreuen, als sie das Schicksal ihres Führers sahen, kehrten zurück, und theilten freiwillig sein Schicksal.

Julian suchte nun die Alemannen in ihrem Lande auf, und ließ sengen und brennen, aber in die Berge wagte er sich nicht, auch hatten seine Streifzüge, die er über den Rhein that, keine nachtheiligen Folgen für die Teutschen. Man konnte sie damals einem Baume vergleichen, dessen Stamm nur um so kräftiger wird, wenn ihm das Beil einen Theil seiner Aeste raubt. Nach Julians Tode brachen unsere Väter neuerdings in Gallien ein, und während Kaiser Valentinian die Pikten und Scoten in Britannien und die räuberischen Sachsen und Franken zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen hatte, unternahm Rando, ein alemannischer Führer, Mainz zu überfallen. Die Bewohner dieser Stadt waren damals

schon größtentheils Christen, und Jung und Alt hatte sich eben zu einem feierlichen Bußgange versammelt, als die Teutschen heranstürmten, und sich leicht des unvertheidigten Ortes bemächtigten. Rando führte Männer und Weiber und große Beute mit sich über den Rhein zurück.

So, in einzelnen Kämpfen, übten die germanischen Stämme ihre junge Kraft, und lernten den Krieg durch den Krieg. Die Bande aber, welche das große Römerreich so lange zusammengehalten hatten, wurden immer lockerer und lockerer, denn es galt kein Gesetz mehr und keine Zucht und keine Sitte. Die Tugend gab keine Ehre mehr und das Laster keine Schande. Sind aber Völker so tief gesunken, dann kommt für sie der Tag des Weltgerichts, und ihr Name hört auf in der Geschichte. Darin bewährt sich die Weisheit der Vorsehung bei der Erziehung des Menschengeschlechts. In das, was verwesen ist, müssen frische Lebenskeime gelegt werden, wenn die Menschheit nicht gänzlich verwildern soll.

KYDDOMAR WIRD ZUM GEFANGENEN GEMACHT

Von der Völkerwanderung und dem Könige Attila.

Römer gab es jetzt nur noch dem Namen nach, aber die Teutschen waren dieselben. Der Krieg ging ihnen über alles, und da sie den Ackerbau blos durch Knechte treiben ließen, so blieb ihnen jenes feste Band fremd, welches uns an den heimathlichen Boden knüpft. Nur das Land ist dem Menschen theuer, welches er selbst baut, dem er das Samenkorn vertraut und die Gebeine seiner Todten. Von dem Baum, von der Blume, die er pflanzte, kann er sich nur mit Schmerz trennen. Ein solches Gefühl mußte aber unsern Vätern noch fremd seyn, denn es ist eine Blüte der Civilisation. Allenthalben im germanischen Lande standen, gegen Ende des vierten Jahrhunderts, die Einwohner zur Auswanderung und zum Kampfe bereit: am Niederrhein die Franken, am Oberrhein die Alemannen, an der Oberdonau die Markmänner, Quaden, Sueven; an der Niederdonau die Gothen. Neben diesen harrten noch viele Stämme, und selbst die Anwohner der See, eines günstigen Augenblicks.

Dieß war jedoch nicht nur im teutschen Lande der Fall; auch andere Völker gaben sich, freiwillig oder nothwendig, der allgemeinen Bewegung hin, und der Stoß, der das Eine traf, theilte sich den Uebrigen mit. Zuerst erhoben sich, um 376, im asiatischen Norden, die Hunnen, gingen unvermuthet über die mäotische See, überwältigten die Alanen und stürzten sich alsdann auf die benachbarten Gothen, welche nun ebenfalls gezwungen waren, weiter zu gehen. Dieß war die Loosung zu der berühmten Völkerwanderung. Die Hunnen waren aber eine eben so fremde als furchtbare Erscheinung. Die Geschichtschreiber jener Zeit behaupten, sie hätten wilden Thieren eher geglichen, als Menschen, und die Gothen glaubten, sie seyen von bösen Geistern und Alraunen oder Hexen, die ein gothischer König ehemals in die Wüste verjagt, erzeugt worden. Uebrigens war ihre Gestalt die der heutigen Kalmücken, sie waren breitschulterig, von dicken, kurz-untersetzten Leibern, hatten ganz kleine Augen, und dicke, glatte Gesichter. Zu ihren Speisen brauchten sie kein Feuer. Die meiste Zeit brachten sie auf ihren Pferden zu, welche sie trefflich zu tummeln wußten. Dabei waren sie vorzügliche Pfeilschützen.

Diese erste große Völkerbewegung wurde zwar wieder auf mehrere Jahre gehemmt, aber um 400 und 405 brachen die Gothen, mit größerm Ungestüm, in Italien ein, und bald darauf sah man,

ein halbes Jahrhundert hindurch, einen Zug nach dem andern entstehen. Die Vandalen, Alanen (ein gothisches Volk) und Sueven (verschieden von den Alemannen) zogen über den Rhein nach Gallien und von da nach Spanien, wo sie verschiedene Reiche gründeten. Im Jahr 429 gingen die Vandalen größtentheils nach Afrika hinüber, und errichteten dort ein teutsches Reich, welches aber schon 534 vom Kaiser Justinian wieder vernichtet worden. Ein anderes Reich stifteten die Westgothen im südlichen Gallien, das sich bald bis nach Spanien ausbreitete. Um 414 ließen sich die Burgunder, mit Bewilligung der Römer, gleichfalls in Gallien, an der Rhone nieder, die Franken und Alemannen aber, obwohl unmittelbare Rheinanwohner, konnten am spätesten festen Fuß in Gallien fassen.

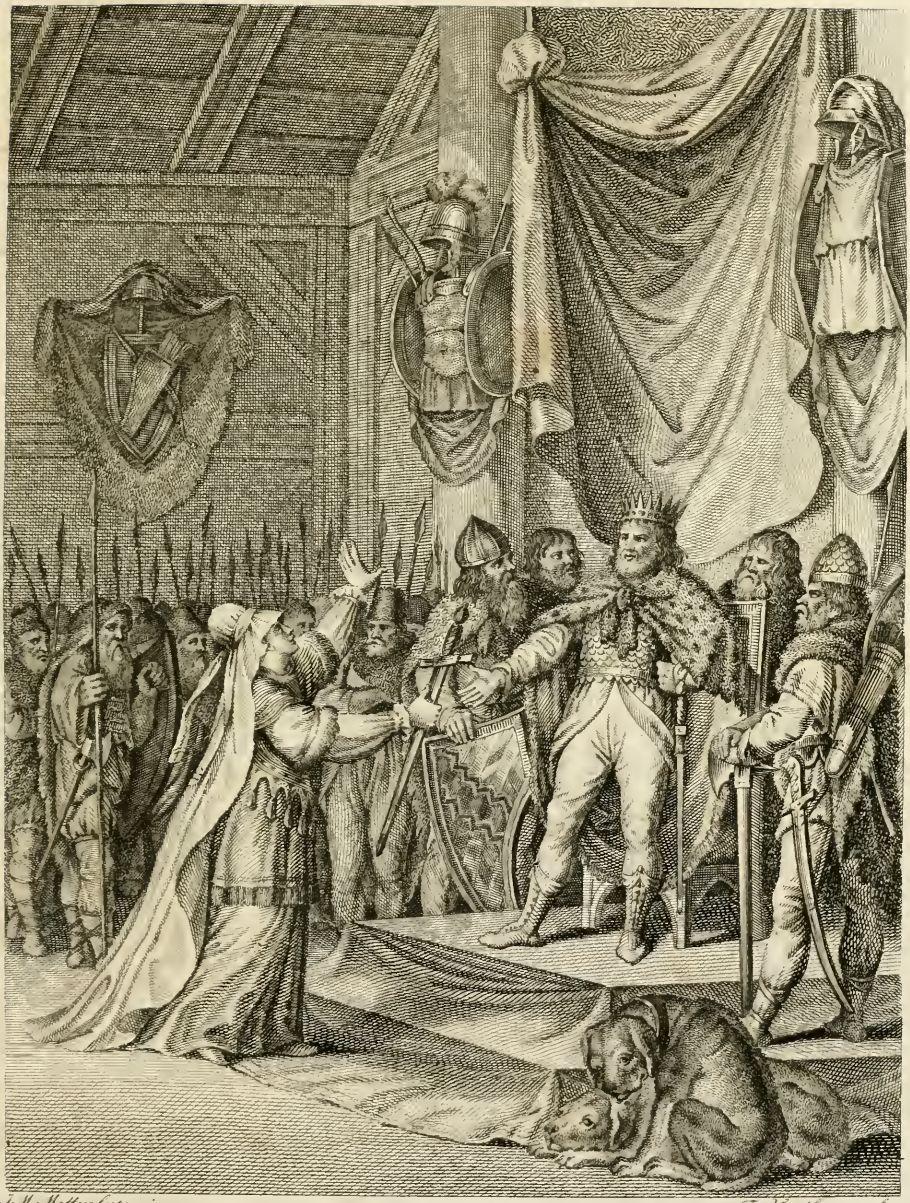
Wie aber der erste Stoß zu der Völkerwanderung von den Hunnen ausging, so geschah auch der letzte Zug nach Westen, durch eben dieses Volk, unter seinem Könige Attila oder Etzel.

Seit seiner Ankunft an der Donau hatte dieser Barbarenschwarm ziemlich ruhig gesessen, bis Attila auftrat, und Asien und Europa zittern machte. An Leibesgestalt war er den übrigen Hunnen gleich, aber ihn erfüllte der Geist großer Unternehmungen, und er verstand es eben so gut, kühne Entwürfe zu machen, als sie auszuführen. Er war ungemein einfach in seiner Lebensweise, aß auf Holz und trank aus einem hölzernen Becher, sah immer düster aus, und

erheiterte sich nur, wenn die Sänger, welche er an seinem Hoflager hielt, die Thaten seiner Krieger sangen.

Lange mocht' er hin und her erwogen haben, ob er mit seiner Macht sich zuerst gegen den Orient oder den Occident wenden sollte; da erschien bei ihm ein geheimer Bote von Honoria, der Schwester Kaiser Valentinians III. Sie trug ihm ihre Hand und als Brautschatz den Thron ihres Bruders an, der ihre schlechten Sitten nicht hatte dulden wollen, und übersandte ihm zugleich einen kostbaren Ring. Ein solcher Antrag mußte dem Ehrgeiz des häßlichen Hunnen schmeicheln, und er willigte um so leichter ein, da zu eben der Zeit der Vandalenkönig Ganserich und ein fränkischer Fürst ihn zu dem Zug aufmunterten. Noch ein Umstand soll beigetragen haben, seinen Entschluß zu befestigen. Eines Tags trat vor ihn ein fremdes Weib von seltsamem Ansehen, und überreichte ihm ein Schwert, welches in der Erde gefunden worden, und das Schwert des Kriegsgottes seyn sollte. Attila hatte aber, ohne Zweifel, dieses Possenspiel selbst veranstaltet, um auf sein Volk zu wirken, welches nun seinen König, durch ein solches Unterpfand, für unüberwindlich ansehen mußte.

Der Hunnenkönig brach jetzt auf, und an ihn schlossen sich, nach und nach, hundert Völkerschaften. Auch viele Teutsche traten zu dem Heer, welches auf den alten Römerstraßen an der Donau herauf kam. Attila nahm seinen Weg bei Augsburg vorbei, und



J. M. Mettenleiter inv. T. Oberthür sculps.

ATTILA UND IDUE SEHERIN

da soll ihm, wie einst dem Drusus, eine furchtbare weibliche Gestalt, halb nackt, auf einem Pferd entgegen gekommen seyn, und ihn drohend ermahnt haben, die Stadt nicht zu berühren.

Am Oberrhein ließ Attila ganze Wälder fällen, und Flösse und Schiffe zum Uebergang verfertigen. Wo er hinzog, da wandelte vor ihm der bleiche Schrecken, und hinter ihm der Hunger und die Seuche. Alles wurde zur furchtbaren Wüste, und die wilden Thiere lebten lange Zeit von den Leichnamen der Erschlagenen.

Die Völker in Gallien, als ihnen die schreckliche Gefahr nahte, vergaßen ihre Zwiste und traten zu dem römischen Feldherrn Aetius. Auf der Ebene von Catalaunum (Chalons) stand die ganze Macht der Westwelt, um der Ueberschwemmung der Barbaren ein Ziel zu setzen. Jetzt wurde eine der blutigsten Schlachten geliefert, deren die Zeitbücher gedenken. Sie dauerte bis tief in die Nacht, und kein Theil wollte weichen. Aber Attila erkannte wohl, daß er diesen Wall nicht durchbrechen könne; er wandte sich Tags darauf nach dem Rhein zurück, und stürmte von da über die Alpen nach Italien.

Von den Franken.

Weil die Franken lange unter mehreren Oberhäuptern standen, so machten sie auch erst später ihre Eroberungen, allein diese waren um so dauerhafter. Von den Sitten und der Denkart dieses Volkes machen jedoch seine eigenen Schriftsteller keine günstige Schilderung, Treu und Glaube waren ihm etwas fremdes, und in keiner Geschichte kommen so viele Meineide und schreckliche Treulosigkeiten vor, als in der fränkischen. Sie selbst nennen sich in ihrem Gesetzbuche „die vortreffliche Nation der Franken, die tapfer im Felde ist, tief in ihren Rathschlägen, edel und gesund am Leib, wohlgebildet, keck, hurtig, abgehärtet und — ehrlich!“

Der Frankenkönig Chlodwig (Ludwig) war es eigentlich, der den Grund zum großen Frankenreiche legte, die Römer vollends aus Gallien verjagte, und auch den Westgothen und Burgundern noch einen Theil ihrer Besitzthümer in diesem Lande abnahm. Auch machte er sich Thüringen zinsbar, und nur die Allemannen konnten ihm

noch gefährlich werden. Diese sahen auch die wachsende Macht der Franken mit gerechtem Mißtrauen an, und zogen gegen sie zu Felde. Schon hatten sie Siegbert, König der Uferfranken, in seinem Gebiet am Unterrhein angegriffen und geschlagen, da machte sich Chlodwig gegen sie auf. Bei Zülpich kam es im Jahr 497 zur Entscheidungsschlacht. Bereits neigte sich der Sieg auf die Seite der Alemannen, als ihr Anführer getödtet wurde, und nun plötzlich ein wildes Schrecken sie ergriff. Chlodwig hatte, als die Schlacht für ihn verloren schien, das Gelübde gethan, zum Christenthum überzutreten. Auch ließ er sich nachher wirklich in Rheims taufen, mehr aus Politik, als aus religiösem Gefühl, denn dieses kannte er nicht.

In die Zeit seiner Regierung fällt die erste fränkische Kirchenversammlung, auch hatte er an seinem Hofe schon Staats- und Hofämter, zum Beispiel einen Reichs-Großhofmeister, einen Connetable, vier Jägermeister, Erzfalkoniere, Kanzler, Kämmerer u. s. w. Auch das Lehenwesen nahm jetzt seinen Anfang. Die Vasallen erhielten für ihre Dienste Ländereien, die freilich meistens noch nicht erblich waren.

Aber erblich war jetzt schon unter den Franken die Königswürde. Die Einweihung der Könige geschah noch ohne Krönung und Salbung. — Der neue König wurde auf einen Schild gesetzt, und der Versammlung gezeigt, welche ihm dann Beifall zurief.

Alsdann mußte er die Versicherung geben, die Gesetze zu handhaben. Die Frauen von der Thronfolge auszuschließen, war Gewohnheit der alten Teutschen. Chlodwig erhob diese Gewohnheit zum Gesetz.

Die Franken hielten um diese Zeit öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel, zuerst im März und später im Mai, daher die Benennungen: Märzfeld und Maifeld.

Nach Chlodwigs Hinscheiden theilten sich seine vier Söhne in das Reich. Theodorich der ältere erhielt Austrasien, Oestreich, oder das Land zwischen Mosel und Rhein. Er war treulos, wie sein Vater. Den thüringer Herzog Hermannfried lud er nach Zülpich zur freundlichen Unterredung ein, ließ ihn dort von der Stadtmauer stürzen, und vereinigte Thüringen mit Austrasien. Dabei halfen ihm die Sachsen, und erhielten, zum Lohn, den mitternächtlichen Theil des Landes. Auch Baiern mußte die Hoheit des Frankenkönigs anerkennen.

Ueber diesem Königshause schien aber dasselbe furchtbare Schicksal zu walten, wie in der alten Welt über dem Geschlecht des Tantalus. Durch seine Verbrechen sollte es untergehen.

Die Enkel Chlodwigs geriethen in Zwiespalt. Dieser ward besonders unterhalten durch Fredegunde, die Gemahlin Chilperichs, und Brunehild, die Gemahlin Siegberts. Fredegunde hatte ihren Schwager Chilperich und ihren eigenen Gemahl ermorden lassen,

und viele andere Morde verübt. Sie wurde in ihrem Bette erwürgt. Noch schrecklicher war das Loos Brunehildens, der man vorwarf, sie habe zwölf Könige umbringen lassen. Sie wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, und zu Tode geschleift.

Dieß that Chlotar II., ein Sohn Chilperichs I. und der Fredegunde, nachdem er vorher noch zwei Prinzen, die letzten Zweige seines Hauses, erwürgt hatte, um allein zu herrschen.

Das Maas der Blutschuld füllte sich nun immer mehr und mehr. Dagobert, ein Sohn Chlotars II., übertraf seine Vorgänger an Tücke und Ruchlosigkeit. Er verdrängte Bruder und Neffen aus ihrem Erbe, und mit seinem Tode neigte sich die bisherige Dynastie sichtbar zu irgend einem tragischen Ende.

Die Großhofmeister (Hausmeyer, Majores domus) erweiterten jetzt immer mehr und mehr ihr Ansehn und ihre Gewalt. Sie setzten Könige auf den Thron und stießen sie wieder herab. Dieß Spiel wurde mit den schwachen Nachkömmlingen Dagoberts getrieben, bis im Jahr 678 Theodorich III., König von Neustrien, der zuerst in ein Kloster gesteckt und von da wieder zur Königswürde herausgeholt worden war, auch auf Austrasien Ansprüche machte. Die Austrasier weigerten ihm die Anerkennung, und der Hausmeyer Pipin von Herstall unterstützte sie in diesem Entschlusse. Nun kam's zum Kriege. Pipin wußte aber die Waffen zu führen; er schlug den Theodorich

mehrmals, und zuletzt im entscheidenden Treffen bei Testri, welches ihm die ganze fränkische Monarchie in die Hand lieferte. Zwar behielt er den bescheidenen Namen eines Hausmeyers bei, aber bei ihm ruhte eigentlich die gesammte königliche Macht, während Theodorich und seine Nachfolger den königlichen Titel führten.

Auch brachte Pipin die Alemannen und Baiern wieder zum Gehorsam, und zwang die Friesen zu einem Tribut. Er starb 714, ehe seine Entwürfe gereift waren.

Aber sein Sohn Karl Martell erbte des Vaters Würden und auch seinen Geist. Er war König, ohne den Namen, führte glückliche Kriege wider die Baiern, Aquitanier, Schwaben und Friesen, legte den Sachsen einen Tribut von Pferden auf, und kämpfte eben so rühmlich gegen die Sarazenen und Mauren, die in Spanien und Portugall eingefallen waren, und nun auch das Frankenreich bedrohten.

Doch auch ihn übereilte der Tod, nachdem er seinen Söhnen den Weg zum Throne gebahnt hatte. Indeß hatte er noch vorher seinen Sohn Karlmann zum Hausmeyer in Austrasien, und Pipin den Kurzen zum Hausmeyer in Neustrien ernannt. Jener ging aber ins Kloster, und so blieb dieser Herr der Monarchie. Zwar lebte Chilperich III. noch, ein Scheinkönig, der blos für seinen Körper sorgte, und seine Tage in schimpflichem Müssiggange zubrachte. Doch diesen bei Seite zu schaffen, war dem gewandten Hausmeyer

leichtes Spiel. Die Sache wurde heimlich mit dem päbstlichen Stuhle abgemacht; die Geistlichkeit sprach nun laut für Pipin und gegen Chilperich. Die Edlen und das Volk waren ihm ohnedieß wenig gewogen. Auf einer Reichsversammlung ward beschlossen, Chilperich sollte zum Mönch geschoren werden, und Pipin den Thron besteigen. Bonifaz salbte und krönte den neuen König, eine Feierlichkeit, welche den Franken bis dahin nicht bekannt war. Wahrscheinlich sollte die Handlung dadurch einen religiösen Charakter erhalten, und den Schein der Unrechtmäßigkeit verlieren.

Das Geschlecht der Merovinger war nun (752) erloschen, oder vielmehr, durch ein vom Glück begünstigtes Verbrechen, des Thrones beraubt worden, aber für Teutschland war das Ereigniß von den größten Folgen. Es entstand eine feste Macht, ohne welche nie ein gesetzlicher Zustand begründet werden mochte.

Pipin, obgleich Usurpator, zeigte doch große Regententugenden. Gegen die Sarazenen unternahm er einen glücklichen Feldzug, und der Pabst Stephan II. ging selbst nach Frankreich, um von ihm Beistand wider die Longobarden zu erhalten. Pipin führte dem Pabst seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, vor, der sie segnete und zu römischen Patriziern ernannte. Hierauf ging er mit einem Heer nach Italien, schlug den Longobardenkönig Aistulf, und zwang ihn zur Abtretung des Exarchats, und zur Zurückgabe der Kirchengüter.

Auch gegen den Baiern-Herzog Thassilo kehrte Pipin seine Waffen, und jener mußte sichs gefallen lassen, sein Herzogthum von den fränkischen Königen zu Lehen zu nehmen.

Die Sachsen wollten, unter ihm, das fränkische Joch abschütteln, allein ihr Unternehmen blieb ohne günstigen Erfolg.

Pipin starb im Jahr 768, das Reich wurde unter seine Söhne getheilt. Karl erhielt Neustrien, Burgund ꝛc., Karlmann aber Austrasien, Thüringen und Schwaben. Diese Theilung hätte ohne Zweifel neuen, blutigen Zwist erregt, aber zum Glück starb Karlmann bald, seine Söhne waren noch minderjährig, und Karl, in der Geschichte der Große genannt, bemächtigte sich des ganzen Frankenreichs.

Wie das Christenthum unter den Teutschen sich ausgebreitet.

In den römischen Niederlassungen am Rhein und an der Donau sah Teutschland, ohne Zweifel, die ersten Bekenner des Christenthums. Schon unter Kaiser Diokletian sollen zu Augsburg die

PIPIN WIRD VON BONIFAZIUS ZUM KÖNIG GESALBT

heil. Afra und ihre Mutter Hilaria den Tod der Märtyrer erlitten haben. Um die Zeit, da Attila eben erst gestorben war, lebte im Norikum der heil. Severin, und predigte dort die Lehre des Kreuzes. In seine dunkle, einsame Hütte kamen manchmal selbst die Häuptlinge und Führer der Völkerschaften, und wollten seinen Rath haben, bisweilen auch seinen Segen. So trat einst der wilde Helden-Jüngling Odoaker zu ihm ein, tief gebückt, denn bei seiner hochragenden Gestalt hätte sonst sein Haupt das Dach berührt, und forderte von dem frommen Manne gleichsam die Weihe zu seinem Römerzuge. Der Heilige soll ihm auch geweissagt haben, daß er König von Italien werden würde.

Gilbud, ein alemannischer Fürst, stattete ihm gleichfalls einen Besuch ab, und forderte ihn auf, eine Bitte zu thun, die er gewiß gewähren wolle. Nun denn, sprach Severin, so verwüste nicht ferner die Wohnungen der Menschen, und gib die Gefangenen frei. Das Letzte that der König auch wirklich, und man sieht aus der Geschichte dieses frommen, christlichen Missionärs, wie gewaltig die Tugend auch auf rohe, wilde Naturen wirke.

Die Nachricht von der Einführung des Christenthums unter den Burgundionen hat etwas sehr Rührendes. Dieses einfache, ruhige Volk, welches größtentheils das Zimmerhandwerk trieb, mußte großes Ungemach von den Hunnen erdulden. Da es nirgends Schutz

und Sicherheit gegen diese räuberischen Horden finden konnte, ging es unter sich zu Rath, und die Weisesten sagten: Menschen haben uns bis jetzt ohne Hilfe gelassen, so wollen wir uns denn einem mächtigen Gott anvertrauen, und ein solcher ist der Gott der Christen. — Dieser Vorschlag ward angenommen; die Burgundionen ließen sich alsbald taufen, und gewannen nun solche Zuversicht, daß sie, mit kleiner Zahl, 300,000 Hunnen schlugen, deren König eben, durch Unmäsigkeit, eines plötzlichen Todes gestorben war.

Die meisten seiner ersten Apostel erhielt aber Germanien aus Erin oder Irland. Dieß war eines der wildesten Länder und die westlichste Insel, welche teutsche Auswanderer in früherer Zeit erreicht hatten. Nun kamen die Abkömmlinge derselben in die Heimath ihrer Väter zurück, und brachten dahin die Lehre des Evangeliums und das Beispiel nützlicher Tugenden. Ich will die merkwürdigsten derselben kurz anführen.

Kolumban und sein Schüler Gall.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts erschien Kolumban, mit einigen Gefährten, im überrheinischen Gebirg, und baute sich, auf der Höhe der Vogesen, in einer alten Burgruine eine Zelle. Der burgundische König Theuderich ließ ihn an seinen Hof kommen, und ihm große Ehre erweisen. Aber Kolumban strafte mit brennender Rede die in Lastern ergraute Brunehild und schalt nicht minder

IDER HEIL, SEVERIN UND DIDAKER

die schlechten Sitten des Königs und seiner Hofleute. Theuderich sandte ihm dessen ungeachtet kostbare Gefäße zum Geschenk, aber Kolumban zerbrach sie, im heiligen Eifer, Angesichts der königlichen Diener. Der König, auf Brunehilds Anstiften, verwies ihn hierauf, aber Theudobert bot ihm sichern Aufenthalt in Austrasien. Dorthin pilgerte nun Kolumban mit Gall und seinen übrigen Schülern.

Zu Arbon, in Helvetien, fanden sie gastfreundliche Aufnahme bei einem christlichen Priester, Willimar mit Namen, aber die rohen Bewohner des Zuger Thals gestatteten den Fremdlingen keinen Aufenthalt.

Sie wendeten sich daher gen Bregenz, wo ein alter heidnischer Tempel stand, und die Umwohner eben ein großes Fest feiern wollten. Gall war aber der Sprache des Landes kundig. Er trat in den Tempel unter das versammelte Volk, und predigte von Gott, dem Einen und Alleinigen, von Christus und seinem Sühnungs-Tode, von der Auferstehung und dem Gerichte jenseits. Während seiner Rede zersprang, mit großem Knall, ein Opfergefäß. Darüber wurden Alle bestürzt, und Viele riefen: wir wollen deiner Lehre glauben. Jetzt zerschlug Gall die Götzenbilder, warf die Stücke in den See, und nahm Wasser, und weihte den Tempel zur Kirche.

An diesem Orte verweilte Kolumban gegen drei Jahre. Seine Schüler bauten einen Garten bei ihren Zelten, pflanzten nützliche

Kräuter und Obstbäume, Gall aber wirkte Netze, und fischte damit im See. So brachten sie einige Kultur und mildere Sitten unter die Bewohner des Landes.

Es gab jedoch manche, die noch am alten Aberglauben hingen, und die Zertrümmerung ihrer Götterbilder nicht ungestraft hingehen lassen wollten. Diese begaben sich zum Herzog Gonzo, der Macht besaß in diesem Lande, und klagten gegen Kolumban und seine Gesellen, daß durch diese Fremdlinge die Jagd auf der Allmand gefährdet werde. Der Herzog zürnte darob, und befahl, die christlichen Lehrer zu verjagen, was sofort geschah. Gall mußte krank zurückbleiben, beim frommen Willimar, Kolumban aber, mit seinen Jüngern, wanderte zum Longobardenkönig Agilulf, der ihn gut aufnahm und in den Stand setzte, ein Kloster zu bauen, wo er auch bald darauf starb.

Gall.

Nachdem Gall genesen war, zog er mit dem Falkenjäger Hillibald, der ihm in die Einsamkeit folgen wollte, in ein wildes Thal, am Waldbach Steinach, wo Schlangen haußten und anderes Gezücht. Da baute er sich eine Zelle und ein Gärtlein. Dieß war der Anfang von St. Gallen. Aber in Ueberlingen erkrankte Gonzo's einzige Tochter, Friedberga, die dem austrasischen Könige Siegbert verlobt war. Kein Mittel wollte helfen gegen das bedenkliche

DER HEILIGE FRIDOLIN
PREDIGT DAS CHRISTENTHUM

Uebel, und die Kranke rief nach Gall, dem frommen Einsiedler, der auch geholt wurde, und der Vertrauenden die Gesundheit wieder gab. Friedberga entsagte nun auch dem Weltleben, und der Vater baute ihr ein Kloster, in welchem sie den Schleier nahm.

Fridolin.

Auch er stammte aus Erin, und pilgerte, als Missionär, in das Land seiner Väter am Oberrhein. Ich will hier seine Geschichte in der schlichten Weise des Dichters geben, der sie, historisch treu, erzählt.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst, mit seinen Kindern, hauste
Walther hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimathberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienrose gleich,
Doch sie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Wenn sie oft, vom Rheingestade,
Zu dem blauen Himmel sah,
Mußte sie die Hand erheben,
Wußte nicht, wie ihr geschah.

Einmal, in des Herbstes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte sie der kleinen Schwester
Mütterlich ein Abendbrot.

Sieh, da kommt ein fremder Priester
Von dem Ufer auf sie zu,
Aus dem edlen Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walther eilt daher,
Sieht ihn an mit finsterm Auge,
Denn die Christen haßt er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönne mir für heut ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land."

„Wandernd muß ich ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Und dem Tod den Stachel raubte,
Und der Hölle ihren Sieg."

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Treibest du mich auch von hier!
Schlägst du mir die eine Backe,
Reich' ich still die andre dir."

„Dieß ist meines Meisters Lehre!
Liebe war sein erst Gebot,
Liebe war sein schönes Leben,
Liebe war sein schöner Tod."

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren seine Worte
Walthers felsenharten Sinn;

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl vom Himmelslicht.
Wahrlich, ruft sie, solche Worte
Kommen von der Erde nicht.

Jetzo mag ich erst verstehen
Thränen, die ich oft geweint.
Immer sehnt ich mich nach Oben,
Wo der Stern des Abends scheint.

Und sie hebt empor die Hände,
Und den Blick von Zähren feucht;
„Weihe mich zu deinem Glauben,
O mein Herz es faßt ihn leicht!"

Und der Priester schöpft vom Quelle,
Nah an Wodans Felsaltar,
Läßt das Wasser niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umglänzet
Plötzlich jetzt den Gottesmann,
Walther wirft aufs Knie sich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an.

Geht dann hin zu Wodans Eiche,
Fällt sie mit dem scharfen Beil,
Baut ein Münster, auf der Stelle,
Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich strahlen noch die Thürme
Weithin übern klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltares
Ruhet Fridolins Gebein.

Auf der Insel, wo Fridolin predigte, wurde nachher Sectungen gebaut, noch zeigt man dort seinen Altar und seinen Sarkophag.

Trudpert.

Er kam, wie Fridolin, aus der westlichen Insel, und um dieselbe Zeit nach Germanien, und begab sich in das rauhe Münsterthal auf dem Schwarzwalde. Otbert, ein edler Alemanne, aus dessen Geschlecht Rudolf von Habsburg hervorging, wohnte daselbst, und nahm den christlichen Pilgrim freundlich auf, und ließ ihm durch seine Jäger ein rauhes, einsames Felsenthal anweisen, durch welches ein Waldbächlein rauschte. Hier baute sich Trudpert eine Zelle, und Otbert gab ihm sechs Knechte, den Boden umzureißen und anzupflanzen. Drei Jahre lang ließen sich die Knechte das einsame Leben und die Arbeit gefallen, aber Trudperts strenge Sitten machten ihren Haß rege, und ein Geist des Abgrunds gab ihnen ruchlose Gedanken ein. Einst, als der Einsiedler, im Walde, unter einem Baume schlief, tödteten sie ihn mit einem Beil. Otbert nahm gerechte Rache an den Mördern, ließ den Leichnam in eine steinerne Gruft legen und ein Kirchlein darüber bauen. Seine

Nachkommen aber errichteten auf der Stelle ein Kloster, welches, später, nach Villingen verlegt wurde.

Landolin.

Er stammte aus Schottland, und zog, wie viele seiner Landsleute, ins gallische Land, und von da über den Rhein, in den Mortingau. Da standen einige arme Hütten, und in einer derselben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Diese Familie gab dem Pilgrim ein Obdach, von da durchstreifte er die Gegend, und suchte ein abgelegenes Plätzchen zu seiner Niederlassung. Ein solches fand er im friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Unditz sich vereinigen, und fing auch alsbald an, den Boden vom Unkraut zu reinigen und urbar zu machen. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin arbeitete, hatte sich ein Häuptling des Landes, Gisok mit Namen, auf den Trümmern eines Römerkastells, eine Burg erbaut, die heut zu Tage noch den Namen Gisenburg führt. Ein Jäger Gisoks traf den frommen Mann bei seiner Arbeit, und ermordete ihn. Da entsprangen, wie die Legende sagt, aus dem Boden, den das Blut des Märtyrers benetzt hatte, jene fünf Heilquellen, die jetzt St. Landolins-Bad heißen, und noch häufig besucht werden.

Edulf und die Seinigen wurden besorgt, als ihr Gast nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hause kam. Sie gingen hinaus, ihn

zu suchen, und fanden seinen Leichnam, den sie begruben. Auf der Stelle, wo die That geschehen war, bauten sich nachher Mönche ein Kloster, und der Ort erhielt den Namen Mönchszelle.

Pirmin.

Zwo Stunden von Konstanz liegt im Bodensee eine wunderschöne, glückliche Insel, Reichenau genannt. Sie erhöht sich, von zwei Seiten, nach der Mitte zu, wo ein Kreuz steht, und noch jetzt auf die erste Geschichte des Eilandes hindeutet.

Vor mehr als tausend Jahren war es eine Wildniß, von Schlangen und anderm giftigen Gewürm bewohnt, und von Sümpfen und finstern Wäldern umgeben. Zu jener Zeit saß auf der Veste Sandegg im Thurgau, der Reichenau gegenüber, ein Abkömmling des mächtigen und tapfern Herzogs Gottfried von Alemannien. Dieser ließ den Abt Pirmin zu sich einladen, der aus Irland nach Gallien gekommen war, und bot ihm einen Platz an zu einer Kirche und einem Kloster. Pirmin schaute von der Sandegg herab, und spähte nach einer Stelle, die ihm zusagte. Da fiel sein Blick auf das verwilderte Eiland im Bodensee. Umsonst stellte ihm Bertold das Mühsame und selbst Gefährliche der Unternehmung vor; Pirmin ließ sich hinunterschiffen, nahm Werkzeug und Gehülfen mit, reinigte zuerst den Hügel, wo er ein Kreuz errichtete, und hierauf die ganze Insel, die nun allmählig in blühendes Feld sich umwandelte.

Kilian.

In Thüringen und einem Theil des nördlichen Frankens, der damals noch zu Thüringen gehörte, fand das Christenthum, so wie in Alemannien, viele Hindernisse, und noch am Schlusse des siebenten Jahrhunderts gab es daselbst heidnische Herzoge. Ein solcher war Goßbert, den der irische Missionär Kilian bekehrte, und zur Taufe unterrichtete. Aber Goßbert hatte die Frau seines noch lebenden Bruders geehlicht, und der fromme Priester drang in ihn, dieser sündhaften Verbindung zu entsagen. Geila, so hieß die Herzogin, entbrannte darob in blutigem Zorn, und ließ, in Abwesenheit ihres Gemahls, Kilian und seine Gesellen ermorden, und in einem Stalle begraben. Ihr Sohn Hettan blieb aber dem Christenthum treu, und berief den friesischen Bischoff Willibrord zu sich, um das göttliche Werk fortzusetzen. Hettans Tochter, Jamina, lebte mit einigen andern edlen Jungfrauen auf ihrem väterlichen Erbe, dem Marienberge bei Würzburg, wo sie eine Zelle gebaut hatte, und betrauerte, in klösterlicher Stille, den Fall ihres Hauses.

Narcissus.

Am Schlusse des dritten Jahrhunderts lebte zu Augsburg, welches damals eine römische Munizipalstadt war, eine Frau, Namens Hilaria, mit ihrer Tochter Afra und einigen Mägden. Ihr Wandel war eben nicht sehr ehrbar. Eines Abends kommt ein

Fremder in ihr Haus und begehrt Herberge, die ihm freundlich bewilligt wird. Es war dieß aber der spanische Bischoff Narcissus, ein gar frommer Mann, den die Christenverfolgung unter Diokletian gezwungen hatte, sein Vaterland zu verlassen. Als man sich zu Tische setzen wollte, sprach der Bischoff ein rührendes Gebet, und dieß wirkte so sehr auf die Frauen, daß sie sich augenblicklich entschlossen, ihrem bisherigen Leben zu entsagen, und die Lehre des Kreuzes zu bekennen. Narcissus taufte sie, und gab ihnen Unterricht. Bald gesellten sich noch andere dazu, und es entstand eine kleine Christengemeinde, die im Hause der Hilaria ihren Gottesdienst hielt.

Bald wurde aber das Verfolgungsedikt des Kaisers auch in Augsburg bekannt gemacht, und der dortige Statthalter Gajus läßt die Hilaria, ihre Tochter und Mägde ergreifen und hinrichten. Dieß geschah auf der Insel, die ehemals der Lech auf dem baierschen Lechfeld bildete. Der Platz wurde nachher allgemeiner Begräbnißplatz der Christen; man erbaute eine Kirche darauf, bei welcher die ersten Bischöffe ihren Sitz wählten, und woraus zuletzt das berühmte Kloster St. Ulrich und Afra entstand.

Winfried.

Dieser Apostel der Teutschen, bekannter unter dem Namen Bonifaz, den ihm später die Dankbarkeit beigelegt, hatte gleichfalls Britannien zum Vaterlande. Er predigte zuerst das Evangelium

bei den Friesen, aber ihr Fürst Radbod wollte nichts von einer Lehre wissen, die sich auf Liebe und Demuth und Entsagung gründete, und Winfried mußte das Land wieder verlassen. Er ging nach Rom, kehrte aber bald nach Teutschland zurück, und suchte das Christenthum in Thüringen zu verbreiten. Seine hohe, edle Gestalt, und die Macht seiner Beredtsamkeit wirkten wunderbar auf die Menge, und sie ließen es geschehen, daß er das Beil an Wodans heilige Eiche legte, und auf dem Opferaltare, den Menschenblut genetzt hatte, das friedliche Bild des Kreuzes aufstellte. Rastlos durchzog er Teutschland, zerstörte die Götzenbilder in Hessen, erbaute Kirchen zu Erfurt, zu Frizlar, zu Amöneburg, legte Klöster und Klosterschulen an, ließ mehrere Gehilfen und auch edle Frauen aus England kommen, die er zu Vorsteherinnen in Nonnenklöstern ernannte. Unter diesen letzten sind Kunigild, Bergthit, Kundrut, Lioba und Waldburgis in der teutschen Kirchengeschichte bekannt.

Von Zeit zu Zeit begab sich Winfried nach Rom, um dem Pabst vom Erfolg seiner Sendung Nachricht zu geben, und dessen Befehle einzuholen. Dieß war wohl Ursache, daß er manchmal mit andern christlichen Lehrern in Teutschland in Zank gerieth. So in Baiern, wohin er um 733 kam. In diesem Land war ein alter, ehrwürdiger Lehrer, Ehren Wolf mit Namen, der sich an Winfrieds neue Einrichtungen und Vorschriften nicht kehren wollte. Diesen

behandelte Winfried mit Härte, obgleich auch die übrige baiersche Geistlichkeit es mit ihrem Landsmann hielt. Den Bißthümern, die er errichtete, gab er meist Irländer zu Vorstehern. Im Jahr 745 wurde Bonifaz auf den erzbischöfflichen Stuhl zu Mainz erhoben, um eben diese Zeit das bischöffliche Stift Fulda, durch seinen Schüler Sturm gegründet. Bonifaz behielt auch als Erzbischoff, und im vorgerückten Alter, den Bekehrungseifer bei, und pilgerte noch einmal, als Missionär, zu den Friesen, nachdem er zuvor für einen Nachfolger in seinem Erzbißthum gesorgt hatte. Auch diesesmal predigte er den wilden Küstenbewohnern, nicht ohne günstigen Erfolg. Viele nahmen die Taufe an, und Bonifaz ließ bei Dockum ein Zelt aufschlagen, welches statt einer Kirche dienen sollte, um die Neubekehrten darin zu firmeln. Die heidnischen Friesen überfielen den Erzbischoff während der heiligen Handlung. Die Jünglinge, welche die Taufe erhalten, drangen aus dem Zelt hervor, und stellten sich zur Wehre, aber Bonifaz ermahnte sie, kein Blut zu vergießen. Er trat hinaus im priesterlichen Gewande, sprach Worte des Segens, und von seinem Antlitze strahlte die Verklärung eines bessern Lebens. Heiter empfing er die Todeswunde, und sein Leichnam wurde nach Utrecht, und später nach Eisleben gebracht.

Bonifaz hat unstreitig große Verdienste in Teutschland. Wie es aber damals mit dem Christenthume in unserm Vaterland aussah,

dieß lernt man am besten aus seinen Berichten an den Pabst kennen.

„Die Religion, schreibt er an den Pabst Zacharias, die Religion liegt in Teutschland seit sechzig bis siebzig Jahren völlig darnieder. Synoden werden nicht mehr gehalten, und die bischöflichen Sitze größtentheils Klerikern oder Layen von den schlechtesten Sitten übergeben. Manche Diakone haben sich, von ihrer Jugend an, in den schändlichsten Lastern herumgewälzt, lassen sich hernach zu Priestern weihen, und steigen zu den höchsten Würden der Kirche. Lassen sie dann auch von einigem Bösen ab, so greifen sie zu andern Dingen, werden Trunkenbolde, rohe Jäger, und scheuen sich nicht einmal, in den Krieg zu ziehen, und das Blut von Heiden und Christen zu vergießen.“

In eben diesem Schreiben rügt Bonifaz aber auch die verdorbenen Sitten der Römer, und behauptet, daß das böse Beispiel den Teutschen von dort gegeben werde.

Aus den gedachten Berichten sieht man auch, wie in Teutschland der alte heidnische Aberglaube sich mit den Satzungen und Gebräuchen des Christenthums vermischt habe.

Das Verbrennen der Todten dauerte noch fort, obgleich unter den Christen das Begraben eingeführt war, oder man

verstümmelte die Leichname, damit man in der andern Welt meinen sollte, sie seyen auf dem Feld der Ehre gestorben.

Man hielt noch Mahlzeiten auf den Gräbern, schlachtete Thiere zum Todtenopfer, und schmaußte von ihrem Fleische.

Im Februar wurde noch immer die alte Sporkelfeier gehalten, zur Ehre der Göttin Freja, welcher gewöhnlich ein Schwein (Sporkel) geopfert worden war.

Schmausereien in den Kirchen waren häufig. Sonst geschahen sie zu Ehren der Götter, jetzt zu Ehren der Heiligen. Auch die Weissagungen fanden noch Statt. Es wurde ein Buch auf dem Altare aufgeschlagen, und was zuerst herumfiel, als Bedeutung angenommen.

Die Götterdienste in den Wäldern waren ebenfalls noch in Uebung. Man wallfahrtete noch zu heiligen Quellen und Wodanseichen, um die Zukunft zu erforschen, Viele glaubten gar, in den christlichen Kirchen, welche häufig in ehemaligen Götterhainen errichtet wurden, seyen die alten Götter noch unsichtbar gegenwärtig.

Wahrscheinlich hat dieser Aberglaube die Veranlassung gegeben, in Wäldern, zumal an Kreuzwegen, kleine Kapellen, oder auch nur bedeckte Nischen mit Heiligenbildern zu erbauen, oder auch, in den Stamm alter Eichen, Blinten einzuhauen, und ein Kruzifix oder eine Mutter des Erlösers darin aufzustellen. Solche

Bäume mit Bildern findet man jetzt noch häufig in Teutschland und Italien.

Die Teutschen, zur Zeit des Bonifaz, hielten, wie ihre Väter, den Felsen heilig, zumal wenn die Asche befreundeter Todten daselbst in Urnen aufbewahrt wurde; sie brachten Geschenke dahin und zündeten Lichter an, weil sie glaubten, die Geister der Abgeschiedenen verweilten manchmal um ihre Grabstätten.

Amulete und Zauberbinden wurden noch allgemein getragen. Die ersten waren aus Holz, Metall, Pergament, Erde ꝛc. gemacht, und mit magischen Zeichen beschrieben. Die Schrift bestand meistens in Einschnitten, die man Runen (Geheimnisse) nannte, und die Weiber, die sie verstanden, Alrunen. Ausserdem wurden gewisse Binden verfertigt, die zum Schutz gegen böse Geister oder Krankheiten dienen sollten. Um schußfrei zu seyn, trug man sogenannte Nothhemden.

Wahrsagereien geschahen nach dem Fluge der Vögel, nach dem Wiehern und Schnauben der Pferde, nach dem Nießen ꝛc.

Bei Viehseuchen oder Raupenfraß machte man Nothfeuer, durch Hölzer, die an einander gerieben wurden. Die verbrannten Stücke wurden alsdann in Gärten und Feldern, oder unter dem Vieh herumgeworfen.

Es gab unstete Orte. Man glaubte nämlich, es seyen manche Orte heilig, und Niemand wisse, ob sie da oder dort seyen. Begegnete nun Einem zufällig etwas Unangenehmes, so wähnte man, er habe den Genius des Ortes beleidigt, und sagte, er sey über eine Unstete gegangen.

Ein gewisses Kraut, das man noch Merzenkraut, Marienkraut, oder Liebkraut nennt, nannte man ehemals unsrer Frauen Bettstroh, und bereitete daraus einen Liebestrank.

Um die Höfe wurden Furchen gezogen, damit die bösen Geister nicht sollten darüber schreiten können.

Um Weihnachten hatten sogenannte heidnische Sprünge und Verkleidungen Statt, man vermummte sich in Thierhäute ꝛc., wie noch jetzt am St. Niklas-Abend.

An Festen und heiligen Abenden wurden Figuren aus Mehl gemacht. Diese Sitte findet man noch jetzt in einigen Gegenden des Schwarzwaldes.

Noch immer wurden Götzenbilder auf den Feldern herumgetragen, zur Abwendung von Wetterschaden, Ungeziefer ꝛc.

Allgemein herrschte der Glaube, Weiber könnten auf den Mond einwirken.

Uebrigens gehört der größte Theil dieser abergläubischen Meinungen und Gebräuche mehr dem Norden als dem Süden von

Teutschland an, wie denn auch die Alemannen und Baiern nicht davor gewarnt wurden. Verdienstlich war es immer, daß die christlichen Missionäre gegen diesen Unfug arbeiteten.

Selbst die vielen Zellen und Klöster, deren Errichtung sie veranlaßten, waren der Kultur ungemein förderlich. Gewöhnlich entstanden sie in Wüsten, unbekannten Gegenden, und der Mönch war schon durch seine Regel gebunden, den Acker zu bauen, den Garten anzupflanzen, und öde Strecken urbar zu machen. Dazu kamen die Beispiele der Demuth, des Gehorsams, der Duldsamkeit und Versöhnlichkeit, in einer Zeit, da die rohe Begierde zügellos herrschte, und von einer sittlichen Würde der Menschennatur und einer höheren Bestimmung unsers Geschlechts keine Ahnung vorhanden war.

Die Klöster.

Die ersten Glaubensprediger, welche nach Teutschland kamen, führten zwar ein wanderndes Leben, doch bauten sie da und dort Kirchen und Zellen, und nahmen Gehilfen an, welche den Boden um die neue Ansiedelung her urbar machten. Wie klein auch eine Gemeinde solcher christlichen Einsiedler im Anfang seyn mochte, so waren doch gewisse Vorschriften und Einrichtungen unter ihnen nöthig, aus welchen nach und nach klösterliche Verbindungen und Satzungen entstanden. Der erste, welcher in unserm Vaterlande eine Klosterregel gab, war Kolumban in St. Gallen. Er schrieb strengen Gehorsam vor und demüthiges Schweigen. Der Mönch sollte im Essen und Trinken mäßig seyn und genügsam. Gemüse und Hülsenfrüchte, etwas Mehl in Wasser gekocht und ein wenig Zwieback wurden ihm als Speise gestattet. Alle sündliche Gedanken sollten sie fern von sich halten, alle Ruhmredigkeit und Eitelkeit. Um Mitternacht fing der Chor an, der jedoch länger war im Som-

mer und kürzer im Winter. Selbstertödtung galt als die erste und höchste aller klösterlichen Pflichten.

Die verschiedenen Vergehungen wurden auch verschieden gebüßt. Wer in der Küche, oder beim Auftragen der Speisen, aus Nachlässigkeit etwas ausgoß, mußte dafür in der Kirche, während des Absingens von zwölf Psalmen, auf dem Boden ausgestreckt liegen. Wer das gewöhnliche Gebet vor oder nach der Arbeit unterließ, bekam zwölf Streiche. Unnützes Geschwätz wurde mit fünfzig Streichen bestraft, ausgenommen wenn Einer darob auf der Stelle Reue empfand, und sich eine freiwillige Buse auflegte. Ein gleiches Maas von Schlägen wurde auch dem zu Theil, der sich bei einer Anklage entschuldigen wollte, und seine Rede nicht mit den Worten anfing: Ich bekenne meine Schuld!

Wer eine brüderliche Zurechtweisung nicht mit Demuth annahm, das Verbrechen eines Andern verschwieg, andere tadelte oder verkleinerte ꝛc., mußte durch dreimaliges strenges Fasten büßen. Auf einen unnöthigen Lauf oder Sprung standen zwölf Hiebe.

Wer gebüßt wurde, der durfte acht Tage lang sein Haupt nicht waschen.

Solcher Vorschriften enthielt Kolumbans Regel noch eine Menge, und sie waren streng darauf berechnet, alle freie Willensthätigkeit im Menschen zu ersticken. Freilich muß uns manches abgeschmackt

und albern erscheinen, was in einer Zeit, in welcher Zucht und Sitte fehlten, als nothwendig erkannt wurde.

Indessen hatte jedes Kloster seine besonderen Einrichtungen und Vorschriften, bis Benedikts Regel allgemein angenommen und eingeführt ward. Dieser merkwürdige Mann wurde im Jahr 480 zu Nursia, aus dem uralten Geschlechte der Anicier geboren, und ist als der eigentliche Stifter des Mönchthums in den Abendländern anzusehen. Seine Regel stimmt im Wesentlichen freilich mit Kolumban zusammen, und es konnte auch nicht anders seyn, da das Wesen des Mönchthums eine Trennung vom Leben ist, eine freiwillige Entsagung alles Irdischen, eine gänzliche Ertödtung der Sinnlichkeit, weßwegen denn auch die drei Hauptsätze: Gehorsam, Armuth und Keuschheit die Grundlage jeder klösterlichen Verbindung ausmachen mußten. Aber vortrefflich sind die Vorschriften, welche Benedikt den Aebten ertheilt, und höchst wohlthätig für Teutschland und für das christliche Europa überhaupt wurden seine Anweisungen, wie sich die Mönche beschäftigen sollen.

Nur derjenige, heißt es in Benedikts Regel, ist ein rechter Mönch, der sich seinen Lebensbedarf mit der Arbeit seiner Hände erwirbt. Dadurch nun wurden die Mönche Kolonisten, die sich in unangebauten, wilden Gegenden niederließen, und das nützliche Beispiel gaben, daß Hand- und Feldarbeit nicht blos für Knechte

sey, sondern jedem Menschen wohl anstehe. Wenn ein ehrwürdiger Geistlicher, der in einer Stunde die Geheimnisse der Religion ausspendete, in der andern Stunde den Garten umgrub oder mit der Sense das Gras abmähte, so mußte dieß in jener Zeit, wo der freie Germane sich schämte, etwas anderes als Waffen zu berühren, von großer Wirkung seyn. So geschah es denn, daß allmählig besonders der Gartenbau, das Pflanzen fruchtbarer Bäume, das Korbflechten und manche andere nützliche Beschäftigungen aus den einsamen Klostermauern ins gemeine Leben übergingen. Jetzt sah man oft Freie und Kinder der Edlen das Schwert mit dem Kreuze vertauschen, und, in schlechter Kleidung, hölzerne Löffel machen, Netze wirken und den Acker umgraben. Die häuslichen Arbeiten wurden gewöhnlich unter die Mönche vertheilt; einige besorgten die Kirche, andere den Garten, andere die Bäckerei u. s. w., selbst ihre Kleider mußten sie selbst waschen. Sogar Karlmann, als er auf Monte Cassino die Gelübde abgelegt hatte, übernahm die niedrigsten Arbeiten in der Küche, spülte das Geschirr, ließ sich vom Koch schlagen, und hütete zuletzt die Schafe, und trug mehr als einmal ein Lamm auf seinen Schultern nach dem Kloster. Wenn eine solche Hingebung uns auch als ein Wahn erscheint, so lernen wir doch zugleich daraus, wessen der Mensch fähig ist, wenn eine große Idee sich seines Gemüths bemächtigt hat.

Auch die Verfertigung von Kunstarbeiten und den Verkauf derselben duldete Benedikt in seinen Klöstern. Die Mönche schrieben alte Handschriften ab und mahlten die Anfangsbuchstaben in Farben, oder bezeichneten sie durch allerlei Figuren. Sie schnitzten Bildwerke in Holz und Stein, trieben besonders Musik, und unterrichteten fähige Jünglinge.

Auch die Gastfreundschaft, welche schon in Germaniens Wäldern so treu geübt wurde, war den Mönchen als heilige Pflicht geboten. Alle Fremde sollen aufgenommen werden, als ob sie Christus wären, sagt die Klosterregel. Sobald ein Gast sich ankündigen ließ, mußten ihn die Brüder freundlich empfangen, zuerst mit ihm beten, und sich dann, in Frieden, zu ihm gesellen. Der Friedenskuß durfte ihm nicht früher gegeben werden, weil man Betrügereien des Teufels fürchtete. Beim Willkomm und Abschied verneigte man sich mit dem Kopfe, oder legte sich gar auf den Boden. Der Abt reichte den Fremden das Wasser zum Händewaschen, und er sowohl als seine Klosterbrüder waren gehalten, ihnen die Füße zu waschen, worauf die Worte des Psalms gesungen wurden: Herr, deine Barmherzigkeit ist uns erschienen in deinem Hause. Für den Abt und die Gäste wurde besonders gekocht.

Der Mangel an Gasthäusern in den waldigen, abgelegenen Gegenden Teutschlands machte diese Einrichtung doppelt wohlthätig,

und mancher Wanderer mochte aus den stillen Hallen des Friedens mit Gefühlen scheiden, die ihn wie ein freundlicher Schutzgeist begleiteten.

Etwas später wurden neben den Fremdenhäusern auch Hospitäler für Arme und Kranke angelegt, die hier Pflege und Wartung fanden. Dieß geschah auch bei Nonnenklöstern, und den Nonnen wurde noch überdieß aufgelegt, arme Wittwen aufzunehmen, und ihnen — wenigstens zur Zeit der Fasten — die Füße zu waschen.

Die Kleidung der Mönche war einfach und der spätern ähnlich. Abgelegte Kleider wurden an Arme gegeben. Früh schon schoren sie sich die Köpfe und schnitten sich die Bärte ab. Der Bart galt aber bei den Teutschen für den Schmuck des Mannes, und dem Franken oder Alemannen seinen Bart abschneiden, hieß ihn aufs Aeusserste beschimpfen. Ohne Zweifel sollte es ein Zeichen großer Demuth und Erniedrigung seyn, daß man in den Klöstern das Tragen des Bartes untersagte. Doch machten die Layenbrüder eine Ausnahme. Die Synode zu Aachen befahl, daß sich die Mönche alle vierzehn Tage, hingegen in der vierzigtägigen Fasten und am Vorabend vor Ostern nicht rasiren sollten.

Wenn das Gelübde der Armuth auch den Mönchen nicht erlaubte, Eigenthum zu besitzen, so durften dieß doch die Klöster oder vielmehr der Heilige, in dessen Schirm sie standen. Es fehlte

daher nicht an reichen Vergabungen, die man als eine Sühne für irgend eine schwere Schuld ansah. Besonders erwies sich König Chlodwig I. gegen die Kirchen freigebig, und er wollte sich ohne Zweifel dadurch die Bischöffe geneigt machen, die nur zu viele Ursache hatten, seine Sitten zu strafen. An Ländereien fehlte es ihm nicht, denn er hatte in den eroberten Provinzen sich deren eine Menge zugeeignet, und ausserdem pflegten damals die Könige, auf ihren vielen Reisen und Zügen, bei den Bischöffen und in den Klöstern einzukehren, und sich bewirthen zu lassen. Auch hatte ein jeder seinen Schutzheiligen, an den er, der frommen Sitte gemäß, bisweilen etwas vergaben mußte. So erzählt die Chronik, daß König Chlodwig einst seinem Schutzpatron, dem heil. Martin, ein Pferd versprach. Statt eines guten, schickte er aber ein schlechtes, welches nur einige Schritte weit ging, und dann nicht mehr weiter zu bringen war. Darum mußte er sich nun bequemen, ein besseres zu geben.

Von den Vergabungen an die Klöster.

Die Klöster verbreiteten sich in Teutschland schnell, und alles beeiferte sich, die neuern Stiftungen zu beschenken. Viele, die nichts zu verschenken hatten, gaben sich selbst einer Kirche oder einem Kloster zu Eigen hin. Dieß brachte jedoch auch einigen Vortheil. Man genoß nun eines gewissen Schutzes, der besonders bedrängten, verlassenen Frauen wohlthätig war. Nicht selten erhielt ein solcher Eigener vom Kloster seinen Unterhalt.

Andere gaben ihre Güter an Gotteshäuser, behielten aber sich, oder auch noch den nächsten Erben, den Genuß derselben vor. Man nannte eine solche Uebergabe eine Precarei. Bis ins zehnte Jahrhundert war dieß die Haupterwerbungsart der Klöster, und die vorzüglichste Quelle ihrer Reichthümer. Bisweilen fanden bei einer Precarei besondere Bedingungen Statt. So schenkte eine fromme Matrone im Zürchgau ihre Güter dem Kloster St. Gallen; dieses mußte ihr aber, zu einer Reise nach Rom, achtzig Schillinge geben,

fünf Pferde und einige Saumrosse nebst Fellen, um das, was diese Thiere trugen, damit zu bedecken. Wenn sie wiederkehrte, sollten ihr die Güter zur lebenslänglichen Nutznießung bleiben.

Ein Graf Gotzbert übergab im Jahr 816 gedachtem Kloster ebenfalls einige Güter, unter folgender Bedingung: Das Kloster gibt ihm jährlich, zwischen St. Gallen- und St. Martins-Tag, acht Schillinge, halb in Geld, halb in Vieh, und erhält ihm einen Diener und eine Magd. Zieht er an den Hof oder nach Italien, so muß ihn das Kloster mit einem guten Reitpferde und einem Reitknechte versehen. Entschließt er sich aber, ins Kloster zu treten, so verlangt er ein heizbares Gemach, eine doppelte Mönchsportion Essen, jährlich ein wollenes und zwei leinene Kleider, sechs Schuhe, zwei Handschuhe, einen Kalmank (warme Kappe), ein Bett, und alle zwei Jahre eine frische Decke.

Manchmal wurde auch die Lösung der übertragenen Güter den Erben vorbehalten, was zu vielen Streitigkeiten Anlaß gab.

Mitunter geschah es auch, daß Einer eine solche Vergabung machte, um eine Eigene des Klosters eheligen zu dürfen, wozu er auf andere Weise die Einwilligung nicht erhalten konnte. In einem solchen Falle wurde bedungen, daß die Frau, während des Mannes Lebzeiten, nicht zu den Leibeigenschaftsdiensten angehalten werden durfte.

Mit den Gütern wurden gewöhnlich die dazu gehörigen Eigenen übergeben, ohne daß ihr Schicksal eben schlimmer geworden wäre.

Neben den Precareien hatten aber auch viele eigentliche Schenkungen Statt. Wer sich abgemüdet hatte im Weltleben, wer sein Kind bewahren wollte vor Manchem, was er selbst erfahren, der kaufte sich oder dieses mit einem Gut und den dazu gehörigen Leuten in ein Kloster ein. Wer ein Kloster beschädigt hatte, oder wessen Freiheit durch ein solches widersprochen wurde, der löste sich mit einer Gottesgabe. Manche vergabten ihr ganzes Eigenthum, und ließen ihre Kinder in Dürftigkeit, weswegen auch ein königliches Gesetz erschien, daß diesem Mißbrauch wehren sollte.

Die Uebergabe eines Gutes an eine Kirche oder ein Kloster geschah mit gewissen Feierlichkeiten. Nach den alemannischen Gesetzen gehörte dazu eine schriftliche Urkunde, welche in Gegenwart von sechs oder sieben Zeugen auf den Altar des Heiligen, dem man die Gabe zugedacht hatte, niedergelegt ward. Dabei legte gewöhnlich der bisherige Eigenthümer dem Abte oder Klostervogt ein Rasenstück von dem übergebenen Gut in die Hand, und einen Zweig, um dadurch anzudeuten, daß nicht blos Grund und Boden, sondern auch was darauf wachse, in der Uebergabe begriffen sey. Statt des Rasens und Zweigs nahm man oft den ersten besten Strohhalm,

der dann gebrochen, und wovon ein Stück der Urkunde beigelegt und, sammt dieser, sorgsam aufbewahrt wurde. Ferner legte man ein Messer hinzu, als Zeichen des völligen Eigenthums, und einen Handschuh. Auch hatte die Uebergabe bisweilen Statt durch ein Glokkenseil oder einen Stab.

Von den Eigenen, Colonen, Ministerialien und Advokaten der Klöster.

Auch die Güter der Kirchen und Klöster wurden durch Leibeigene gebaut. In der Regel und nach der Vorschrift des alemannischen Gesetzes war die Zeit zwischen ihnen und dem Hausherrn gleich getheilt. Sie konnten daher auch etwas für sich erarbeiten, woran die Herrschaft, mit Recht, keinen Anspruch zu machen hatte; diese that es aber gewöhnlich doch, und forderte eine Abgabe für das, was in ihrem Dienste erworben war, so entstand das sogenannte Besthaupt oder der Fahl, nämlich das beste Stück Vieh oder Waffen,

das nach dem Tode des Mannes für die Herrschaft genommen wurde, so wie das beste Kleidungsstück nach dem Tode der Frau.

Die weiblichen Eigenen mußten Leinwand und Kleidungsstücke verfertigen, und damit ihren Leibzins entrichten. Ausserdem theilten sie die Feldarbeiter der Männer in der Heuet und Ernte, oft mit, oft ohne Kost.

Die Leibeigenen der Kirche wurden, wie die Uebrigen, arme Leute genannt, und doch drängten sich, zur Zeit der fränkischen Könige, viele hinzu, um arme Leute der Kirche zu werden. Dieß war nicht blos Frömmigkeit, denn es gab dabei einige Vortheile. Sie konnten vom Grafen zu keinen Frohndiensten gezwungen werden, und mancher entzog sich dadurch auch dem Kriegsdienste. Auch erhielt man von der Kirche leichter die Freilassung, denn mancher Eigene wurde in den geistlichen Stand aufgenommen. Dieß gab auch zu großem Unfuge Veranlassung, denn mancher Eigene entlief seinem Herrn, und zog das Mönchsgewand an. Auch Layen schenkten bisweilen einem Leibeigenen die Freiheit, und machten ihn zu ihrem Hauskaplan, indessen wurde sein Zustand dadurch wenig verbessert.

Die Kirche hatte auch freie Leute, welche man Colonen nannte. Unter diese Klasse gehörten vorzüglich jene, die ihre Güter einem Gotteshause aufgetragen, und zu lebenslänglicher Nutzung wieder erhalten hatten. Sie bestimmten meist selbst die Abgaben

und Dienste von den Gütern, die sie bauten. Es gab aber noch andere Colonen, die mehr belastet waren, und größere Dienste leisten mußten. Es mochten dieß wohl Freigelassene seyn, deren Loos nicht viel glänzender war, als das der Leibeigenen. Nach dem baierschen Gesetz hatten die Colonen mancherlei zu leisten, und selbst ihre Weiber mußten Kleidungsstücke abgeben, oder andere Arbeiten verfertigen, wozu das Kloster den Stoff hergab.

Die Ministerialien fand man meist nur bei weltlichen Herren, aber auch einige Klöster hatten dergleichen. Sie leisteten Ehrendienste, und erhielten dafür ein Stück Landes zur Nutzung.

Die Advokaten waren ursprünglich die gerichtlichen Vertheidiger der Kirchen in allen Angelegenheiten, wo diese Recht zu suchen hatte. Es mußten Männer von Ansehen seyn, und die sich aufs Waffenhandwerk verstanden, denn in jenen Zeiten entschied nicht immer das Gesetz, sondern weit öfter das Schwert. Als später Kirchen und Klöster die Gerichtsbarkeit über ihre Leute erhielten, welche früher den Grafen zustand, mußten die Advokaten oder Schirmvögte auch diese verwalten. Auch lag ihnen ob, im Kriege die Leute der Gotteshäuser ins Feld zu führen.

Die Vögte pflegten jedoch ihres Amtes nicht immer sehr ehrbar, und bewältigten oft die Kirchen und Klöster, welche sie schützen sollten, daher kam der Spottname Balmund auf, welches

einen schlechten Beschützer bedeutet. Viele Klöster begaben sich daher in den Schutz des Königs, und zahlten dafür eine Abgabe. Allein auch daraus erwuchs ihnen Nachtheil. Die Könige sahen sich nun entweder selbst als Herren der Klöster an, oder sie sahen ruhig zu, wenn ein mächtiger Dynast, an dessen Zuneigung ihnen gelegen war, seine Hand nach dem Eigenthum der Kirche ausstreckte. So geschah es schon in den letzten, heillosen Zeiten der Merovinger, daß die Mächtigen des Landes Klöster an sich rissen, und sich, ob sie gleich Layen waren, Aebte derselben nennen ließen. Es ging noch gut, wenn solche weltliche Aebte die innere Einrichtung des Klosters nicht verwirrten, und die Besorgung der geistlichen Dinge dem Probste überließen, der aber gewöhnlich seine Stelle erkaufen mußte. Oft blieb dabei den Mönchen kaum so viel, daß sie kärglich leben konnten.

Von den Gesetzen in dieser Zeit.

Bei den germanischen Völkerschaften galten Sitten und Herkommen mehr als Gesetze, und diese letzten wurden erst aufgezeichnet, als die Feldlager sich nun zu Staaten bildeten. Sie bestanden aber ursprünglich aus Beschlüssen der Nation, die nicht gern große Beschränkung dulden mochte. Die salischen Gesetze werden als die ältesten unter den geschriebenen angesehen, doch haben wohl die Einführung des Christenthums und der königlichen Regierung manche Aenderung darin hervorgebracht.

Später wurden die Gesetze der ripuarischen Franken, der Alemannen und Baiern aufgezeichnet, und noch später die der Sachsen, Friesen und Thüringer. Den Burgundern gab König Gundobald um das Jahr 500 Gesetze, und die Westgothen erhielten die ihrigen von Dietrich und Eurich. Die Gesetze der Longobarden ordnete König Rothar um 637.

Alle diese Gesetze haben etwas Eigenthümliches, Gemeinsames, welches auf den Charakter der gesammten Nation hindeutet; sie

enthalten keine Gebote, sondern bloſe Verbote; ſie ſtrafen ſtreng und viel, doch nicht nur Vergewaltigungen an Leib und Gut, ſondern auch Verletzungen der Ehre. Todesſtrafen kommen ſelten vor; faſt alles wurde mit Geld gebüßt, oder mit dem Verluſt gewiſſer Rechte, oder mit geringen Leibesſtrafen. Der Stand machte einen Unterſchied. Eine Auslegung wollte man nicht dem Richter überlaſſen, darum war ein jedes Geſetz ſo beſtimmt abgefaßt, als möglich. Uebrigens galten ſie nicht als Landesgeſetze, ſondern als perſönliche, denn der Franke, der Alemanne, der Sachſe mochte ſeyn, wo er wollte, ſo wurde er nach ſeinem Geſetz gerichtet, ſo wie ſelbſt unter den Germanen der Römer nach dem römiſchen. Am längſten haben, auſſer Erbſchaftsſachen und Standesangelegenheiten, ſich folgende Sprüche aus unſerer alten Geſetzgebung erhalten: Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann; Jedermann iſt Herr in ſeinen vier Pfählen; wo kein Kläger, da kein Richter; der Mann kann nur von ſeines Gleichen gerichtet werden; kein freier Mann hat ſich ſeines Lebens verziehen; wer Einen der Meinigen beleidigt, der beleidigt mich.

Jedes Recht wurde bei den Teutſchen als eine Habe geſchätzt, und jede Beleidigung als ein Raub an derſelben angeſehen. Bei einer Klage wurden daher der eigentliche Werth der Sache und auſſerdem noch die Koſten angeſchlagen. Jegliche, auch noch ſo

große Beleidigung, konnte ohne Zuthun der Obrigkeit gebüßt werden, Heeresflucht und Hochverrath ausgenommen. Bei einem Todtschlag erhielten die nächsten Verwandten das Lösegeld, weswegen einst ein Franke einem andern zurief: Du wärst ein Bettler, wenn ich Dir nicht die Deinigen erschlagen hätte.

Die in den Gesetzen bestimmte Summe der Wehrung (das Wehrgeld oder die Buse ꝛc.) richtete sich theils nach dem Stande des Beleidigten, oder auch des Beleidigers, theils nach der Beschaffenheit des Vermögens; wo wenig Geld war, wurde die Wehrung in Vieh, Geräthschaften, Grundstücken entrichtet, auch mußte sich der Beleidiger wohl selbst zum Eigenen geben.

Die Gottesurtheile erhielten sich nicht nur in dieser und der folgenden Zeit, sie wurden sogar durch Einführung des Christenthums noch vermehrt. Man erfand jetzt —

1) Die Kreuzprobe oder das Kreuzurtheil. Es kam vorzüglich bei den Franken, Sachsen, Friesen und Longobarden in Brauch, und man hatte zwei verschiedene Arten derselben. Bei der einen mußten beide Theile die Hände in Gestalt eines Kreuzes ausbreiten, oder aufheben, zuweilen auch mit blos aufgehobenen Händen an einem Kreuze stehen, und zwar so lange, bis eine bestimmte Anzahl Messen gelesen war. Wer unterdessen die Hände zuerst sinken ließ, oder sie bewegte, wurde für schuldig gehalten. In den

Satzungen der fränkischen Könige, wie auch bei den Longobarden war diese Probe vorgeschrieben. Die zweite Art geschah auf folgende Weise: Zuvörderst mußte der Beklagte durch zwölf Zeugen sich von dem angeschuldigten Verbrechen reinigen; hierauf wurde er in die Kirche, oder zu Reliquien von Heiligen geführt. Nun wurden zwei Würfel, von denen der eine mit einem Kreuze bezeichnet war, in ein reines Tuch von Wolle oder Leinen gewickelt, und auf den Altar oder die Reliquien gelegt. Jetzt rief der Priester Gott an, durch ein Zeichen offenbar zu machen, ob der Beklagte wahr oder falsch geschworen. Hierauf zog nun ein Priester oder ein unschuldiger Knabe einen der Würfel hervor, und wenn der mit dem Kreuze bezeichnete zuerst herauskam, so war die Unschuld des Beklagten sattsam erwiesen. Diese Probe war besonders bei den Friesen in Uebung, vielleicht schon vor Einführung des Christenthums, denn bei nordischen Völkerschaften war das Kreuz ein Zeichen Othins, und wurde von ihnen für heilig gehalten, weswegen es auch häufig auf ihren Grabsteinen, Urnen ꝛc. erscheint.

2) Die Abendmahlsprobe. Hier mußte der Beklagte, oder der, welcher die Unschuld desselben beweisen wollte, das Abendmahl nehmen, mit den Worten: Leib des Herrn, sey mir heute meine Probe! Man glaubte, der Schuldige werde beim Genusse alsbald sterben, oder wenigstens erkranken. Diese Probe wurde durch die

Geistlichkeit eingeführt, und war in Klöstern gewöhnlich. Wenn hier z. B. etwas entwendet wurde, und der Thäter nicht zu entdecken war, mußten, nach der Messe, alle Brüder das Abendmahl sich reichen lassen, und dabei die oben angeführten Worte sprechen. Von diesem Gebrauche hat sich noch im Volke die Betheuerung erhalten: Ich will das Abendmahl darauf nehmen.

Der gerichtliche Zweikampf blieb auch jetzt noch, wie früher, die Entscheidungsprobe, welche der Germane am liebsten wählte. Der Kampf durfte aber nur zwischen Gleichen Statt haben, und mit Waffen, wie sie dem Stande der Kämpfer ziemten. Der freie Krieger focht gewöhnlich, mit Schild und Schwert, zu Fuße, bei den Gothen aber zu Pferde. Andere Leute bedienten sich der Knittel und Kolben, auch kam zuletzt, unter dem Volke, das Ringen auf. Kläger und Beklagte, Zeugen und Richter kamen oft in den Fall, sich um ihre Sache, um ihr Zeugniß und um ihr Urtheil schlagen zu müssen.

Die Mißbräuche mit dem Eide, zumal unter den Franken, gaben noch zu einer wunderlichen Einrichtung Veranlassung. Es wurden nämlich Eideshelfer aufgestellt. Wer den Reinigungseid abzuschwören hatte, mußte eine Anzahl unbescholtener Männer aus seinem Bezirk mit sich bringen, welche, indem er schwor, seine Hand hielten, und hierauf selbst durch einen Eid betheuerten, jener

habe nicht falsch, sondern der Wahrheit gemäß geschworen. Die Zahl solcher Eideshelfer konnte größer oder kleiner seyn, und bis auf zwei und siebzig steigen.

Vom Lehenwesen.

Es ist dieß eine der wichtigsten Einrichtungen unter den germanischen Völkerschaften, die sich theilweise bis auf unsere Zeiten erhalten. Nutzbares Land für Kriegsdienste, so hieß der Grundsatz, auf welchem sie ursprünglich beruhte. Unter Lehen (leihen, verleihen), wird alles begriffen, was jemand, bedingter Weise, von einem andern zu nutzbarem Eigenthume hat. Der Empfänger ist der Lehenmann und der Verleiher der Lehenherr. Gewisse Rechte, Pflichten und Obliegenheiten klebten, durch diesen Verband, bald dem Grundstücke an, bald aber war das nutzbare Eigenthum von Grundstücken und Gefällen ein Zugehör verliehener Gerechtigkeiten, oder auch beides mit einander vermischt. Bald wurde diese Einrichtung so allgemein, daß alles Nutzliche zu Lehen gegeben wurde, Regierungsrechte,

Gerechtsame, Ehrenstellen, Würden, bischöffliche, herzogliche und gräfliche Gewalt, Hofstellen, obrigkeitliche Aemter, ganze Länder mit und ohne Hoheit und blose Hoheit über Länder, Herrschaften, Rittergüter, Bauerngüter, Jagd, Zölle, Münzgerechtigkeit ꝛc.

Die wesentliche Bedingung bei solchen Lehen war, daß die Sache, welche verliehen ward, einen rechtlichen, eigentlichen Herrn und einen nutznießenden Inhaber hatte. An die Huld des Herrn knüpfte sich die Treue des Vasallen, woher das Sprüchwort entstand: Treue macht Getreue. Oft wurden aber, ausser der Treue überhaupt, noch andere Dienstleistungen dabei bedungen. Die Lehenstreue leisten konnte jedoch nur, wer Waffen tragen durfte, der Edling, und der begüterte Freie. Nur ein solcher konnte und durfte des Lehnsherrn Gut, Ehre und Leben vertheidigen. Diese Treue wurde durch Handschlag gelobt, und sie legte die Verpflichtung auf, alles Gute zu fördern, und alles Böse zu hindern.

Andere Leistungen oder Dienste, zu welchen man sich hiebei verband, waren der Kriegsdienst, der Hofdienst und andere Ehrendienste, der Hausdienst, bestimmte Abgaben ꝛc. So verdiente der Eine sein Lehen als Krieger, Richter u. s. w., der Andere gab blos Zinsen an Korn, Vieh ꝛc. und leistete Hand- und Spanndienste. Der Kriegsdienst war der allgemeine, und der Schenk, der Truchseß, der Graf ꝛc. mußten mit ins Feld ziehen. In einigen Ländern kamen

lächerliche Bedingungen und Leistungen auf, z. B. der Lehensmann, wenn er oder sein Kind sich verehelicht, mußte die Nacht auf einem Baume zubringen; der Inhaber eines Gutes mußte, auf einen bestimmten Tag, einen Sperling an einem Faden, oder ein Ei, auf einem mit Hengsten bespannten Wagen, dem Lehensherrn bringen; ein Anderer mußte, wenn es gefordert ward, sich im großen Saal seines Herrn einfinden, und, ohne ein Wort zu sprechen, sich rücklings verbeugen, und einen unflätigen Laut lassen. So blieb, von der ersten, ernsten Einrichtung an manchen Orten nichts übrig, als ein elendes Possenspiel zur Belustigung.

Erblich waren Anfangs keine Lehen; vielmehr wurden sie auf Wiederruf oder auf Lebenszeit gegeben. Da jedoch der Lehenherr und der Lehenmann sich einander nothwendig waren, und einer des andern bedurfte, so gingen sie bald auf die Erben über.

Die Ertheilung geschah mit gewissen symbolischen Zeichen, und wurde die Investitur genannt.

Neben dem Lehenwesen gab es auch unter den Franken und den Völkern, die zu ihnen gehörten, eine Schutzgenossenschaft. Es begab sich nämlich der Schwächere in den Schutz eines Stärkern, der Jüngere in die Verbindung mit mächtigern Aeltern, dieß mochte nun der König selbst seyn, oder ein reicher Dynast,

oder ein Kloster. Dadurch erlangte man nicht blos den nöthigen Schirm, sondern es war auch ein Weg zu Ehrenstellen und Lehen.

Von der Verfassung.

Alle Ländereien waren, in dieser Zeit, entweder Lehen oder eigen. Sie fielen, in der Regel, nicht von der Lanze an die Kunkel, oder von der männlichen an die weibliche Seite, ausser in gewissen Fällen. Die Abtheilung in Gauen blieb in Teutschland noch immer. Jedes größere Land, jeder Staat hatte seinen Namen, wie z. B. Franken, Neustrien, Austrasien ꝛc., doch nicht Grund und Boden, sondern die Gesammtheit freier Leute machte das Reich aus, und wenn der König eroberte, so hatte die Nation ihren Antheil daran. Es gab einzelne Nebenstaaten, deren Regenten mit dem Hauptstaat als Vasallen verbunden waren, wie die Herzoge in Alemannien, Franken und Thüringen mit dem Frankenreiche.

Die Grundlage der Verfassung in allen germanischen Staaten war noch immer in den Freien; Freiheit heißt aber hier soviel

als Ehre: die gemeine Ehre ruhte bei den Freien, die höhere Ehre bei den Edlingen. Nur in den Händen der Freien befand sich auch das ächte Eigenthum.

Bei den Longobarden hießen die Freien Arimannen, im Gegensatze der Leibeigenen und Vasallen. Diejenigen, welche in einen Gau oder in eine Genossenschaft vereinigt waren, machten eine Arimannei aus. Dieser Name bezeichnete zugleich auch alles freie Eigenthum, so wie gewisse Abgaben.

Unter den Franken mochten die Rachinburgen eben das seyn, was die Arimannen bei den Longobarden. Später war es die Benennung von Geschwornen, welche in Klagsachen urtheilten, allein früher gab es keine solche, sondern alle Freie, ohne Unterschied, fanden das Recht.

Der Adel, als geschlossener Stand, kommt jetzt, bei den Longobarden und Franken, nicht mehr vor: er hatte seine Ehre mit der Ehre des Königs verbunden, und war in dessen Gefolge getreten.

Bei den Friesen und Sachsen kommen gleichfalls in dieser Zeit noch immer Edlinge und Freie vor. Bei den Angelsachsen war es Herkommen, daß jeder Freie nicht blos in einer Hundrede (Genossenschaft von Hunderten) sondern auch noch besonders in Verbindung der Zehnmänner leben mußte. Diese standen

unter einander in einer wechselseitigen Rechtsverbürgung, der Leibeigene dagegen wurde von seinem Herrn verbürgt oder vertreten. Die Gesellschaft der Zehnmänner hieß gewöhnlich Freoborges oder Friborgus, und die Freien selbst führten daher den Namen Friborgen.

Die Wahl des Königs geschah durch die Nation, das heißt durch die Freien, aus der regierenden Familie. Dieß war der Fall bei den Westgothen, Ostgothen, Franken, Burgunden und Longobarden. Die Sitte der Erhebung auf dem Schilde war auch bei den germanischen Völkern üblich. Die Gewalt des Königs war beschränkt. Als Chlodwig die Taufe nehmen wollte, mußte er erst die versammelten Franken zur Einwilligung bewegen, und sollte ein Krieg unternommen, oder ein Gesetz gemacht werden, so wurde das Volk gefragt. Der Frankenkönig Charibert versprach dem Volke eidlich, keine neuen Gesetze und Auflagen zu machen, und nach hergebrachter Weise zu regieren.

Auf den März- und Maifeldern wurden die gemeinsamen Angelegenheiten der Nation abgehandelt. In einzelnen Landestheilen waren Herzoge, Grafen und andere als Beamte aufgestellt. Die Erhaltung der Ruhe und öffentlichen Sicherheit war die Hauptsache des Herzogs, die Hegung der Gerichte des Grafen. Diese Gerichte hießen Grafengedinge, und alle Insaßen eines Bezirks mußten da

ihr Recht suchen. Sie wurden zu gewissen Zeiten im Jahr, gewöhnlich unter freiem Himmel, gehalten. Bei Eröffnung des Gerichts wurde jedem Schutz verkündigt und Friede geboten. In der Regel führte ein jeder seine Sache selbst. Das Urtheil fällten die Freien, welche gegenwärtig waren, denn die Schöffen oder bestellten Urtheiler setzte erst Karl der Große ein. Die Grafen hatten auch Stellvertreter, Vicegrafen. Am Hofe saß der Pfalzgraf zu Gericht. Die Polizei schränkte sich fast ganz auf Geleite und Schutz der Fremden ein.

Das Kriegswesen hatte noch keine wesentlichen Veränderungen erlitten. Jeder freie Grundbesitzer, wenn er Waffen tragen konnte, mußte ins Feld ziehen, dazu kamen nun noch die Vasallen oder Lehenträger, die das Gefolge ausmachten. Der König führte das Heer an; unter ihm befehligten Herzoge, jeglicher die ihm untergebenen Völker, und Grafen — das Aufgebot des Grafenbezirkes.

Mit dem Kriegswesen hiengen die Abgaben genau zusammen. Da auf dem freien Grundbesitzer die Last des Kriegs lag, so blieb er im Frieden mit ordentlichen Steuern von seinen Gütern verschont, außer daß er sich bei seinem Edelvogt oder Hauptmann, der übrigens anfänglich ganz seines Gleichen war, dreimal jährlich zur Musterung stellen, und ihm zum Zeichen, daß er zu seinem Fähnlein gehöre, ein Ei, ein Huhn, einen Pfennig oder sonst eine Kleinigkeit

geben mußte. Dagegen gab es anderer Abgaben die Menge. Erstens mußte der Landeigener bei der jährlichen Heeresschau dem Könige freiwillige Geschenke — an Geld, Pferden oder andern Dingen von Werth bringen. Zweitens war jeder, der wegen Alter, Krankheit, einer versprochenen Wallfahrt ꝛc, nicht ins Feld ziehen konnte, mit einer Heersteuer belegt. Diese Steuer hatten auch die Kirchen zu entrichten. Drittens mußten alle, die einem Aufgebote nicht Folge leisteten, die Strafe des Heerbannes mit sechzig Schilligen an den Landgrafen erlegen. Die Größe dieser Summe läßt sich daraus abnehmen, daß man damals für zwei Schillinge eine Kuh kaufen konnte. Viertens mußten jedem königlichen Sendgrafen, der in die Provinz kam, sammt seinem Gefolge, Herberg und Atzung gereicht und Wagen und Pferde zur weitern Reise geliefert werden. Dabei kam es auf den Stand des Gesandten an, ob es nämlich ein Bischoff war, ein Abt, ein Graf oder ein königlicher Ministerial. Einem Bischoff wurden täglich geliefert: vierzig Brote, drei Frischlinge, drei Eimer Bier, ein Schwein, drei Hühner, fünfzehn Eier, vier Mütte Haber; ein Abt dagegen erhielt nur dreißig Brote, zwei Frischlinge, zwei Eimer Bier, ein Schwein, drei Hühner, fünfzehn Eier, drei Mütte Haber. Noch weniger bekam ein Vasall.

Erschien jedoch ein Bischoff als geistliches Oberhaupt, was alle vier Jahre geschah, so mußte man ihm täglich geben: vier

Schweine, acht Hammel, drei Ferkel, vier Gänse, acht Hühner, zwanzig Flaschen Meth, zwanzig Flaschen Honigbier, vierzig Flaschen anderes Bier, einhundert und zwanzig Brote, einhundert Mödde Haber, sechshundert Bund Stroh.

Später löste man diese Naturallieferungen durch Malpfennige.

Bei den Franken gab es viele und beschwerliche Zölle, unter andern: Flußgeld, für die Erlaubniß, einen Fluß zu passiren; Brükkengeld, Wegdammgeld, Kiesgeld, für den Kies auf der Straße, Lastthierzoll, Räderzoll, Walzenzoll, Deichselzoll, Marktgeld, Meßgeld, Mautgeld, Anländgeld, für die Erlaubniß anzuländen, Hafengeld, für die Erlaubniß einzulaufen, Willkommgeld, Barkenzoll, Schleifenzoll, Hochstraßengeld, Packträgergeld ꝛc. Der teutsche Name dieser Erpressungen war Transtuze, Straßensteuer. Den Zoll sollten allerdings nur Fremde, nicht Heimische entrichten, doch wurde er auch oft von diesen gefordert.

Ausserdem bezog die königliche Kasse aus bezwungenen Provinzen, z. B. Thüringen, Sachsen, (eine Zeit lang) und später von den Slaven einen besondern Tribut, der in einer bestimmten Zahl von Pferden, Rindern und Schweinen oder im Geldwerth derselben bestand. So mußten die Sachsen vor Chlotar I. jährlich fünfhundert Stück Kühe liefern, und einen gleichen Zins legte Chlodwig der Große den überwundenen Thüringern auf.

Ungleich schwerer waren aber die Lasten, welche die Unfreien zu tragen hatten, die von der Waffenehre ausgeschlossen waren, aber dafür Ersatz leisten mußten.

Unter der Aufsicht eines Maiers wohnten diese Leute auf den Höfen des Königs, der Geistlichkeit oder des Adels, in ihren Hütten, und beschäftigten sich mit dem Felde, das ihnen zur Nutzung überlassen war. Persönlich waren sie ihrem Eigenherrn zu bestimmten Frohnen, drei Tage wöchentlich, verbunden, und überdieß zu Abgaben von ihren Gütern. Die Frohnarbeit bestand in Pflügen, Säen, den Acker einfassen, Ernten, Mähen, das Getreide auf den Kasten liefern, Holzfällen, Kalk und Ziegel auf den Markt führen, beim Ziegelofen mitarbeiten, u. d. gl. Die Frauen aber mußten in der Frohne kochen, backen, Bier sieden, spinnen, nähen, weben ꝛc.

Bei diesen Leistungen ist es jedoch keineswegs verblieben, sondern es kamen dazu noch die Abgaben, welche von dem Könige, dem Grafen und seinen untergeordneten Beamten gefordert wurden. So mußte der Pächter und Unterthan des Adels oder der Geistlichkeit jährlich dem Landgrafen den Königspfennig entrichten, ihm, als freiwillige Gabe, das Liebnus (irgend ein Geschenk) überreichen, auf Erfordern des Grafen an Wegen und Brücken bauen, das Kriegsgepäck und das Gepäck des Königs weiter bringen, und wenn ein Krieg ausbrach, zwei Dritttheile des Getreides auf dem Felde an das Heer abliefern.

Nun entstand auch der Zehnten. In den ersten vier Jahrhunderten der christlichen Kirche war diese Abgabe nicht bekannt, und die Geistlichkeit lebte damals von freiwilligen Gaben der Gläubigen. Diese bestanden in den Erstlingen der Früchte, Aehren, Trauben, Oel und Weihrauch, welche von dem Diacon im Vorhofe empfangen und auf den Altar gelegt wurden, und ausserdem aus Brot, Wein und andern Lebensmitteln, die man dem Bischoffe zur Vertheilung an die Geistlichen und zur Verpflegung der christlichen Gefangenen in seine Wohnung brachte. Diese Opfer erhielten dann nun sehr häufig den Namen der Zehnten, waren aber sehr verschieden von der spätern Abgabe dieses Namens, welche die Franken von den Römern entlehnten. Selbst die Geistlichkeit mußte ihn Anfangs von ihren Gütern entrichten, bis Chlotar I. sie im Jahr 560 von dieser Last befreite. Sie blieb jedoch auf den Leibeigenen und Pächtern der Klöster und Kirchen liegen, die von da an den Zehnten zwar nicht mehr dem Königsbeamten wohl aber dem Bischoffe zu liefern hatten.

Nach Teutschland scheint der geistliche Zehnten durch die schottischen Missionäre gekommen zu seyn, die diese Anstalt bereits in ihrem Vaterlande, unter dem Namen des Kirchenschatzes besaßen. Die erste allgemeine fränkische Zehntordnung ist vom Jahre 779. Im Jahr 794 wurde sie dem Volke von neuem eingeschärft, mit der

Warnung an die Gutsbesitzer: den Zehnten ja zu geben, damit ihnen der Gott sey bei uns nicht die Aehren fresse! Mit ihrer Bekehrung mußten sich auch die Sachsen den Zehnten gefallen lassen, die Thüringer aber, weil sie jährlich fünfhundert zwei und achtzig Schweine zur Hofküche zu liefern hatten, blieben bis auf das Jahr 702 davon befreit.

Die Zehnten verbreiteten sich nach und nach in verschiedene Arten und Abarten, und nahmen auch allerlei Namen an. So hießen sie Altäre, Gotteszinse, Pflugschatz oder Pflugzinse ꝛc. Es gab ferner Saalzehnten, die auf den Saalhof des Herrn entrichtet wurden, Layenzehnten, stehende Zehnten (wo das Auszählen nicht eher geschieht, bis in der ganzen Flur alle Garben aufgebunden sind), fliegende Zehnten (wo jeder Besitzer das Auszählen auf der Stelle verlangen kann) Schmalzehnten (von Schmalfrüchten und Schmalvieh, z. B. von Schafen), einen Honigzehnten, einen Landszehnten (der die dritte Garbe wegnahm), einen Fleisch- und Blutzehnten, u. s. w.

Dem Könige gehörten auch große Ländereien, die meist im Kriege gewonnen worden, und zum Unterhalt seines Hofstaats hinreichten. Seine Gutsunterthanen zahlten Geld und Naturalien für die von ihm empfangenen Grundstücke; Güter, welche er für sich behalten hatte, ließ er durch sein Gesinde und dessen Eigene be-

wirthschaften, worunter sich auch Handwerker und Künstler befanden. Die öffentlichen Stellen und Anstalten erforderten keine Ausgaben, indem damit schon Gefälle und Grundstücke verbunden waren, und die zufälligen Ausgaben für Fuhren, Wachen, Beköstigung ꝛc., von den Einwohnern getragen wurden. Der Krieg kostete ebenfalls nur wenig, denn der Kriegspflichtige mußte für seinen Unterhalt, Waffen, Pferde ꝛc. sorgen, und in Feindes Land lebte er auf Feindes Kosten. Geschenke mochten noch fortdauernd gegeben werden, aber nutzbare Hoheitsrechte gab es nicht, außer bei herrenlosem Gut, bei Strafen, wo der neunte Theil gewöhnlich dem Könige zufiel, und in einigen andern Fällen. Die Hofhaushaltung wurde durch die Königin, den Hofmeier und den Erzkämmerer besorgt.

Das Lehenwesen wirkte immer tiefer in die Verfassung. Die Könige vermehrten täglich die Zahl ihrer Vasallen und vernachlässigten darüber die Besitzer von Alloden, oder freien, eigenen Gütern. So mochten sie zuletzt wohl ohne Reichstage regieren, ohne National-Aufgebot Kriege führen, ohne den Willen des Volkes Verfügungen erlassen, aber weder zu ihrem noch zu des Landes Vortheil. Die Vasallen ließen die gemeine Freiheit untergehen, ihres Nutzens wegen, und wurden selbst immer kühner und furchtbarer durch die vielen Zwiste unter den fränkischen Prinzen. Ein jeder warb um ihre Gunst, weil sie jetzt den Ausschlag gaben. So

wurde das Königthum selbst, wie die Wohlfahrt des Volkes, ein Spiel der ausgearteten Einrichtung.

Von den Sitten und dem gesellschaftlichen Leben der Teutschen in dieser Zeit.

Wie der Mensch die ersten Stufen der Kultur betritt, so ändern sich auch seine Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnisse. Dieß ist noch mehr der Fall, wenn er in Berührung mit Völkern kommt, die den Kreis des gesellschaftlichen Lebens bereits durchlaufen haben. Die Franken, Longobarden, Gothen ꝛc., welche in Gallien, Italien ꝛc., Reiche gründeten, nahmen bald alle Fehler der Besiegten an, und nur im dießrheinischen Germanien erhielt sich auch um diese Zeit noch vieles von der alten Einfalt, Mäßigung und Treue. Der natürliche Zustand des Landes hatte sich bereits vielfach verbessert; zwar gab es noch genug Moräste, Wälder und Wüstungen, noch strenge Winter und alle Arten Gewild. Dagegen trug der Boden

schon viel Obst, Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Hirse, Senf ꝛc.; großes alemannisches Vieh nebst geringern Arten Büffel, Pferde, Schafe, Schweine, Gänse, Enten, Falken, Schwäne, Kraniche, Bienen, Fische in Behältern und Weihern waren in großer Zahl vorhanden. Aber es fanden sich auch neue Krankheiten ein unter Menschen und Thieren. Die Pocken oder Kinderblattern kamen zu uns im Jahr 570, und auch die Viehseuche blieb nicht aus.

Rohes Fleisch wurde nicht mehr genossen, doch aß man noch Pferdefleisch, Bären, Biber, Schwalben ꝛc. Gewöhnliche Speisen waren der alte Haberbrei, Brot und Backwerke von Weizen, Gerste und Roggen, Fleisch, zum Theil geräuchert, Gemüse, Milch, Butter, Käse, Fische und Obst. Das Getränke bestand aus Bier und Meth. Der letzte wurde häufig mit Wermuth gemischt.

Der Ackerbau blieb Hauptbeschäftigung. Den Handel trieben Syrer, Griechen, Juden, Wenden und andere Fremde, auf bestimmten Plätzen, zu gewissen Zeiten.

Die Jagd liebte der Germane noch leidenschaftlich. Sie wurde auf mannichfache Weise und sehr kunstmäßig getrieben. Es gab Thiergärten, Jagdbezirke, Jagdbanne mit ausschließendem Jagdrecht.

Die heimische Tracht erhielt sich ebenfalls. Man trug Pelz-

röcke, Wämser von Leder, Kleider von Linnen und Wolle, zuweilen auch Seide. Von Römern und Gallen hatte man den Schmuck kennen gelernt; Ringe, Armbänder, Halsketten, Waffenschmuck ꝛc., waren nicht mehr selten.

Man hatte auch die Kunst gelernt, bequemer und zierlicher zu bauen. Neben niedrigen Hütten von Holz, ohne Rauchfänge, sah man Herrenhäuser mit Säulen und abgetheilten Gemächern, Speicher und Gehöfte aus Stein und Kalk gebaut. Glasfenster hier und da. Die Kirchen wurden noch aus Holz aufgeführt, wie z. B. das Münster zu Straßburg, welches der Frankenkönig Chlodwig von 504 bis 510 baute.

Höfe und Grundstücke wurden, wie früher, noch mit Zäunen, Hecken und Planken eingefaßt. Städte waren im eigentlichen Germanien noch nicht, aber Weiler und Dörfer, die sich besonders um die Kirchen erhoben.

Die alten zerstörten Römer-Kastelle mögen, in dieser Zeit, von mächtigen Dynasten benutzt und zum Theil wieder hergestellt worden seyn. Sie gewährten Schutz und hatten meist eine herrliche Lage.

Das Weben, Spinnen und Färben wurde von den Frauen noch emsig geübt. Auch arbeiteten die Teutschen jetzt schon in Gold, Silber, Eisen und Kupfer. Sie verstanden das Schmieden und

Gießen, und verfertigten alle Geräthe für den Feldbau, und für die Hauswirthschaft, auch Waffen aller Art, Lanzen, Speere, Schwerter, Messer, Dolche, Rüstungen, Schilde, Ketten ꝛc.

Gold wurde aus dem Rhein gewaschen, und auch der Bergbau nahm seinen Anfang.

In allen diesen Dingen machten die Franken, nachdem sie Gallien erobert hatten, die meisten Fortschritte, aber auch am meisten verschlimmerten sich ihre Sitten. Man schaudert, wenn man die Geschichte ihrer ersten Könige liest. Es ist die alte, gräßliche Mähr vom Geschlecht des Tantalus, die sich in einer schrecklichen Wirklichkeit erneut. Frauen mordeten ihre Männer, Männer ihre Frauen und der Bruder erwürgte den Bruder. Chlodomir, König von Orleans, hinterließ bei seinem Absterben, im Jahr 520, drei unmündige Prinzen, welche bei ihrer Großmutter Clotilde in Paris lebten. Der Oehm der Prinzen, König Childebert in Paris, schickte heimlich zu seinem zweiten Bruder Chlotar, welcher zu Soissons Hof hielt, und ließ ihm melden: Unsere Mutter hat wohl Lust, die Söhne unseres Bruders zu Königen zu machen. Komm eilig, und laß uns überlegen, ob wir sie des blonden Haars berauben (entadeln) und in ein Kloster stecken, oder sie aus der Welt schaffen, und so ihr Erbe uns aneignen wollen.

Ungesäumt erschien Chlotar und täuschte seine Großmutter

und das Volk mit dem Vorgeben, man wolle die Prinzen zu Königen erklären. Zwei derselben wurden ihnen, sammt ihren Dienern und Erziehern übergeben, und die Großmutter trennte sich von ihnen mit freudiger Erwartung. Man nahm sie sogleich in Verwahr und schickte der Großmutter eine Scheere und ein bloses Schwert, mit dem Bedeuten: Sie möge nun wählen, ob ihre Enkel zu Mönchen geschoren oder getödtet werden sollten. Entsetzen, Schmerz und Wuth ergriffen die unglückliche Königin. Nein, rief sie, ich will sie lieber todt als mit geschorener Platte sehen!

Auf diese Nachricht nahm Chlotar den ältesten Prinzen, der zehn Jahre alt war, beim Arm, warf ihn zu Boden und stieß ihm den Dolch in die Brust. Während dieser mit Angstgeschrei sich sträubte, umschlang der jüngere (von sieben Jahren) die Kniee Childeberts und rief mit herzzerreißenden Worten: Ach rette mich, lieber Vetter, daß ich nicht sterben muß, wie mein Bruder. Childebert wurde gerührt, und sprach zu Chlotar: Schenke mir des Kindes Leben, und fordere dafür, was Du willst. Nein, schrie dieser wüthend. Bist Du nicht der Urheber von allem diesem, und willst nun Dein Wort brechen? wirf ihn von Dir, oder es gilt Dein Leben!

Da warf Childebert den bebenden Knaben von sich, und Chlotar fing ihn mit seinem Dolch auf, und zerschnitt das zarte Leben. Gleichen Tod erlitten die Diener und Erzieher der Prinzen.

Den Dritten, Chlodowald, mochten sie nicht in ihre Gewalt bringen, denn streitbare Männer schützten ihn, aber er schnitt sich selbst die Haare ab, und brachte sein Leben in strenger Bußübung hin.

Mit solchen Gräuelthaten ist die ganze Geschichte dieses fränkischen Königshauses befleckt! so viel Grausamkeit und Sittenlosigkeit mußte die ganze Regierung verwirren, und alle Bande der Zucht und Ordnung auflößen. Man war endlich genöthigt, auf den Mord Todesstrafe zu setzen, wie sie bei den Burgundern und andern Völkern schon eingeführt war. Doch das half wenig, denn die Gesetze hatten ihr Ansehen und ihre Kraft verloren, weil sie nicht mehr von guten Sitten und der Achtung für das Heilige unterstützt wurden.

Wie aber das Leben nicht mehr sicher war, so war es auch das Eigenthum nicht. Daher die vielen Bürgerkriege unter den Merovingern. Wenn ein fränkisches Heer auszog, so bezeichneten Raub, Mord und Verwüstung seinen Weg. Von der niederländischen Grenze bis zu den Alpen und Pyrenäen verheerten die Franken, mehr als einmal, das eigene Land. Als die fränkische Prinzessin Rigunth mit reicher Ausstattung zu ihrer Vermählung nach Spanien zog, liefen schon beim ersten Nachtlager fünfzig ihrer Leute davon, und nahmen hundert der besten Pferde mit. So ging es weiter auf der Reise, und da inzwischen der Tod ihres Vaters erfolgte,

und sie Halt machen mußte, wurde sie vom Herzog Desiderius vollends geplündert, und in Toulouse eingesperrt.

Nichts war bei den Franken gewöhnlicher als Meineid. Folgendes meldet der fränkische Bischoff Gregor von Tours, der übrigens seinen Landsleuten gar nicht abhold ist: „Guntram war sonst ein braver Mann, nur zum Meineid immer bereitwillig, und er schwur nie, ohne daß er sein Wort gleich wieder gebrochen hätte.“

Um dem Eide mehr Heiligkeit zu geben, war das Schwören auf Reliquien eingeführt worden. Die listigen Franken fanden jedoch bald ein Mittel, auch den lieben Gott zu hintergehen. Sie ließen die Reliquien heimlich aus dem Kasten, worin sie verwahrt lagen, wegnehmen, oder falsche hineinlegen, und schwuren dann getrost zehn falsche Eide.

Es gibt überhaupt in der ganzen Geschichte der Merovinger wenige Beispiele, wo ein Schwur gehalten worden wäre. Nur König Guntram, dessen oben erwähnt worden, machte einmal eine Ausnahme. Er hatte nämlich seiner sterbenden Gemahlin geschworen, ihre beiden Aerzte, weil sie ihr nicht helfen konnten, hinrichten zu lassen, und dießmal hielt er getreulich Wort. Derselbe König, der übrigens keiner der schlimmsten war, und manches Gute förderte, hielt sich doch seines Lebens nicht sicher, und wagte nicht einmal ohne Begleitung von Bewaffneten die Kirche zu besuchen. Einst,

als der Priester eben die Messe beginnen wollte, stand er auf, und bat die ganze Versammlung, ihn doch nicht zu ermorden, wie seine Brüder, damit er die an Kindesstatt angenommenen Neffen noch drei Jahre erziehen, und den Untergang der Franken verhindern könne. Bald darauf schwur er den Ständen feierlich zu, den Mord seines Bruders an Eberulf, den Fredegund fälschlich als Thäter angab, schrecklich zu rächen, und ihn und seine Sippschaft bis zum neunten Grad auszurotten. Eberulf floh in die Kirche des heil. Martin zu Tours, denn die Gotteshäuser waren damals noch Freistätten für Verbrecher; dort wurde er durch ein Landaufgebot lange bewacht. — Er war aber ein gar arger, ruchloser Mann, verübte noch Mordthaten in der Kirche, besoff sich und trieb lose Dinge. Einen Presbyter schlug er halb todt, weil er ihm keinen Wein mehr geben wollte. Endlich bot Guntram einem gewissen Claudius großen Lohn, wenn er den Eberulf aus der Freistätte locken oder umbringen könne. Dieser ließ sich dazu willig finden. Unterwegs erkundigte er sich fleißig, ob der heil. Martin den Meineid auf der Stelle strafe, und ob die Strafe des Himmels gleich ausbreche, wenn man einen Flüchtling auf geweihter Stätte erschlage? Wahrscheinlich konnte man ihm keine Beispiele hierüber anführen; er machte sich darum beherzt ans Werk, und erschlug Eberulf, nach den heiligsten Eidschwüren, und unter Betheuerungen seiner Ergebenheit.

Dem Volke zu Tours hatten Charibert und nachher Childepert eidlich versprochen, keine Neuerungen vorzunehmen, und die abgeschafften Steuern nicht wieder einzuführen. Dieß geschah doch, aber der Einnehmer bekam ein Fieber, woran er in drei Tagen starb, und da man fest glaubte, der heil. Martin habe die Krankheit geschickt, so hielt der König nun Wort.

Ein Völkerrecht kannte man gar nicht. Gesandte wurden oft in Fesseln geschlagen oder gepeitscht, und dem Hohn des Pöbels Preis gegeben. Die Gesandten selbst benahmen sich aber auch eben so wild. So sagten die Abgeordneten des Königs Gundobald zum König Guntram: Wir haben die Streitaxt noch, womit wir deine Brüder erschlugen. Bald genug soll sie auch in deinen Schädel fallen.

Der Aberglaube schien sich mit dem Christenthum eher vermehrt als vermindert zu haben, und die Unwissenheit im Volke war über die Maßen groß. Alle Wissenschaft, selbst das Lesen, Schreiben und Rechnen, wurde nur in den Klöstern und bei der Geistlichkeit angetroffen. Aerzte und Wundärzte verstanden wenig von ihrer Kunst, und brauchten Hausmittel und Wundermittel. Bei den salischen Franken hatten alle Curen eine Taxe, bei den andern war der Preis im Einzelnen bestimmt, übrigens wurde die Heilkunst theils von Mönchen geübt, theils von Fremden, darunter auch Juden. Die Reliquien brauchte man gegen Seuchen, und

selbst zur Sicherung fester Plätze bei Belagerungen. Die zerstreuten Wohnungen und manche andere Ursachen hinderten indeß damals noch die schnelle Verbreitung ansteckender Krankheiten. Selbst die Kinderpocken, welche Kaiser Justinians Heer im sechsten Jahrhundert aus dem Morgenlande ins Abendland gebracht hatten, und die bei ihrer ersten Erscheinung schreckliche Verheerung anrichteten, verloren sich bald wieder.

Keuschheit und Mäßigkeit wurden nun auch seltene Tugenden. Besonders lernten die Franken von den Römern gar schnell die Ueppigkeit der Tafel und den Genuß berauschender Getränke. Einige noch vorhandene Kostzettel für königliche Abgeordnete und Beamte sind in dieser Hinsicht merkwürdig. Es kommen darin, unter andern, vor: Weizenbrot, Fasanen, Sardellen, Zuckersaft, Gewürznelken, Zimt, Mastix, Datteln, Pistazien u. d. gl.

Die in ihrem Heimathlande gebliebenen Teutschen wurden von dem Verderbniß der römischen Sitten weniger berührt, auch war in ihnen eine tiefere Abneigung gegen alles Fremde, wozu sich nun auch noch der Haß gegen die eroberungslustigen Franken gesellte. Von ihrem Herzoge fordeten die Alemannen, daß er das Heer anführen, zu Pferde steigen und dem Könige seinen Dienst leisten könne. Bei den Baiern mußte er außerdem Gericht halten, die Waffen gut brauchen können, und weder taub noch blind seyn.

Ein günstiger Umstand für den Charakter der Ostfranken, Alemannen, Baiern, Thüringer ꝛc. war es, daß sie gleichsam in sich abgeschlossene Völkerschaften blieben, unter besondern Regenten, und wenn diese auch in einiger Abhängigkeit von den fränkischen Königen standen, so blieben ihnen doch ihre eigenthümlichen Gesetze und Einrichtungen. Die Vaterlandsliebe erhielt sich, und auf seinem heimathlichen Boden geht das Alte nicht so leicht unter, als in der Fremde.

Von Karl dem Großen.

Karl der Große wurde im Jahr 742 zu Aachen geboren. Eine alte handschriftliche Sage erzählt dagegen: er habe das Licht auf der Reißmühle, bei Weihenstephan in Baiern erblickt, und sey, unkundig seiner Eltern, als Sohn des Müllers, unter den Knaben der Gegend, herangewachsen, aus Furcht vor Strafe, wegen eines leichtsinnigen Streiches, aus der Mühle entlaufen, und in die Dienste des Ritters zu Pál gekommen, wo er, als zehnjähriger Knabe, mit Witz, das Recht gewonnen, an welchem die Weisheit grauer Richter gescheitert war. Da sey er denn bald darauf von seinem königlichen Vater erkannt und an den Hof gebracht worden.

Es könnte vielleicht etwas Wahres an dieser Sage seyn: indeß ist bekannt, daß die Geburt und das Leben großer Männer gewöhnlich in Fabeln gehüllt werden, denn dem Ungewöhnlichen leiht der Mensch auch gern den Reiz des Wunderbaren.

Im zwölften Jahr wurde Karl schon, vom Pabst Stephan, zum künftigen Könige gesalbt, und im neunzehnten gürtete er sich

zum erstenmmale mit dem Schwert, und zog in den Krieg, wo er ohne Zweifel schon den Muth gezeigt haben wird, den er später so oft bewieß.

Im sechs und zwanzigsten Jahre seines Lebens bestieg er den Thron, und auf Zureden seiner Mutter Bertha vermählte er sich mit der Tochter des Lombarden-Königs Desiderius.

Aber er verstieß sie bald wieder, man weiß nicht, warum. Sie ging zu ihrem Vater zurück, und Karl ehlichte nun die fromme, schöne Hildegard, aus alemannischem Geschlechte, Herzog Gottfrieds und der Imma Tochter. Viele billigten das Thun des Königs nicht. Der Pfalzgraf Adelhard, ein zwanzigjähriger Jüngling von zartem Gemüth, ein Vetter Karls und am Hofe erzogen, war auf keine Weise zu bewegen, der neuen Königin Ergebenheit zu bezeigen, und da er weiter nicht hindern konnte, was geschehen war, ging er ins Kloster Korvey.

Der Krieg mit den Sachsen.

Die Sachsen (von ihrem Messer Sax, oder von Saßen, Eingesessenene, also genannt) sollen aus dem scythischen Asien nach Teutschland eingewandert seyn, und ursprünglich aus Ueberresten von dem Heere Alexanders des Großen bestanden haben. Ihre ersten Sitze waren zwischen der Trave, Eider und Elbe. Im vierten Jahrhundert breiteten sie sich, durch Westphalen, bis an den Rhein und die Weser aus, und zu Karls Zeit war alles Sachsen, was zwischen der Elbe, dem Niederrhein und der Nordsee lag. Damals war es ein rauhes, wildes Land, voll sumpfiger Brüche und düstrer Wälder. Die Einwohner waren noch dem Heidenthume ergeben, und höchst eifersüchtig auf ihre Freiheit. Ihre Könige oder Herzoge wählten sie nur für den Krieg, und theilten sich selbst in Edelinge, Frilinge, Frilazzen (Freigelassene) und Lazzen oder Knechte. Seine meiste Nahrung suchte der Sachse auf der Jagd oder im Fluß, und hütete sein Vieh, wo es Weide fand. Unter den tausendjährigen Eichen seiner Haine opferte er seinen Göttern, und sühnte sie mit Menschenopfern.

Uebrigens war dieses Volk dem Christenthume an sich nicht abhold: es haßte die Geistlichen des Zehntens wegen, und noch mehr fürchtete es, durch Annahme eines fremden Glaubens, den Untergang seiner Freiheit. Mit den Franken waren die Sachsen in immerwährendem Zwist begriffen, und Karl faßte daher den Entschluß, diese schlimmen Nachbarn ein für allemal zur Ruhe zu bringen, und sie zum Christenthume zu nöthigen. Auf dem Maifelde, zu Worms, wurde (771) der Zug beschlossen, und der Heerbann aufgeboten.

Um diese Zeit hatten auch die Sachsen ihren jährlichen Landtag zu Macklo, an der Weser, auf welchem, wie gewöhnlich, aus jeglichem Gau zwölf Edle, zwölf Freie und zwölf Freilassen erschienen. Der Heidenbekehrer Lebuin benutzte diese Gelegenheit, den Sachsen das Evangelium zu verkünden. Ein edler Sachse, Folkbert mit Namen, nahm ihn freundlich bei sich auf, widerrieth ihm aber sein Vorhaben. Es kann dir nur Gefahr bringen, sagte er, und deine Worte werden doch in den Wind gesprochen seyn. Der eifrige Missionär ließ sich nicht abschrecken; mit Muth und Zuversicht trat er unter die Versammlung, prieß die Lehre des Kreuzes, verdammte das Heidenthum, und drohte mit der Rache eines mächtigen Königs, wofern sich die Sachsen nicht zur Taufe bequemen würden. Das mußte nun allerdings die Zuhörer erbittern. Auch rissen einige Männer aus einem benachbarten Zaune Prügel heraus, und sie hätten im

wilden Zorn den Prediger getödtet, wäre nicht Folkbert hinzugeeilt, um ihn, als seinen Gastfreund, in Schutz zu nehmen.

Karl begann seinen Feldzug mit Einnahme der Eresburg (jetzt Stadberg, im Paderbornschen), und drang von da in den geheiligten Hain, wo die berühmte Irmin- oder Hirminsäule stand, die er zerstörte. Diese Säule soll, nach Einigen, ein großer, dicker Baumstamm gewesen seyn, dem sächsischen Gotte Irin (Erich) geweiht. Nach Andern war es ein Denkmal, welches die Teutschen ihrem Heerführer Armin oder Hermann errichteten. Als Karl dieses Denkmal umstürzen ließ, wurde er und die Seinigen von einem schrecklichen Durst geplagt; da entsprang, wie die Legende erzählt, plötzlich ein Brunnen, jetzt angeblich der Bollerborn bei Oldenbeck im Paderbornschen.

Hierauf ging Karl über die Weser, machte einen Vertrag mit den Sachsen, die ihm zwölf Geiseln geben mußten, und kehrte nach Heristall bei Lüttich zurück.

Karl zieht nach Italien.

Um diese Zeit saß Hadrian auf St. Peters Stuhle zu Rom, ein ehrwürdiger Mann von strengen Sitten. Dieser wurde vom Lombarden-König Desiderius hart gedrängt, und sandte Boten an Karl ab, damit er ihm Hilfe bringen möchte. Der König hielt eben Hof zu Diekenhoven, einem Weiler an der Mosel, als die Botschaft aus Rom kam, auch sammelte er alsbald seine Schaaren, und machte sich auf den Weg. Eine Abtheilung führte sein Oehm, Bernhard, über das Gebirg Mont-Joux, Karl selbst aber ging über den Cenis. Am Abhange des Gebirgs stand ein Thurm, in welchem der Räuber Eberhard haußte. Den erschlug Karl, und zerstörte das Raubnest.

Weiter hin, wie die Chronik erzählt, hatte Desider die Thäler und Pässe zumauern lassen, wodurch das fränkische Heer in große Verlegenheit gerieth. Da sang der Schalksnarr, den der König mit sich führte:

„Was wird dem zu Lohne, der einen Weg nach Italien „zeigt, wo kein Speer entgegensteht und kein Schild?"

Was er verlangen wird, antwortete Karl. Der Narr aber, nachdem er das Heer durch eine vom Feinde unbeachtete Schlucht geführt, die noch der Frankenweg heißen soll, forderte alles Land, mit Männern und Frauen, zu Lohn, so weit man sein Horn hören würde. Und nun stieg er auf einen Berg, bließ aus Leibeskräften, und fragte hierauf jeden, der ihm begegnete: Hast du das Horn gehört? Bejahte es dieser, so gab er ihm eine Ohrfeige, mit den Worten: So bist du mein Knecht. Deßhalb sollen auch seine Nachkommen die durchs Horn Gewonnenen (Transcornati) heißen.

Der Kampf nahm nun seinen Anfang, aber die Lombarden flohen vor den Franken, und der König vereinte ihr Reich mit dem Seinigen. Da er länger in Italien verweilen und das Osterfest in Rom feiern wollte, so ließ er seine liebe Hildegard, so wie sein Söhnlein Karl und sein Töchterlein Rotfried nach Italien kommen.

Karls Einzug in Rom war höchst feierlich. An dreißig römische Miglien zogen ihm die Richter mit ihrem Panner entgegen. Noch vor der Stadt empfing ihn die Jugend, mit Palmen und Oelzweigen in den Händen. Auch das Kreuz ward ihm entgegen gesandt. Beim Anblick desselben sprang der König nebst seinem ganzen Gefolge vom Pferde, und ging zu Fuß nach der Peters-Kirche.

Oben, auf den Staffeln, erwartete ihn der Pabst mit dem Clerus und dem ganzen römischen Volke. In der Vorhalle umarmten sich beide, und traten mit einander in die Kirche, unter dem Gesang: Gebenedeiet ist, der da kommt im Namen des Herrn!

Der Pabst ersuchte ihn, in Rom die Kleidung als Schirmvogt der Kirche zu tragen. Karl thats, aber ungern, denn er liebte die Tracht seines Volkes, und war jeder fremden abhold.

Pavia, die letzte Zuflucht des Lombarden-Königs, ergab sich endlich auch. Desiderius wurde gefangen und zum Mönch geschoren. Er endigte sein Leben im Kloster Korvey, Karl aber setzte in Mailand die alte eiserne Krone auf sein Haupt, und schrieb sich von nun an König der Lombarden.

J. W. Rettenleiter del. F. Oberthür sculpsit

Der zweite und dritte Sachsenkrieg und der Zug nach Spanien.

Als Karl sich in Italien befand, nahmen die Sachsen der Gelegenheit wahr, und fielen mit großer Macht in Franken ein. Mit List vertrieben sie die Franken aus der Eresburg, und belagerten Siegberg, wobei sie allerlei Maschinen brauchten. Karl eilte nach Teutschland zurück, und sammelte ein Heer zur abermaligen Bezwingung des Feindes. Aber er traf mächtigen Widerstand an dem Häuptling der Ostphalen, Heßi, und an dem Führer der Engern, Bruno. Doch wurden sie überwunden, und ließen sich taufen, mit vielen aus ihrem Volke.

Im folgenden Jahr (776) mußte Karl abermal nach Italien gehen, und zum drittenmal standen die Sachsen auf, den blutigen Kampf für ihre Götter und für ihre Freiheit zu kämpfen. Ihr Heerführer war Wittekind, ein Westphälischer Edeling, dem es an Muth und Tapferkeit keiner zuvorthat. Sein hoher, unbiegsamer Geist konnte auch im Unglücke nicht gebrochen werden, und den Namen

des Großen, den ihm die Geschichte beilegt, hätte er vielleicht eben sowohl verdient, als Karl, wenn er von Glück und Umständen gleich jenem begünstigt worden wäre. Auch erhielt er, im Anfange, große Vortheile gegen die Franken, und schlug sie, unter andern, in einem hitzigen Treffen bei Hausbergen. Aber als Karl nun selbst wieder an der Spitze seines Heerbannes erschien, da erbleichte der Stern des sächsischen Helden. Er floh, mit wenigen Freunden, zum König Sigurd von Jütland, während die übrigen Edlen seines Landes auf der Versammlung zu Paderborn sich einfanden.

Hier erschien auch ein arabischer Fürst aus Spanien, der bei Karl Hilfe suchte gegen seine Nachbarn. Einem Eroberer mußte eine solche Gelegenheit höchlich willkommen seyn. Karl brachte ein gewaltiges Heer zusammen, ging über die Pyrenäen, zerstörte Pamplona und nahm Saragossa. Tiefer ins Land wagte er sich nicht. Der Rückzug war unglücklich. Der Weg zog, zwischen himmelhohen Bergen, an jähen Abgründen hin, wo, auf dem schmalen Felsenpfad, Mann und Pferd nur langsam hinter einander fortschreiten konnten. Als das Hauptheer hindurch war, stürzten sich die wilden Vasken (Gascogner) aus Schluchten und Höhlen auf den Nachtrab und das Gepäcke herab, und erschlugen die Krieger bis auf Einen. Da fielen tapfere Männer, wie Pfalzgraf Anshelm, der Seneschall Eghart und Roland oder Rutland, der ritterliche Held aus Bretagne.

Seinen Namen hat der herrliche Dichter Arioſto, den ſeine Landsleute, die Italiener, den göttlichen nennen, in einem vortrefflichen Epos verewigt, und von ihm haben die fränkiſchen Krieger bis ins vierzehnte Jahrhundert das, leider untergegangene, Rolandslied geſungen. Aber ſeine Kriegsthaten und ſein Tod wurden ſchon früh mit Fabeln ausgeſchmückt und teutſche, ſpaniſche, franzöſiſche und italieniſche Sänger haben wetteifernd geprieſen: wie er, ein Neffe Karls des Großen, an Stärke, Muth und Tapferkeit ſeines Gleichen nicht gehabt, und endlich aus ſchändlichem Verrath gefallen, dann aber, in grauſamer Noth, mit ſolcher Kraft in ſein elfenbeinernes Horn geblaſen, daß ihm davon alle Adern am Halſe geſprungen, und König Karl den Schall acht Meilen davon gehört; wie er dann ferner ſein furchtbares Schwert, das er keinem andern gegönnt, an einem Marmorblocke zerſchlagen wollen, alſo, daß der Marmor zerſprungen, das Schwert aber ganz geblieben, bis er endlich, mit frommem Spruch und dem Zeichen des Kreuzes, chriſtlich verſchieden.

Uebrigens wird Rolands Grab, noch bis auf unſere Tage, im Thal Ronceval, in den Pyrenäen, gezeigt. Es iſt in einer Kapelle, unfern der Abtei Ronceval, in einem unterirdiſchen Gewölbe. Dabei ſind noch mehrere andere Heldengräber mit Inſchriften.

Wie die Sachsen noch ferner gestritten und endlich unterjocht worden.

Kaum hatte sich Karl weit genug von den Sachsen entfernt, als ihr Anführer Wittekind sie wieder zum Vertilgungskampfe aufforderte, und an den Rhein vordrang. Von Deutz, Kölln gegenüber, zogen sie am Strom aufwärts, bis Coblenz, verheerten die Weiler mit Feuer und Schwert, und ließen ihren Groll besonders an den Klöstern aus. Karl sandte aber eine fränkische Schaar gegen sie, deren Arm die meisten erlagen. Ein Jahr darauf ging Karl selbst von Worms nach Lippspring, wo er Versammlung hielt, und sich den ganzen Bardengau zwischen der Weser und Elbe unterwarf. Er nahm Geiseln, und alles Volk mußte sich taufen lassen. Die Ruhe war aber auch dießmal nicht von langer Dauer. Die Sorben, seßhaft zwischen der Elbe und Saale, fielen in Thüringen und Sachsen ein. Zugleich kam Wittekind aus Dänemark zurück, und alles im Bardengau griff zu den Waffen und schaarte sich um den mannhaften Führer. Die christlichen Lehrer wurden erschlagen, die

Kirche zu Bremen zerstört, und die Kreuze umgeworfen. Nur Heßi in Ostphalen und Amelung in Lüneburg blieben dem Könige treu und flohen zu ihm nach Franken. Karl schickte eilig seinen Kämmerer Adalgis, den Grafen Geilo und andere Edle mit einem auserlesenen Heerhaufen gegen die Feinde. Aber sie wurden bei Hausbergen vom Heerführer der Sachsen geschlagen, und Adalgis, Geilo und noch viele vornehme Franken blieben auf der Wahlstatt liegen. Karl entbrannte darob in schrecklichem Grimm. Er kam selbst, zwang Wittekind zur Flucht, und ließ fünftehalb tausend Sachsen, die sich ergeben hatten, an einem Tage zu Verden an der Aller enthaupten. Eine gräßliche Handlung, und leider, nicht die einzige Unthat, welcher sich dieser, sonst große Mann, schuldig machte.

Uebrigens hatte der König, durch solche Grausamkeit, sich die Herzen der Feinde nur noch mehr entfremdet. Sie empörten sich neuerdings, und Wittekind durchstreifte, mit seinen Getreuen, die Küstenländer an der Nordsee, vorzüglich Friesland, wo er sengte und brennte, die christlichen Kirchen zerstörte, und die alte Religion wieder einführte. Karl nahm dießmal seinen Weg, der Ueberschwemmung wegen, durch Thüringen, und kam bis Straßfurth an der Büdde. Von dort erließ er Briefe an seine Vasallen, des Inhalts: „Kund sey hiemit, wie wir unsre dießjährige Versammlung in Ost„sachsen, zu Straßfurth an der Büdde, halten wollen. Deßhalb

„befehlen wir, daß du dich mit wohlgewaffneter und gerüsteter Mann-
„schaft, wie sichs gebührt, sieben Tage vor der Messe Johannis
„des Täufers, einfindest, also, daß du von dort, wohin wir befehlen
„werden, ins Feld rücken kannst. Jedem Reiter gieb Schild, Lanze,
„Schwert, Messer, Bogen, Köcher und Pfeile. Auf die Karren
„lade Aexte, Hauen, Bohrer, Beile, Hacken, Spaten, und was
„zum Feld nöthig. Mundvorrath vom Tage der Versammlung auf
„drei, Waffen und Kleider auf sechs Monate. Und dieß sagen wir
„euch, daß ihr geradeswegs und friedlich durch unser Reich zieht,
„nichts als Gras, Holz und Waffen nehmt, und eure Diener bei
„den Reitern und Karren bleiben, damit des Herrn Abwesenheit
„keine Gelegenheit zu Unfug gebe. Keine Geschenke sende im Mai
„an den Ort unsres Aufenthalts. Erlaubt es dein Weg, daß du
„selbst vor uns erscheinen kannst, so soll es uns freuen. Siehe zu,
„daß nichts verabsäumt werde, wofern wir dir gnädig bleiben sollen."

Bei Schöningen trug Karl einen vollständigen Sieg über die Sachsen davon, und lagerte hierauf bei Eresburg, von wo aus kleine Züge gegen die Feinde unternommen wurden. Dahin ließ er auch seine Gemahlin und seine Kinder kommen, ohne welche er daheim nie aß, und auswärts selten reißte. Die Söhne ritten dann an seiner Seite, die Töchter folgten, von Trabanten begleitet. So mußte schon der siebenjährige Ludwig, mit Knaben seines Alters,

zur Versammlung nach Paderborn geritten kommen. Es lebte aber damals die gute, sanfte Hildegard nicht mehr, und Karl hatte sich mit Fastrad vermählt, die von tückischer Gemüthsart war, und den König oft zum Unrecht verleitete. Im Dom zu Mainz zeigt man noch ihr Grab.

Auf der Versammlung zu Eresburg wurde nun den Sachsen ein Gesetz gegeben, und ihr Land dem fränkischen Reiche ganz einverleibt. In diesem Gesetz hieß es unter andern: Den christlichen Kirchen solle mehr Ehrerbietung bewiesen werden, als den Götzentempeln. Den Gläubigen wurde dabei eine friedliche Grabstätte angewießen, und den Verbrechern, im Innern, eine Freistatt.

Wer eine Missethat, worauf Todesstrafe stand, dem Priester beichten würde, sollte begnadigt werden.

Des Todes sollte jeder sterben, wer in der vierzigtägigen Fasten, ohne Noth, Fleisch gegessen; wer Todte oder ihre Gebeine verbrannt; wer in eine Kirche eingebrochen; wer Menschen geopfert; wer sich der Taufe geweigert; wer einen Geistlichen erschlagen ꝛc.

Bei den Franken hingegen wurden alle diese Vergehen nicht mit dem Leben, sondern mit Geld gebüßt.

Um die Ruhe zu befestigen, sandte Karl auch eine Botschaft an die Heerführer Wittekind und Alf oder Albuin, und lud sie ein, zu kommen und die Taufe zu nehmen. Sie kamen wirklich, und

empfingen die Weihe des Christenthums. Viele glaubten, diese schnelle Sinnesänderung des kühnen, unbeugsamen Wittekind habe nur durch ein Wunder bewirkt werden können, und die Legende gibt davon folgende Erzählung:

Wittekind schlich sich als Bettler ins fränkische Lager ein, um alles auszukunden. Da kam er auch zu dem Altar, wo Karl und die Seinigen dem Gottesdienste beiwohnten, und erblickte in der geweihten Hostie, welche der Priester eben emporhob, ein glänzend weißes Kind. Durch diese Erscheinung wurde augenblicklich seine Bekehrung bewirkt.

Uebrigens verschwindet Wittekind, von diesem Augenblick an, aus der Geschichte. Er hatte den Fall seines Vaterlandes überlebt, aber ohne Zweifel in den Verheißungen der Religion Trost und Beruhigung gefunden.

Indessen glimmte, im alten Sachsenlande, der Zwietrachtsfunke noch immer fort. Karl führte darum, zu drei verschiedenenmalen, große Schaaren dieses Volks, als Kolonisten, in das fränkische Land ab, und setzte dafür Franken nach Sachsen.

Vom Herzog Taßilo.

Die Franken hatten sich das Land der Baiern unterwürfig gemacht. Um die Zeit des Sachsenkriegs war Taßilo II. Herzog in Baiern. Seine Gemahlin Luitberg, eine Tochter des Lombarden-Königs Desiderius, trug gegen Karl, der ihren Vater vom Throne vertrieben, einen tiefen Groll, und reizte den Taßilo zur Rache. So kam es zwischen den Baiern und Franken zu langen blutigen Fehden, in denen Karl immer Sieger blieb. Zuletzt verband sich Taßilo mit den Avaren, welche zu gleicher Zeit in Italien, und durch Baiern in Franken einfielen. Sie wurden aber von den Franken geschlagen, und Taßilo mußte auf der Versammlung zu Ingelheim erscheinen. Hier stand nun der alte Herzog vor dem jüngern Könige, seinem Vetter, zagend ob den vielen Anklagen, die gegen ihn erhoben wurden. Selbst die gegenwärtigen Baiern warfen ihm seine Treulosigkeit vor, und man laß nun folgendes aus den baierschen Gesetzen: „Wel„cher Herzog aber in Königslanden sich auf irgend eine Weise ver-

„messen wird, des Königs Gebot zu verachten, soll seiner Würde „entsetzt, zu andächtigem, beschaulichem Leben verurtheilt, und des „ewigen Heils verlustig seyn.“

Diese Strafe schien den Meisten zu gelinde, und sie stimmten für den Tod, weil der Herzog wiederholt seinen Lehenseid gebrochen, und die Feinde ins Land gerufen. Aber Karl fühlte Mitleid, und befahl, daß er geschoren und in eine Mönchskutte gesteckt werde. Luitberg und ihre Töchter mußten gleichfalls den Schleier nehmen, und so endete das Geschlecht der Agilofinger, und Baiern wurde nun, als fränkische Provinz, durch Grafen regiert.

Taßilo kam zuerst nach Fulda, und dann ins Kloster Lorsch am Rhein, Worms gegenüber.

Hier lebte er in strenger Bußübung, und bereute schmerzlich, was er in seinem Leben verschuldet haben mochte. Einige alte Chroniken legen ihm den Namen eines Heiligen bei und erzählen: Als er nun uralt und blind geworden, habe ihm ein Engel zum Führer gedient und seine Schritte aus der Zelle in die Kirche geleitet. Da soll Karl einmal zufällig in die Kirche zu Lorsch getreten seyn, und mit Erstaunen und Grauen gesehen haben, wie ein holder himmlischer Knabe den blinden Herzog vom Altar weg in das Kloster zurückführte, und eine Glorie das Haupt des Greises umgab.

J. M. Mettenleiter inv. F. Oberthür sculp

THASSILO VOM HIMMEL ENGEL GEFÜHRT

Vom Kriege mit den Avaren.

Die Avaren, damals auch Hunnen genannt, saßen vor Alters zwischen dem Don und der Wolga. Hierauf drangen sie an die Donau vor, und erweiterten ihr Reich, bis zur Grenze Baierns an der Enz. Sie waren treffliche Reiter und Bogenschützen. Damals aber, als Taßilo sie gegen Karl aufreizte, war ihr Gebiet zwischen der Enz und dem Saustrom eingeschlossen, und eigenthümlich befestigt. Neun Festen, jede mehrere Stunden lang, zogen sich rings herum. Sie waren sämmtlich mit einem Wall aus Eichen-, Buchen- und Tannenstümpfen umgeben, zwanzig Fuß breit und hoch, und von innen mit Steinen und Erde ausgefüllt, und oben mit Rasen belegt. Dazwischen wuchs Gesträuch zu beiden Seiten. Innerhalb dieser Ringe lagen Wohnungen und Weiler, so weit aus einander, als die Stimme eines Menschen reicht. In dem Walle selbst war hie und da ein schmales Thor, für den, der auf Raub auszog. So konnte man im Augenblick das ganze Land zum Kampfe aufrufen.

Karl, der nun gegen dieses Volk ziehen wollte, musterte sein Heer zu Regensburg und machte dabei seinen dreizehnjährigen Sohn Ludwig wehrhaft. Ein Theil der Franken rückte gegen das Nordufer der Donau vor. König Karl zog am südlichen Ufer hinab, und ein dritter Heerhaufen rückte aus Italien heran. Die Avaren leisteten nicht lange Widerstand, sie gaben ihre Vesten preis, und suchten Rettung in Gebirg und Wald. Die Franken verfolgten ihren Feind mit Wuth bis an die Raab, erschlugen eine Menge, sengten und brennten zwei und fünfzig Tage lang im Land, und führten Heerden von gefangenen Männern, Weibern und Kindern hinweg. In Karls Reihen focht auch ein Schwabe von Riesengestalt, der zog über angeschwollene Ströme sein starkes Pferd hinten nach, und richtete schreckliche Verwüstung unter den Avaren an. Als er nun wieder heimkam und gefragt wurde, wie es ihm im Kriege ergangen, da erzählte er, sie hätten's nur mit Fröschlein zu thun gehabt, nicht mit Männern, und er habe ihrer immer mehrere zugleich auf seinen Spieß gesteckt. Uebrigens dauerte dieser Kampf bis ins achte Jahr, und ließ den Franken eine furchtbare Seuche zurück.

J. M. Mettenleiter. inv. J. Oberthür sculps.

KARL LÄSZT SICH ALTE LIEDER VORLESEN

Wie Karl in seinem Hause gelebt.

Karl befand sich gern bei seiner Familie, und selbst im Kriege suchte er seine Gemahlin und seine Kinder um sich zu haben. Dann ließ er sich oft von Eginhard, der sein Geheimschreiber und Freund war, altdeutsche Lieder und Sagen vorlesen. Seine Töchter mußten fleißig arbeiten und seine Söhne erhielten Unterricht von geschickten Männern; doch erfuhr er auch manches Unangenehme, durch zu große Nachsicht gegen seine Kinder, wie dann sein Sohn Pipin sich gegen ihn verschwor, und dafür ins Kloster gesteckt wurde. In Kleidung und Sitten war Karl sehr einfach. Nur an großen Festen und wenn fremde Gesandte kamen, trug er einen golddurchwirkten Rock, Schuhe mit Edelsteinen, am Mantel goldene Hefte, eine goldene Krone, und ein Schwert mit Edelgestein besetzt. Sonst ging er nicht viel besser als der gemeine Mann: ein leinenes Wams und Hosen, so ihm sein Weib gemacht, ein Rock mit seidenem Streif besetzt, und farbige Binden kreuzweis über Strümpfe und Hosen

gewunden — das war seine gewöhnliche Tracht, worüber er zuweilen einen weisen oder grünen Mantel schlug. Des Winters deckte er sich mit einem Wams aus Otterfell. Sein Schwert mit goldenem Wehrgehänge und Griff, welches ein Mann unserer Tage schwerlich mehr schwingen würde, kam ihm nie von der Seite. Eine Art kurzer, gestreifter Mäntel erlaubte er als zweckmäßig zum Kriege. Doch verbot er die gar zu kurzen Mäntel der Friesen; denn, sagte er, was nützen solche Lappen? im Bette kann ich mich damit nicht bedecken, und zu Pferde schirmen sie nicht gegen Wind und Regen.

Als er einmal aus Italien zurückkam, brachten manche aus seinem Gefolge allerlei fremde Moden mit; einige hatten ihre Gewänder mit bunten Federn und Purpurstreifen besetzt, daß Hals und Rücken schimmerten wie Pfauenhälse: andere trugen Wämser aus Rattenfellen, oder anderem weichen Pelzwerke, Karl aber, wie immer, seinen Schafpelz; da befahl er nun, sie sollten mit ihm auf die Jagd reiten, ein jeder in seinem besten Schmucke. Es war aber ein kalter Tag und regnete heftig, da ließ nun der eine da, der andere dort ein Stück von seinem Kleide an Dornen und Gesträuch hängen, und der Regen verdarb vollends die ganze Herrlichkeit. Abends bei der Heimkunft durfte sich keiner umkleiden: sie mußten sich mit Karl ans Feuer setzen, und dort trockneten und schrumpften die Gewänder ganz zusammen und waren unbrauchbar, und alle seufzten, daß ihnen

J. M. Mettenleiter inv. F. Oberthür sculps.t

KARL MIT SEINEN HOFLEUTEN AM KAMIN

der Tag so viel Geld gekostet, aber der König lachte, nahm seinen Schafpelz vom Feuer und sagte: Seht, der hat nichts gelitten, und kostet mich kaum einen Gulden, ihr aber habt für euren Quark viele Pfund Silbers gegeben.

An den Umgang mit seinen Töchtern hatte er sich so gewöhnt, daß er sie bis an seinen Tod bei sich behielt. Ob Emma, die Gattin Eginhards, ihn auch zum Vater gehabt, ist ungewiß. Eginhard kam sehr jung an Karls Hoflager, der ihn erziehen ließ und ihm nachher die Aufsicht über die königlichen Gebäude und über das innere Hauswesen anvertraute. Seine Ehe mit Emma war kinderlos, beide zogen sich aber gern vom Geräusche des Hofes in die Stille des Landes zurück, und lebten dann auf ihren Höfen zu Michelstadt und Seeligenstadt; an beiden Orten erbauten sie auch Kirchen und Zellen. Bei Seeligenstadt sieht man am Main noch die Trümmer eines alten Schlosses, welches sie bewohnt haben sollen. Hier starb auch Emma und Eginhard trauerte um sie den Rest seines übrigen Lebens, er begrub sich nun in die klösterliche Einsamkeit, wurde Mönch und Abt zu Seeligenstadt, wo er neben seiner geliebten Emma und ihrer Schwester Gisela begraben liegt.

Die Pfalz zu Ingelheim und das Münster zu Aachen.

Auf der Höhe von Ingelheim, zwischen Mainz und Bingen, wo man den herrlichen Rheingau überschaut, erbaute sich Karl eine Pfalz, von welcher ein alter Schriftsteller erzählt, sie habe auf hundert Säulen geruht, und sey mit den Bildnissen berühmter Regenten und Feldherren ausgeschmückt gewesen. Hier hielt er mehrere allgemeine Versammlungen, hier ruhte er aus von den Mühen des Krieges im Kreise seiner Kinder, und erfreute sich an der schönen, fruchtbaren Gegend. Einst stand er auf dem Söller seiner Burg und schaute den wogenden Strom hinab, es war am Ende des Winters, und der Schnee lag noch auf allen Bergen, nur an der Leyenwand von Rüdesheim fing er zu schmelzen an. Karl bemerkte dieß und dachte augenblicklich, da muß der Weinstock gedeihen; nun ließ er aus Orleans Reben herbeischaffen, und pflanzte sie auf dem Rüdesheimer Berg, wo noch jetzt die Hauptraube den Namen

J. M. Mettenleiter inv. F. Oberthür sculps.

Die Pfalzgrafen saßen zu Gericht bei Hofe. Vor sie brachte man alle weltliche und vor den Erzkanzler alle geistliche Sachen. Genügte ihr Spruch nicht, so ging es an den König oder Kaiser.

Das Regiment in der kaiserlichen Pfalz war ein Bild vom Reichsregiment im Kleinen. Beichtiger und Seelsorger war der Erzkanzler; der Pfalzgraf sorgte für Recht; der Kämmerer für Reinlichkeit und Schmuck der ganzen Pfalz oder Burg, für Kost und Pferde; er empfing die jährlichen Geschenke der Großen, und an ihn waren die fremden Botschafter gewiesen. Der Seneschalk oder Hofmarschall, der Mundschenk, der Marschall oder Stallmeister mußten wissen, wo und wie lange der König bleiben wollte, um Alles in Bereitschaft zu halten. Unter den vier Oberforstmeistern und dem Falkner standen die Thürwärter, der Almosengeber, der Waffenaufseher, der Fuchsjäger, der Biberjäger ꝛc. Die Vornehmsten saßen mit zu des Königs Gericht, und halfen das Urtheil finden.

Auf den königlichen Gütern hieß der oberste Beamte Richter, und ihm war ein Verweser beigeordnet. Auf den kleinern Höfen befand sich bloß ein Meyer. Zu den Unterbeamten gehörten Meyer, Förster, Kohlenhüter, Kellermeister, Vögte, Jäger ꝛc. In der Pfalz mußten diese wie die Bedienstete der Königin und Prinzen,

alle Landstreicher und anderes liederliches Gesindel anzeigen, das sich etwa eingeschlichen hatte. Diebe, Mörder und sittenloses Volk unter dem Hofgesinde mußten sie am Hals zum Schandpfahl auf den Markt schleppen und geißeln, so wie auch den, der sie in Schutz genommen hatte.

Bei Gericht geschahen die Ladungen von sieben zu sieben Nächten; ein Jeder mußte selbst für sein Recht sprechen, wer aber unfähig war, den vertrat der Richter oder ein Beistand. Nur der Unbescholtene, dessen Wandel keinem Tadel unterlag, durfte als Zeuge auftreten. Falsches Zeugniß wurde mit dem Verlust der Hand bestraft. Beschuldigte der Kläger seinen Gegner des Meineids, so wurde auch wohl das Kreuzurtheil zugelassen. Dabei stellte man die Streitenden, während öffentlichen Gottesdienstes, unter ein Kreuz, wo für schuldig galt, wer zuerst umsank; oder es wurden zwei Stäbe mit weißer Wolle umwunden, und der eine, mit einem Kreuze bezeichnet, auf den Altar gelegt, einer durch ein Kind gezogen, und der Beklagte verurtheilt, wenn es den bekreuzten ergriff; oder die Streitenden mußten die Arme kreuzweis in die Höhe halten, und das Schuldig wurde über den ausgerufen, der sie zuerst sinken ließ.

Außerdem war aber auch Zweikampf mit Schild und Knüppel gestattet, besonders wo Meineid zu befürchten stand, denn man hielt es für besser, sich zu prügeln, als falsch zu schwören.

Orleaner hat — so erzählt die Sage. Ingelheim wurde leider zerstört, und es sind nur noch wenige Ueberreste von der ehemaligen Pracht vorhanden. Das Dach des Heidelberger Schloßbrunnens wird noch jetzt von Granit-Säulen getragen, welche einst die Wohnung Karls des Großen stützten.

Am liebsten hielt sich aber Karl zu Aachen auf; dort ließ er unserer lieben Frauen Münster errichten, reich an Gold, Silber und anderer Pracht. Säulen und Marmorblöcke wurden dazu aus Rom und Ravenna herbeigeholt, und Eginhard führte die Aufsicht bei dem Bau. Die Kirche war rund, ruhte auf acht Pfeilern mit korinthischen Kapitälern, und wurde vom Pabst Leo eingeweiht. Karl, so erzählt ein gutmüthiger Chronist, habe zu der Feierlichkeit dreihundert fünf und sechzig Bischöffe eingeladen, aber zwei kamen nicht. Da stiegen Mondulph und Gondulph, die beiden längst verstorbenen Bischöffe, aus ihren Gräbern, wohnten der Weihe des Münsters bei, und kehrten dann in ihre stille Behausung zurück.

Weiter führte er zu Aachen ein Schloß auf, nach eigener Angabe und sinnreich eingerichtet, denn er konnte durch die Gitter seines Söllers fast alles bemerken, was in den Wohnungen seiner ersten Diener vorging. Auch die warmen Quellen zu Aachen ließ er fassen, und besonders zu Schwimmbädern einrichten. Er selbst war ein trefflicher Schwimmer, und wer um ihn war, der mußte

ihm Gesellschaft leisten, zuweilen sogar die Trabanten seiner Leibwache, so daß sich ihrer oft hundert im Wasser herumtummelten.

Von verschiedenen Gesetzen und nützlichen Einrichtungen Karls.

Von der Verfassung den Gesetzen und Einrichtungen der alten Germanen behielt Karl noch vieles bei. Zwei Reichsgedinge oder Reichsversammlungen wurden jährlich gehalten, um über die öffentliche Wohlfahrt zu berathschlagen, Gesetze zu machen, und dem Könige die bestimmten Gaben zu bringen. Der König saß selbst zu Gericht. Da er aber nicht allenthalben zugegen seyn konnte, so setzte er die Sendgrafen ein, dazu wurden die verständigsten und redlichsten aus den Bischöffen, Aebten und Layen gewählt; sie erhielten einen Sprengel angewiesen, wo sie Recht und Gerechtigkeit handhaben mußten.

fall der Sarazenen in Frankreich, und nun mußte das große Unternehmen aufgegeben werden. Noch heut zu Tage zeigt man eine Erhöhung von Dettenheim bis Graben als Ueberreste jenes Kanalbaus. Was hier verhindert wurde, suchte Karl später auf andere Weise auszuführen, indem er von Bardewick, der Hauptniederlage des teutschen Handels, einen Handelsweg nach dem südlichen Europa anlegte, und tüchtige Männer aufstellte, welche auf den Verkehr mit den Sachsen, Slaven und Avaren Acht haben sollten. Ferner führte er, zuerst auf seinen Pfalzen, und dann im ganzen Reiche, richtiges und gleiches Maas und Gewicht ein, gab den reisenden Kaufleuten Schutz, und erließ ein Gesetz, nichts zu kaufen von dem, dessen Namen, Stand, Aufenthalt und Obrigkeit man nicht kenne. Auch durfte der Handel nicht des Nachts getrieben werden. Nur Lebensmittel und Futter für Reisende machten eine Ausnahme.

Das Land brachte damals Getreide hervor, Wein, Flachs, Honig, Vieh, Erz, Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Thierfelle und Salz. Außerdem gab es Leinwand, wollene Teppiche, Tuch, Glas, Waffen, kunstreiche Arbeiten in Metall, Marmor, Holz und Mosaik, Orgeln ꝛc. Alles durfte ausgeführt werden, mit Ausnahme von Panzern, Helmen und Waffen. Markt- und Münzrecht waren damals unzertrennlich. Karl wußte seine neuen Münzen allgemein in Umlauf zu bringen, und gebot auch, die Märkte nicht mehr an

Sonntagen, sondern an Werketagen zu halten. Zoll und Steuer durften nur bei Fähren und Brücken gefordert werden, und wo es von Alters her gegolten, nicht aber wo der Reisende keiner Hilfe bedurfte, oder zum Gerichtstag oder zum Heer zog. Auch sollte niemand des Zolls wegen über eine Brücke zu gehen gezwungen werden, wenn er einen andern Weg gehen wollte.

Die Aecker wurden nach Morgen, Jochen, Pflügen und Aussaat berechnet. Man wechselte mit Winterfrüchten, Sommerfrüchten und Brache, hatte schon künstlichen Dünger und brauchte zur Arbeit meist Ochsen, selten Pferde. Ein altes Gesetz verbot, Ochse und Esel zusammen zu spannen. Für das Getreide setzte Karl einen Preis fest und legte allen Bischöffen, Aebten, Adelichen ꝛc. ernstlich auf, bei einer Hungersnoth ihre Leute so gut als möglich zu nähren. Ein jeder Ort mußte seine Armen selbst versorgen, und herumschweifenden Bettlern durfte man nur geben, wenn sie an Händen lahm waren. In theurer Zeit durfte niemand Getreide zum Handel aufkaufen.

Karl war nicht nur der erste Held und Gesetzgeber, sondern auch der erste Landwirth seiner Zeit. Das Gesetz, welches er über seine Meyereien gab, ist ein bewunderungswürdiges Denkmal hievon. Auf den herrschaftlichen Mühlen und Hauptgütern mußte man Hühner, Gänse, Pfaue, Fasanen ꝛc. halten, daß der Abgang nicht verloren ging.

Vom Heerbann war, unter Karl, kein Stand befreit; die Weltleute mußten dienen, die Geistlichen aber steuern. Wenn das Aufgebot erging, sammelte der Graf die Mannen seines Gau's, jeder Freie (Wehre), der vier angebaute Hufen Landes eigenthümlich oder zur Nutzung besaß, um dafür zu dienen, rüstete sich selbst zum Feldzug; hatte er zwölf, mußte er einen Harnisch mitbringen. Von zweien, deren jeder zwei Hufen oder auch einer nur eine sein nannte, ging der Fähigere. Aber nicht nur Grundeigenthümer waren zum Heerbann verpflichtet, sondern auch andere Besitzer. Fünfe stellten den sechsten Mann und gaben ihm Sold mit. Kam der Feind in die Nähe, so wurde das Aufgebot allgemeiner. Die Sachsen mußten gegen Spanien und Avaren den sechsten Mann stellen, gegen Böhmen den dritten, gegen die Sorben aber insgesammt aufbrechen.

Jeder im Gefolge des Grafen mußte Lanze, Schild, Bogen, zwei Sennen, zwölf Pfeile, etliche auch Brustpanzer oder Helme haben. Alle mußten sich von der Mark aus mit Kleidern, Waffen und Lebensmitteln auf drei Monate wohl versehen.

Des Königs Mundvorrath wurde auf Karren nachgefahren, auf die Karren der Bischöffe, Aebte, Grafen und Herren lud man Wein, Mehl, andere Lebensmittel, Belagerungsgezeug, Hauen, Bohrer, Beile, Schleudern. Im nöthigen Fall führten die kaiserlichen Marschälle Steine auf Saumrossen zu. Außerdem, daß jeder

Graf zwei Theile des gemeinen Haufens in seiner Grafschaft bewaffnete, mußte er auch für Schiffe und Brücken sorgen.

Was Karl sonst noch für die Aufnahme des Landes gethan.

Im Jahr 794 unternahm Karl ein Werk, welches bewunderungswürdig war für jene Zeit. Er wollte nämlich durch einen Kanal die Rednitz und Altmühl, folglich auch den Main und die Donau verbinden, wodurch es denn gelungen wäre, die Nordsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden, und den levantischen Handel mitten durch die fränkischen Reiche zu ziehen. Mit Muth und Kühnheit wurde das Werk begonnen, aber das Schicksal stellte sich der Ausführung in den Weg, denn was man am Tage grub, das spielte Nachts der Regen wieder ab, und das Volk meinte, es geschehe durch böse Geister. Karl kam selbst, damit die Arbeit durch seine Gegenwart gefördert würde. Da traf aber Botschaft ein vom Ein-

Allenthalben wurden Meierein angelegt und die größte Reinlichkeit beim Verfertigen von Wachs, beim Malzen und Bierbrauen eingeschärft. Der Wein durfte nicht mit bloßen Füßen gekeltert werden. Die Aufseher seiner Güter mußten jährlich anzeigen, ob Waldmast für die Schweine da sey. Diese überstiegen weit das Verhältniß zum übrigen Vieh, und eine Heerde bestand oft aus tausend Stück. Die Zucht der Ziegen wurde gleichfalls sehr befördert. Die Pferdezucht hatten Karls Vorfahren sehr vernachläßigt, wie sie denn gewöhnlich mit Ochsen fuhren, und die Sachsen einen Tribut von dreihundert Pferden geben mußten. Er sorgte für Stutereien, und unter ihm kommen Reitpferde vor, Zugpferde, Vorspannpferde, Saumrosse, Zelter, Streithengste u. s. w.

Bienenzucht, Fischerei, Obst- und Pflanzenbau blieben gleichfalls nicht unbeachtet. Auf jedem Hofe mußte ein Bienenwärter seyn, und dieser Wachs und Honig an den Hof abliefern. Fischerei war frei, ausgenommen in den Forsten. Auf Meyereien wurden Teiche unterhalten. In den Weinbergen wurde Obst gebaut, und Aepfel- und Birnmost daraus bereitet. Karl setzte ein reiches Verzeichniß von Pflanzen auf, deren Anbau er auf den Gütern befahl. Auf den Wiesen durfte der Reisende Gras abschneiden, so viel er für sein Pferd bedurfte, außerdem konnte er nur Herberge fordern und einen Trunk Wassers.

Bischöffe und Aebte. Die übrige Geistlichkeit, so wie die Römer und Teutschen von Adel standen umher. Jetzt sollte die Untersuchung beginnen, aber die Geistlichkeit rief: Wir können und mögen nicht richten über das Haupt der Kirche. Da sprach der Pabst: So will ich mich reinigen nach der Weise meiner Vorgänger. Er nahm das Evangelium, hob es empor vor allem Volke, und schwur, daß er sich keiner unrechten That bewußt sey.

Die Anstifter des Frevels wurden nun zum Tod verurtheilt, aber der Pabst legte Fürbitte ein, und Karl verbannte sie aus dem römischen Gebiet.

Am Weihnachtsfest versammelte sich alles bei St. Peter, die Geburt des Herrn zu begehen. Als Karl, nach dem Hochamt, vom Betstuhl aufstand, trat Leo vor ihn, setzte ihm die Kaiserkrone aufs Haupt, und salbte ihn mit dem heiligen Oele. Das Volk aber rief: Heil! Heil! dem Kaiser von Rom.

So wurde, nach dreihundert vier und zwanzig Jahren, das römische Kaiserthum wieder hergestellt.

Eginhart erzählt: Es habe Karl vom Vorhaben des Pabstes auch nicht eine Ahnung gehabt, und er wäre selbigen Tages nicht zur Kirche gegangen, wenn ihm vorher etwas davon kund geworden wäre.

Karl stand jetzt im acht und fünfzigsten Jahre seines Alters, noch kräftig an Geist und Körper. Ihm gehorchten Franken, Lom-

I. M. Mettenleiter inv. F. Oberthür sculps.t 1825

HARUN AL RASCHIDS GESANDTE

barden, Spanier, Friesländer, Sachsen, Slaven, Baiern und Avaren, und sein Wort galt vom Ausfluß der Elbe, bis zum Ebro und Mittelmeere, vom abendländischen bis an den Raab und die Theiß, und über die Alpen bis Bonavent hinab. Der Ruhm seines Namens drang aber auch in ferne Weltgegenden. Im Morgenlande saß damals Harun al Raschid, aus dem Stamme der Abassiden, auf dem Throne von Bagdad. Höhere Weisheit war vielleicht nie bei einem Regenten zu finden, und gegen den Glanz und die Macht des Califen war alle Herrlichkeit Karls nur ein mattes Schattenbild. Aber der Beherrscher von Bagdad hatte vom großen Kaiser des Abendlands gehört, und schickte an ihn eine Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken. Da waren Gezelte von brennend bunten Farben, auserlesene seidene Zeuge, Balsam, Waffen, köstliches Rauchwerk, daß man den Orient ausgeleert zu haben schien, um den Occident zu füllen; kolossale metallene Leuchter, und ein Uhrwerk, an welchem der Lauf der Stunden nach einer Wasseruhr umgedreht wurde. Nach vollbrachter Zeit fielen zwölf Kügelchen von Erz auf eine Glocke herab, und zwölf Reiter ritten durch zwölf Fenster aus und ein.

Auch die Gebeine mehrerer Märtyrer ließ Harun, durch seine Botschafter, vor Karls Thron niederlegen, der sich damals in Aachen befand, und die Fremden kaiserlich bewirthen ließ. Unter andern

wurden sie auch zu einer Jagd geladen, denn das war in jener Zeit eine Hauptbelustigung. Die Araber hatten ihre Freude an dem Getümmel, bis einige Auerochsen heranstürmten. Da geriethen sie denn doch in einige Angst. Aber Karl hieß sie lachend guten Muthes seyn, und die schnaubenden Thiere wurden auch bald erlegt.

Dem Califen sandte er, als Gegengeschenk, spanische Mäuler, Pferde von teutscher Zucht, friesische Röcke, weiß, grün und grau gestreift. Desgleichen fränkische Hunde zur Löwen- und Tigerhatz. Harun war mit der Aufnahme seiner Botschafter gar sehr zufrieden, und als der Kaiser, in der Folge, einige Männer mit Gaben zum heiligen Grab nach Jerusalem schickte, ließ ihnen der Calife allen Schutz angedeihen, und gab ihnen, für ihren Herrn, einen Elephanten mit, den einzigen, welchen er damals besaß. Der Jude Isaak brachte ihn über das Mittelmeer nach Aachen, „wo das greulich Thier ein groß Schauspiel war, weil seines Gleichen selten gesehen." So erzählt ein teutscher Chronist.

Karls letzte Lebensjahre.

Zur See waren noch die Nordmänner den Franken überlegen, und Karl sann darauf, sein Regiment auch über den Ocean zu verbreiten. Einst befand er sich in einer Seestadt (einige sagen, zu Narbonne), als sich Schiffe der Küste näherten. Die Leute, die um den Kaiser waren, hielten sie für jütische oder brittische Kauffahrteifahrer. Doch Karl, mit scharfem Blick, erkannte sie am Bau, und an der schnellen Bewegung, und sprach: Das sind Seeräuber, keine Kaufleute. Sie suchten auch schnell das Blaue, als einige Schiffe mit bewaffneten Franken auf sie zuruderten, und ihnen den Namen Karls entgegen riefen. Aber der Kaiser stand traurig am Fenster, und Thränen zitterten in seinen Augen. Die um ihn standen konnten das nicht begreifen; nach einer Weile sprach er zu ihnen: Ihr verwundert euch, daß ich weine? Diese Räuber schrecken mich keineswegs, wie kühn und unternehmend sie auch seyn mögen. Da sie sich aber noch bei meinen Lebzeiten an dieses Ufer wagen, so seh ich voraus, welches Unheil sie über meine Nachfolger bringen werden.

Er befahl nun augenblicklich, Schiffe zu bauen, und in allen Häfen Wachen auszustellen, daß ihm die Seeräuber nur wenig Schaden zufügen mochten.

Bis auf das letzte Jahr seines Lebens war er fast immer in Kriege verwickelt, doch vergaß er darüber seiner übrigen Regentenpflichten nicht, und war besonders auch bedacht, Schulen zu gründen, und andere nützliche Anstalten. Noch näher am Herzen lag ihm das Schicksal des Reiches nach seinem Tode. Er theilte es, in seinem Testamente, unter seine drei Söhne, denn wohl mochte er die Ueberzeugung haben, daß keiner einzeln stark genug sey für solche Last, welcher nur seine Riesenschulter gewachsen war. Die verschiedenen Anordnungen und Verfügungen in besagter Urkunde geben neues Zeugniß von des Kaisers Weisheit, und wie er Zeit und Menschen kannte. Nur muß uns, die wir in der sittlichen und geistigen Kultur um vieles höher stehen, folgende Stelle auffallen:

„Die kaiserlichen Enkel, gegenwärtige und künftige, sollen, „ohne hinreichenden Grund und Untersuchung, nicht von ihren „Vätern oder Vatersbrüdern getödtet, noch verstümmelt, noch „geblendet, noch ins Kloster gezwungen werden."

Man sieht, die milde Christusreligion hatte damals die alte Eisrinde des Heidenthums noch nicht ganz schmelzen können.

In einem andern, spätern Testamente vermachte Karl seine

Kostbarkeiten, Kleider, Geräthschaften u. s. w. theils an Städte und Kirchen, theils an seine Kinder und Enkel, theils an die Armen und das Hofgesinde. Ein silberner, viereckter Tisch, der die Stadt Constantinopel vorstellte, kam in die Peterskirche nach Rom, ein anderer silberner, mit Roms Abbildung, nach Ravenna; die Bücherssammlung wurde zum Besten der Armen verkauft. Aus dieser unschätzbaren Sammlung mögen noch verschiedene Ueberbleibsel in Frankreich seyn. Sein Evangelienbuch aber, so wie sein Schwert, sein Hüfthorn und anderes von ihm, zeigt man noch in Aachen.

In seine letzten Tage war aber manche Bitterkeit gemischt; vor ihm starben seine Söhne Pipin und Karl und seine Tochter Rothrud, und seine feste Gesundheit wurde von beständigen Fiebern erschüttert. Auch erzählen die Schriftsteller von manchen schauerlichen Vorbedeutungen seines nahen Endes. Sonne und Mond verfinsterten sich mehr als gewöhnlich. Auf seinem Zuge gegen Gottrik erschien in der Luft ein feuriges Zeichen, worüber sein Roß erschrack und ihn abwarf, daß er ohne Geschoß und Mantel von den Dienern aufgehoben wurde. Die Rheinbrücke, welche er gebaut, gerieth in Brand; der feste Säulengang zwischen der kaiserlichen Burg und der Domkirche zu Aachen stürzte am Himmelfahrtstage zusammen. Im Innern der Burg vernahm man oft das Knarren des Getäfels, der Blitz zerschmetterte den Knopf der Kathedrale, in welcher er

später begraben wurde, und in der Kirche erlosch der seinen Namen beigeschriebene Titel.

Er berief nun das Heer, die Bischöffe, Herzoge, Grafen ꝛc. nach Aachen, stellte ihnen dort seinen noch einzigen Sohn Ludwig vor, und erklärte ihn mit ihrer Beistimmung zu seinem Gehülfen und Nachfolger im Reich. Tags darauf legte er den kaiserlichen Ornat an, setzte die Krone auf sein Haupt, und begab sich in das Münster, welches er Unserer Lieben Frau errichtet. Dort betete er mit seinem Sohne, nachdem er vorher eine goldene Krone auf den Altar gelegt, stand alsdann auf, gab ihm ernste Ermahnungen und fragte ihn zuletzt, ob er den Lehren, die er eben vernommen, nachleben wolle? Mit Freuden, denn Gott wird mir helfen, antwortete Ludwig. Da hieß ihn Karl die Krone vom Altar nehmen, und — zum Zeichen, daß er das Reich von Gott habe, nicht von Menschen — mit eigenen Händen sich aufs Haupt setzen. Nach geendigtem Gottesdienst kehrte der Zug in die Pfalz zurück, der alte Kaiser auf seinen Sohn gestützt, den er nun noch als Kaiser gesehen.

Im folgenden Jahre erkrankte Karl ernstlich und merkte wohl, daß seine Stunde komme. Er ließ daher den Bischoff Hildbald rufen, daß er ihm das Abendmahl reiche. Er lebte nun noch diesen Tag und die folgende Nacht; am nächsten

Morgen aber schloß ihm der Tod die Augen. Dieß geschah im Jahr 814.

Sein Leichnam wurde in der von ihm erbauten Kirche beigesetzt. Dort war schon eine geräumige Gruft bereitet, mit einem kaiserlichen Stuhl: darauf setzte man ihn im vollen Ornat, mit allen Ehrenzeichen der Kaiserwürde, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knieen, und die goldene Pilgertasche, die er in Rom getragen, um die Hüfte. Die Gruft wurde mit köstlichen Spezereien und vielen Schätzen angefüllt, verschlossen und versiegelt. Ueber dem Schwibbogen des Eingangs stand sein Bild mit einer Inschrift.

Die Schriftsteller, welche Nachrichten von ihm verzeichnet haben, machen von seiner Gestalt und seinen Sitten eine sehr anziehende Schilderung. Er war von starkem, kräftigen Körperbau, sieben seiner Füße lang, und mit seinem ungeheuren Schwert soll er einen Sarazenen auf einen Hieb gespalten haben. Edel von Angesicht, festen Ganges und männlich vom Scheitel bis zur Sohle, war er voll Würde, wo er ging und saß. Sein sonst heiterer Blick hatte etwas furchtbares wenn er zürnte. Acht und sechzig Jahre lang wußte er nichts von Krankheit, denn er lebte mäßig, und übernahm sich nie in Speise und Trank. Sogar erließ er einst eine Verfügung, die Betrunkenen Wasser

trinken zu lassen, bis sie nüchtern würden. Auf seinen Tisch kamen täglich nur vier Schüsseln, und am liebsten war ihm der Braten, den der Jäger brachte. Während der Mahlzeit scherzte er gern mit seiner Familie und den übrigen Tischgenossen, oder es ließ sich Geschichtbücher vorlesen, und die Schriften eines Kirchenvaters. Im Sommer ruhte er des Nachmittags ein wenig, aber gewöhnlich stand er des Nachts auf, oft weil Sorgen ihn weckten, manchmal auch um nach den Sternen zu schauen. Der Glaube an den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen gehörte nicht blos jener Zeit an, er war von jeher vielen großen Männern eigen, und es mag nicht immer als Wahn getadelt werden, was aus den Tiefen des Gemüths hervorgeht und gleichsam die sichtbare Welt mit der unsichtbaren verknüpft.

Von den Künsten unter Karl.

Es ist gewiß lehrreich und anziehend, noch im Einzelnen zu betrachten, was Karl der Große für die Kultur seiner Zeitgenossen gethan, indem er die Kunst, den Handel und den Feldbau auf alle Weise beförderte. Wir wollen zuerst von den Künsten reden. Der Besitz von Italien mußte den Kreis seiner Begriffe mächtig erweitern, und seinen Geist bereichern. In diesem Lande sah er die Ueberreste römischer Kultur, einige noch blühende Städte, und lernte den Werth der Wissenschaft kennen.

Die herrlichen Werke der Baukunst, welche Karl allenthalben in Italien fand, erweckten seine Nacheiferung, und sein Geheimschreiber und Freund Eginhard konnte ihm dabei trefflich an die Hand gehen, denn er hatte die Architektur der Alten aus ihren Schriften zu erforschen gesucht. Von hundert drei und sechzig Landgütern, Pfalzen und Burgen in sämmtlichen Frankenlanden sind die meisten von ihm begründet, erweitert oder doch verschönert

worden. In den Pfalzen wurde fleißig gebaut, und manche Kirche errichtet oder ausgebessert. Wer ein Benefiz von der Kirche hatte, mußte für Haus und Dach sorgen, und die Grafen und Getreuen dazu steuern.

Selbst nach Jerusalem sandte der Kaiser fromme Gaben zum Bau christlicher Kirchen, besonders aber war ihm die Peterskirche zu Rom heilig, die er mit Gold, Silber und edlen Steinen reichlich versah. Die Mönche waren selbst Baumeister, und auch fast die einzigen in jener Zeit, die einige mathematische Kenntnisse innen hatten. Mancher Abt that darin zu viel, wie der bauluſtige und prachtliebende Ratgar zu Fulda, der seine Mönche über die Gebühr zu Handarbeiten anhielt, und dabei viele Feste gab. Sie beschwerten sich darob auch bei Karl, der die Sache zu vermitteln wußte. Von dem Münster, das er zu Aachen der heiligen Jungfrau errichtete, ist schon oben gemeldet worden. Der Palast, den er ebendaselbst aufführen ließ, war von gewaltigem Umfange, er hatte nicht blos gehörigen Raum für alle Personen, welche zum Hofe gehörten, sondern auch Gemächer in erklecklicher Zahl für die Menge von Großen, Vasallen und Bischöffen, für die vielen angesehenen Personen geistlichen und weltlichen Standes, die täglich aus den Provinzen nach Aachen kamen. Ausserdem waren in dieser Pfalz die verschiedenen großen Säle, wo die großen Reichsversammlungen, die besondern

Versammlungen der Bischöffe und der Vasallen, und die Gerichtssitzungen gehalten wurden, in welchen der Kaiser selbst Recht sprach. Hiezu kommen noch viele Säulengänge und Gallerien, die Gebäude für die Leibwache und die niedrigen Diener.

Das Innere der Kaiserpfalz war kostbar verziert. Man sah da, unter andern, das goldene Bild des ostgothischen Königs Theodorich zu Pferde, welches, mit Einwilligung des Pabsts Leo, von Ravenna nach Aachen gebracht ward; viele Mahlereien, die Heerzüge Karls in Spanien, die Belagerungen vieler Städte, und die Thaten einzelner tapferer Krieger vorstellend; ferner, kostbare, mit edlen Steinen besetzte Gefäße, goldene und silberne Tische und andere kunstreiche Sachen, deren in Karls letztem Willen Erwähnung geschieht.

Kaum war der Pallast mit einem Aufwande von mehreren Millionen vollendet, als der Kaiser schon den Grund zur Kapelle der heiligen Jungfrau legte, zu welcher er selbst auch den Plan gemacht haben soll. Aus allen Gegenden, selbst aus Italien und Griechenland, kamen geschickte Männer zu diesem Bau, und es ging damit so rasch, daß das ganze Gebäude zwischen 778 bis 785 vollendet wurde. Die großen Quadersteine wurden von Verdun geholt, wo Karl die Stadtmauern und Thürme niederreissen ließ, um die Treulosigkeit des dortigen Bischoffs zu züchtigen. Den Marmor

mußte das adeliche Stift St. Gereon in Kölln liefern, welches einen Marmorbruch im Dorfe Kreil besaß, und wofür ihm der Kaiser schöne Landgüter schenkte. Die Mosaiken wurden aus den alten römischen oder vielmehr griechischen Gebäuden zu Trier genommen.

Außer den Pfalzen zu Aachen und Ingelheim erbaute Karl auch noch ein schönes Schloß zu Nimwegen, und ein anderes zu Trebur, im Winkel, den der Main beim Einflusse in den Rhein bildet. Diese letzte war so ansehnlich, daß darin (895) eine Kirchenversammlung gehalten werden konnte. Von allen diesen herrlichen Werken Karls sind aber nur wenige Ueberreste auf uns gekommen. Die Kunstwerke im Pallast und im Münster zu Aachen raubte zum Theil schon Kaiser Lothar, unter andern eine silberne Schüssel von ungemeiner Größe und kunstreicher Arbeit, auf welcher der ganze damals bekannte Erdkreis und der Lauf der Planeten eingegraben war, und die er zerschlagen und unter seine Begleiter vertheilen ließ. Mehr noch litten beide Gebäude, als die Normannen, im Jahr 881, Frankreich und Teutschland überzogen. Sie verwandelten die Kirche in einen Pferdestall, und zündeten die Pfalz sammt der Stadt an. Der Pallast zu Trebur verfiel im sechzehnten Jahrhundert. Blos die Kirche des heil. Martin zu Bonn stammt noch aus Karls Zeit, und vielleicht mögen auch die alte Johanniskirche zu Worms und der Chor des Münsters zu Straßburg noch aus seiner Zeit herrühren.

Unter den wenigen Ueberresten der Sculptur ist noch eine Bildsäule Karls, in der Mauer des Doms zu Zürich, merkwürdig. Eine andere Statüe von ihm, vielleicht auch aus seiner Zeit, steht im Dom zu Halberstadt. Sie zeigt den Kaiser in Lebensgröße, ihm zu Füßen einen kleinen Krieger mit einem Schwert, den man für Wittichind hält.

Der Stein aus weißem Marmor, welcher Karls Grab deckte, und worauf der Raub der Proserpina abgebildet war, wurde früher schon von den Franzosen weggenommen, und in das Benediktiner-Kloster zu Marseille gebracht. Er soll einst auf dem Grabe des Julius Cäsar gelegen haben. Der Grabstein der Fastrade ist jetzt im Dom zu Mainz, und die Leichensteine der beiden andern Gemahlinnen Karls sind zu Metz und Ingelheim. Der Nimbus um den Kopf, der den merovingischen und fränkischen Monumenten eigen ist, und die Simplicität der darauf abgebildeten Figuren, mit ihren geflochtenen Haaren und ausgezackten Kronen, beweist das hohe Alterthum derselben.

Von Malereien werden noch einige Freskobilder im hohen Chor der Stiftskirche zu St. Maria in Kölln aufbewahrt, die aus der Zeit Karls herstammen sollen. Ausserdem hat sich noch ein Denkmal erhalten, welches von der teutschen Kunst unter Karl rühmliches Zeugniß ablegt. Es ist dieß sein Evangelienbuch, in

groß Quartformat, mit dem Einbande ungefähr drei Finger dick. Die Deckel sind wahrscheinlich von Holz, und der obere hat einen kunstreichen Ueberzug von stark vergoldetem Silber und durchbrochener Arbeit. In der Mitte sieht man Karl, wie er im Grabe gesessen haben soll, mit dem Evangelienbuche unterm Arm, ihm zur Rechten steht die heilige Jungfrau, links aber der Engel Gabriel. In den vier Ecken sind die Attribute der Evangelisten, ein Engel, ein Adler, ein Ochs und ein Löwe. Die Edelsteine sind an dem Einbande verschwendet. Dieser ist, der Sage nach, erst im zwölften Jahrhundert verfertigt worden. Die Blätter des Buches sind violet, aber von verschiedenen Schattirungen, zum Theil sehr dunkel, zum Theil sehr blaß; gegen das Licht gehalten erscheinen die dunkeln sehr ungleich und wolkigt gefärbt. Jedes Evangelium hat auf dem ersten Blatte das Bild des Evangelisten, der es geschrieben, in bunten Farben, die noch jetzt rein und glänzend sind. Am vollkommensten ist das Bild des Matthäus. Die Farbe der Buchstaben ist, fast durchgängig, Gold und gut erhalten; das Wenige, was nicht zum Texte gehört, ist dagegen silberfarbig, und hat etwas gelitten. Diese Handschrift mag zu Anfange des siebenten Jahrhunderts geschrieben seyn, da man in den Registern über die Feste keinen Heiligen des genannten Jahrhunderts findet.

Dieses Evangelienbuch wurde im Grabe Karls des Großen

ungefähr 186 Jahre nach seinem Tode gefunden. Kaiser Otto III. ließ aus Neugierde oder, nach Versicherung eines Chronisten, aus göttlicher Eingebung im Traume, das Grab öffnen, und fand das Buch nebst andern Kostbarkeiten.

Zwey andere Handschriften aus der Bibliothek Karls des Großen sind gleichfalls als Denkmäler altdeutscher Kunst merkwürdig. Das eine ist ein prachtvoller Psalter, ganz mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben, dessen sich Karls Gemahlin, Hildegard, bediente; das andere ist ebenfalls ein mit Goldbuchstaben geschriebener Psalter, welchen der Kaiser dem Papste Hadrian zum Geschenk machte, und der in Elfenbein mit zierlich geschnitzten Figuren gebunden ist. Beide besitzt jetzt die kaiserliche Bibliothek in Wien.

Die Klöster waren, um diese Zeit, der Sitz der Künste und Wissenschaften, obgleich beide noch in ihrer Kindheit sich befanden. Zuerst der heilige Benedikt und hierauf der heilige Bonifaz waren äusserst bemüht, den Sinn dafür unter den Mönchen zu verbreiten. Bonifaz errichtete Schulen, worin, neben der Schreibkunst, auch die Mignaturmalerei und die Musik gelehrt und geübt wurden. Die Kirche, die er zu Fulda erbaute, erhielt durch seine Nachfolger, Sturm und Eigil, Säulen, Hallen, Altäre und andern Schmuck; sie hatte ursprünglich die Gestalt eines Vierecks, gewann aber ein schöneres Ansehen durch den Mönch Racholf, welcher ein geschickter

Baumeister war, und prangte sogar mit Gemälden von der Hand eines Brun oder Bruno. Eigil baute auch eine andere ganz runde Kirche, die einen Zirkel von Quadern bildete, und deren Gewölbe auf einer einzigen Säule ruhte.

Graf Woltram, ein Alemanne, errichtete ums Jahr 740, auf der Stelle, wo mehr als hundert Jahre früher der heilige Gall seine Zelle gebaut hatte, ein großes Kloster, und setzte ihm den Benediktiner Othmar vor, der eine berühmte Schule stiftete. In diesem Kloster lebte Kero, Othmars Schüler, dessen Erzählungen der heiligen Schrift in altteutscher Sprache wir noch besitzen, so wie neben ihm und nach ihm noch mehrere gelehrte Männer. Die Kirche und das Grab des heiligen Gall waren reich verziert mit Gold, Silber und Malereien.

Mit den Mönchen zu St. Gallen wetteiferten, an nützlicher Thätigkeit und an Bemühungen für die Kunst, die Mönche des uralten Klosters Lorch, von dessen ehemaliger Pracht nur noch eine halbzerfallene Kapelle vorhanden ist, mit Säulen, welche auf die erste deutsche Baukunst hindeuten. Um das Jahr 779 errichtete hier der Abt Helmrich einen prächtigen Altar, und ließ mancherlei Verzierungen an dem Grabe des heiligen Nazarius anbringen.

In Baiern war es besonders der heilige Rupert, welcher die ersten Keime der Kultur sorgsam pflegte. Schon unter dem ersten christlichen Lehrer daselbst, dem heiligen Korbinian, entstanden neue

Gebäude, wurden Weinberge angelegt, und Obstbäume gepflanzt. Bald erhoben sich die Klöster Ober- und Niederalteich, Benediktbeuern, Tegernsee, Osterhofen, Schliersee, Scharnitz, Scheftlarn und andere, die sämmtlich ins achte Jahrhundert gehören. Rupert stellte die zerfallenen und zerstörten Römergebäude in Salzburg wieder her, und sammelte um sich Künstler, unter denen auch Maler waren, zur Verschönerung der gottesdienstlichen Gebäude. Baukunst und Malerei wurden auch hier meist von Mönchen ausgeübt, und die Errichtung so vieler Klöster mußte nothwendig den Kreis der Kenntnisse erweitern, und den Künsten förderlich seyn. Metallarbeiter, Architekten, Maler, Bildhauer und andere mehr fanden dabey Ermunterung und Beschäftigung, und der Gedanke, daß man zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des Christenthums arbeite, brachte einen frommen Wetteifer, eine edle Begeisterung hervor.

Das Kloster Tegernsee war nach Benedikts Plan angelegt, und alle Werkstätten der Künstler befanden sich, gemäß seiner Vorschrift, innerhalb des Klosterbezirks. Es wurden da eine Menge Leute unterhalten, die sich mit den Künsten beschäftigten. Bischof Erinbert von Freysing (um 749) trug eine mit Gold künstlich durchwirkte Mütze. Gold- und Silberarbeiten standen bereits auf den Tafeln der Großen, oder dienten zu Geschenken. Schon Bonifaz traf eine Menge Künstler in Baiern an, und schickte von da ein

mit weißen Blumen gesticktes Altartuch, einen silbernen Griffel und einen silbernen Spiegel nach England, und einen silbernen Becher nach Rom. Die Glasarbeiten der Teutschen wurden um diese Zeit den Ausländern bekannt, denn der brittische Abt Gulbert ließ sich einen teutschen Glasarbeiter kommen. Die Glocken erhielten wir aber wohl in eben dieser Periode aus Brittannien.

Eines der prächtigsten Gotteshäuser in Baiern war Benediktbeuern. Nach den ältesten Nachrichten hatte es eine treffliche Bauart, eine Menge Gemälde, von denen noch ein Verzeichniß übrig ist, und reiche Metallarbeiten. Das Dach war mit Blei gedeckt.

Schmiedekunst war damals eine allgemeine Benennung, und man verstand darunter sowohl Gold- als Silberarbeiten. Schon im achten Jahrhundert findet man Spuren der Ciselirkunst in Baiern. Diese sogenannte Schmiedekunst dehnte sich sogar auf die Decken der Handschriften aus, welche mit Gold, Silber und Edelsteinen verziert wurden.

Die ersten Malereien waren biblische Geschichten oder Legenden. Die Mönche trugen diese Kunst bald auch auf die Handschriften über; sie malten die Anfangsbuchstaben mit Farben, und schmückten sie mit kleinen Figuren aus. Dieß geschah besonders in den baierischen Klöstern, und es haben sich noch einige merkwürdige Denkmäler davon erhalten.

Mit Taßilo hatte Baiern seine Unabhängigkeit verloren, und war fränkische Provinz geworden. Zum Glücke geschah dieß in der spätern Zeit Karls des Großen. Damals erkannte er wohl, daß die bürgerliche Gesellschaft eine Anstalt zur Entwicklung und Bildung der ursprünglichen Anlagen und Fähigkeiten im Menschen seyn müßte, und sein Bestreben ging nun auf diesen Zweck hin. Für Baiern that er in dieser Hinsicht viel.

Im alten Nordgau, oder heutigen Frankenlande, predigte zuerst der heilige Kilian, ein Schotte, mit zwei Gesellen das Christenthum, doch ohne günstigen Erfolg. Nachher kam Bonifaz, der den Britten Burkhard zum Bischof von Würzburg ernannte. Burkhard war in der Baukunst wohl erfahren, und ist als erster Stifter des Doms zu Würzburg zu betrachten. Im Schatze des Doms wird die Handschrift der Evangelien aufbewahrt, deren sich Kilian zu bedienen pflegte. Der elfenbeinerne Deckel hat vortreffliche Schnitzarbeiten, mag aber eben darum aus späterer Zeit seyn. Sein Grab ist mit kleinen Säulen, Figuren und Malereien verziert.

Im alten Alemannien wurde die Kunst ebenfalls schon frühe einheimisch. Chlodwig I. baute den Münster zu Straßburg, wie bereits erwähnt worden. Die Kirche war von Holz, aber mit steinernen Grundmauern, sie stand, wie die meisten christlichen Kirchen, von Abend gegen Morgen, um den Uebergang aus der Finsterniß

in das Licht anzuzeigen, und hatte sechs Thore, drei für die Priester, an der Morgenseite, und drei an der Abendseite für die Layen. Die große Pforte, in der Mitte der Westseite, führte in eine Vorhalle für die Büßenden. Die Kirche war in drei Theile getheilt; in der Mitte das Schiff, wo getauft und gepredigt wurde; an den beiden Seitenthüren, die in den Chor führten, standen Altäre. Zu beiden Seiten des Schiffs waren die abgesonderten Plätze für beide Geschlechter.

Aus dem siebenten Jahrhundert haben sich, im Elsasse, noch einige Denkmäler aus der Zeit des rauhen Herzogs Athalrich erhalten. Er war der Vater der heiligen Odilie, die er bei ihrer Geburt verstieß, weil sie blind zur Welt kam. Der Legende zufolge erhielt sie das Augenlicht bei der Taufe und wurde die Stifterin von Hohenburg und Niedermünster. Als Aebtissin von Hohenburg baute sie die dortige Kreuzkapelle, die noch vorhanden ist. Die Gewölbe ruhen auf einer, mitten in der Kapelle stehenden, niedrigen Säule. Das viereckigte plumpe Kapitäl ist mit Kleeblättern und Masken verziert. An dem Säulenfuß sind Menschenhände ausgehauen, die sie zu tragen scheinen. Der Sarkophag Athalrichs und seiner Gattin Bereswinde hat nichts merkwürdiges als die halb zirkelförmigen Bogen, wie sie im Zeitalter der Karolinger üblich waren.

Nach Augsburg kamen die Architektur, Bildnerei und Ma-

lerei ebenfalls erst mit dem Christenthume. Die Domkirche wurde wahrscheinlich im Anfange des achten Jahrhunderts zum erstenmale gebaut, und zwar auf dem Platz, wo zur Zeit der Römerherrschaft der Markt gewesen und das Kapitol gestanden. Die Kapelle der heiligen Afra über ihrem Grabe wurde von den Hunnen verbrannt. Die Malerei wurde auch hier zuerst in Klöstern geübt.

In Trier und den rheinischen Städten, welche zu den ältesten des teutschen Landes gehören, mußte auch die Kultur früher Wurzeln schlagen. Trier war schon der Sitz vieler römischen Kaiser, welche diese Stadt mit Pallästen, Tempeln, Bädern, einem Amphitheater, einer Wasserleitung ꝛc. verschönerten. Die Kirchen, welche Constantin der Große daselbst erbaute, wurden zwar von den Vandalen, Alanen und Sweifen zerstört, aber die fränkischen Könige ließen wieder eine Pfalz aufführen, und bereits im sechsten Jahrhundert ließ der Bischof zu Trier Künstler aus Italien dahin kommen, um das Schloß Bischofsstein zu erbauen, welches überaus prächtig war, und einen Hof von Marmorsäulen hatte. Noch herrlicher prangte St. Peters-Münster, zu dessen Schmuck die Kostbarkeiten aus den Gemächern der Kaiserin Helena von Constantinopel hergebracht wurden. Besonders waren die schönsten Basreliefs darunter. Schon die Betrachtung solcher Werke mußte den Sinn für Kunst erwecken, und das Talent zu Versuchen reitzen.

In Worms hatte Karl der Große eine Pfalz. Die St. Johanniskirche, welche mit großen Werkstücken erbaut ist, zwölf Schuh dicke Mauern und oben einen Umgang mit kleinen Säulen hat, mag, zum Theil wenigstens, aus dieser Zeit herstammen.

Kölln, eine der ältesten Städte Germaniens, ist auch als eine der ersten Pflegerinnen teutscher Kunst anzusehen. Die fränkischen Könige erbauten sich hier einen Sitz; es wurde, zu ihrer Zeit, eine Stiftschule hier errichtet, in welcher selbst Söhne der Fürsten Unterricht erhielten. Als Karl der Große aus Italien Künstler und Kunstwerke an den Rhein brachte, sah man in Kölln bald die Blüthe eines neuen, schönen Lebens hervorbrechen. Meister aller Art übten da ihre Kunst, aber alles, was sie hervorbrachten, ist zerstört worden durch Zeit und Menschen. Noch steht aber, unter andern, die Kirche der heiligen Jungfrau mit der Bildsäule der Stifterin Plektrud, Gemahlin Pipins von Heristall. Unter dem Chor dieser Kirche sind noch Ueberreste von Freskogemälden. Vom uralten Dom ist noch ein Kreuzgang aus Karls des Großen Zeit vorhanden. Die griechischen Architekten und Maler, welche an den Rhein kamen, schienen sich meist in Kölln niedergelassen zu haben, und von da mag denn auch wohl der byzantinische Styl ausgegangen seyn, den man in so vielen Kirchen und Bildwerken wahrnimmt, und als Vorläufer der teutschen Kunst betrachten muß. Schöne Ueberreste davon sind die Tempel

des heiligen Kunibert und des heiligen Gereon in dieser alten Römerstadt. In dem letzten steigt die Vorkirche, gleich einem griechischen Tempel, in einem räumigen Zehneck empor, das rings mit Säulen eingefaßt ist, die bis in die Kuppel steigen. Sie sind mit dem schönsten Lazurblau gefärbt, und mit breiten Goldbändern bis zu den Gesimsen umwunden. Aus diesen laufen die lazurblauen Rippen des Gewölbes, in der Mitte desselben, in eine leuchtende Sonne zusammen. Rings sieht man Wülste und Rippen mit goldenen Lorberranken umwunden, alle mit goldenen Sternen besetzt; die Decke selbst ist mit Sternen besäet, und stellt das strahlende Gewölbe des Himmels vor. Auf acht Seiten des Zehnecks wird das Ganze durch große, zirkelrunde Fenster, mit rubinrothen Sternen in der Mitte, beleuchtet, und die Fenster umgibt wieder ein Kranz von farbigen Sternen. Die Gereonskirche wurde ursprünglich von der heiligen Helena erbaut, aber im eilften Jahrhundert mit einem zweiten Theile versehen. Die Marienkirche stifteten Pipin und Plektrud. Es finden sich in diesen Gebäuden auch Holzbilder aus jener frühern Zeit, zwar in der Form allen ersten Werken der Sculptur ähnlich, aber von kunstreicher Arbeit und glänzender Farbenpracht.

Auch in Hessen, wo Bonifaz und der heilige Goar das Christenthum verbreiteten, wurden damals schon Kirchen errichtet, und mit Bildwerken, Malereien und anderen Verzierungen geschmückt.

Die Religion war es eigentlich, welcher die teutsche Kunst ihre Entstehung und Ausbreitung verdankte. Alles Schöne wurde ihrem Dienste geweiht und ihrer Verherrlichung. Die Reichen gaben ihre Edelsteine, ihr Gold und Silber dazu; Königstöchter stickten Kirchengewänder, und Baumeister, Bildhauer, Maler, Goldarbeiter ꝛc. übten ihre Kunst mit einer frommen Begeisterung. Es war hier weniger um die Form zu thun, als um den Begriff. Fast alle Kunstwerke wurden dadurch öffentlich — sie waren bestimmt, auf das Volk zu wirken, und das Gemüth gleichsam von der Erde zu erheben.

Vom teutschen Handel unter Karl dem Großen.

Obgleich Karl der Große durch Anlegung von Straßen und Brücken, durch Minderung und Beschränkung der Zölle und durch andere Einrichtungen den innern Handel seines Reichs zu befördern suchte, so blieb dieser doch noch in seiner Kindheit, und die Messen waren nicht viel mehr als Jahrmärkte. Karl ertheilte den Kaufleuten, ausser

andern Vergünstigungen, eigene kaiserliche Schutzbriefe, wodurch nicht nur ihre Personen bey den damaligen Befehdungen gesichert wurden, sondern sie auch von ordentlichen Gerichten befreit waren, und blos die kaiserlichen Kommissarien als ihre Richter zu erkennen hatten.

Die fränkischen Könige waren die ersten, welche Goldmünzen, mit ihren Bildnissen, ausprägen ließen. Die Münzstätten waren anfänglich blos am königlichen Hoflager. Wer etwas kaufen wollte, der trug sein Gold und Silber dahin, und ließ so viel ausprägen, als er nöthig hatte. Die Unbequemlichkeiten, die daraus im Handel und Wandel entstanden, gaben nachher Veranlassung, an jedem Orte, wo Jahrmärkte gehalten wurden, auch Münzstätten zu errichten. Man war schon sehr aufmerksam auf den innern Gehalt der Münzen, und warf sie, um denselben zu erproben, in einen hohlen Schild. Zur Zeit Karls des Großen gingen $^{20}/_{22}$ Solidi oder Schillinge auf ein Pfund von zwölf Unzen römischen Gewichts, oder 24 Loth, welche 6912 Gran fein hielten. Die Goldschillinge galten 40 Pfund und das Verhältniß zum Silber war 1 zu 12. Zwölf Denarien oder Pfennige machten einen Schilling, und 10 derselben ein Loth fein Silber. Für einen solchen Pfennig kaufte man fünfzehn Stücke zweipfündiger Roggenbrote. Indeß entstanden sehr oft Mißwachs und Theurung. Die letzte wurde nicht selten durch wuchernde Kaufleute vermehrt, weßwegen Karl im Jahr 805 eine Fruchtsperre in allen

seinen Staaten anlegte, und alle Ausfuhr des Getreides verbot. Sonst war blos untersagt, Lanzen, Schilder, Harnische, überhaupt alle Art Waffen und Sklaven ins Ausland zu verkaufen. Es gab auch eine Kleidertaxe, nach welcher ein gutes, doppeltes Oberkleid 20 Schillinge kostete, ein einfaches die Hälfte, und ein mit Marder- und Luchsfellen gefütterter Rock 30 Schillinge.

Maas und Gewicht waren meist römisch; das fränkische wich jedoch davon ab. Karl der Große bemühte sich, eine Gleichförmigkeit hierin einzuführen, konnte aber seine Absicht nicht ganz erreichen.

Den Kaufleuten in den teutschen Seestädten verlieh er den Schutz des heiligen Peters, theils um sie dadurch des Gottesfriedens theilhaftig zu machen, theils weil er Vogt des heiligen Peters war, und sie dadurch in seine unmittelbare Mundbürde kamen. Schon in der vorchristlichen Zeit hatten sich alle Personen, die zwar frei von Geburt waren, aber weder Wehrgut genossen, noch die Geschlechtsmünde besaßen, unter den Schutz einer teutschen Gottheit begeben. Dieser sogenannte Gottesschutz oder Gottesfriede ging nachher auf das Christenthum über. Zwar mußten die alten Teutschen, bei der Taufe, der Teufelsgilde, wie man diese abgöttische Schutzgenossenschaft nannte, entsagen, indeß trat bald die Schirmgerechtigkeit der Apostel und Heiligen an deren Stelle. Es gab aber einen allgemeinen Gottesfrieden, oder eine sichtbare göttliche Obhut, und einen besondern

Schutz der heiligen Jungfrau, des heiligen Peters, Kilians, u. s. w. Beide sicherten die Kaufleute auf Handelsreisen gegen Raub und Gewaltthat.

Bardewik war die Hauptniederlage des teutschen Handels. Von da legte Karl einen Weg an nach den südlichen Ländern Europens. Die Straße zog über Magdeburg, Forchheim, Bamberg oder Kalmünz nach Baiern. Hier wurden die Waaren auf die Vils und Nab gebracht, und über Regensburg und Passau — zum Theil rechts nach Ebersburg und Mautern, zum Theil links nach Krems und weiter nach Mähren, Pannonien oder Kärnthen fortgeschafft.

Die fremden Kaufleute, welche zuerst Teutschland besuchten, waren Gallier und Römer. Ein Franke, Samo mit Namen, errichtete im Jahr 623, mit einigen seiner Landsleute, eine Gesellschaft zu Führung des slavischen Handels. Er muß ein unternehmender Mann gewesen seyn, weil ihn die Slaven zu ihrem Könige machten, dagegen aber seine Handelsgenossen erschlugen und rein ausplünderten. Noch zur Zeit Karls des Großen waren Bardewik, Magdeburg, Erfurt, Hallostatt (Halberstadt, Altstadt oder Halle) Forchheim, Bamberg, Regensburg und Lorsch zum Umtausche der Waaren mit den Slaven bestimmt. Diese Einrichtung hatte wohl zunächst einen politischen Zweck. Man wollte dadurch ohne Zweifel dem Verkauf von Waffen an Fremde vorbeugen, und diese zugleich hindern, das

Innere des Landes auszukunden. Auch wurden, auf solche Weise, die heimischen Kaufleute mehr gesichert. Daher wurden solche Orte zu Handelsplätzen gewählt, die mehr an der fränkischen Reichsgränze lagen. Lorsch war der Markt für den ungarischen Handel, Forchheim für den friesischen, Regensburg für den mährischen, die übrigen aber für den Verkehr mit den slavischen Stämmen, die an der Saale, Elbe, Oder und Ostsee herum wohnten. Diese Plätze waren wohl verwahrt, um die Kaufmannsgüter gegen Ueberfälle der raublustigen Nachbarn zu sichern.

Um 710 besuchten sächsische Kaufleute, in großer Zahl, die damals berühmte Messe zu St. Denis in Frankreich. Man reiste bei solcher Gelegenheit in Karawanen und stark bewaffnet. Manche trieben auch Handel und Seeräuberei zugleich. Die Ausbreitung des Christenthums wurde durch jenen sehr befördert, denn nicht nur im Morgenlande waren die europäischen Pilgrime zugleich Kaufleute, sondern auch in den Abendländern zogen, in ihrer Gesellschaft, Missionäre, die in den entferntesten Ländern predigten, und Gemeinden stifteten. Auf diese Weise wurde das Christenthum in Liefland, Kurland und andern Nordländern bekannt gemacht.

Die Normänner, worunter alle Anwohner der Ostsee und darum auch die Sachsen begriffen wurden, besuchten, neben den Isländern, schon lange mit ihren Kauffahrteischiffen die Häfen von

London und Dublin, und brachten aus Brittannien viele Kreide nach Teutschland. Dieser auswärtige Handel wurde von freigebornen und edlen Geschlechtern getrieben, und war so wenig verächtlich, daß er vielmehr zu Ansehen und Ehrenämtern beförderte. Nur den innern und Kleinhandel achteten die Teutschen gering, und überließen ihn, so bedeutend er seyn mochte, den Freigelassenen, den Juden und den Lombarden.

Von den Slaven.

Die Slaven, ein friedliches Volk, mehr dem Ackerbau hold als dem Kriege, wohnten anfangs um die Weichsel, breiteten sich aber, nach der großen Völkerwanderung, immer mehr gen Westen aus, und kamen zuletzt bis an die Elbe. Im neunten Jahrhundert hatten sie schon die ganze teutsche Küste am baltischen Meere besetzt. Sie wurden mit den Esthen, welcher Name allen südöstlichen Anwohnern

der Ostsee, Gothen und Wenden, zukam, für einerlei Volk gehalten, und die Preußen, die auch beständig in ihrer Nachbarschaft blieben, wurden Brüder derselben genannt.

Früh beschäftigten sich die Wenden mit dem Bergbau; sie besaßen viele Eisenwerke, schlugen Münzen, und verfertigten eine Menge Leinwand, womit sie anfangs auf ihren Märkten die Zahlungen leisteten. Von ihrer Geschicklichkeit in der Bildnerei und Gießkunst zeugen die noch vorhandenen Götzenbilder, und selbst alte Schriftsteller sprechen mit Lob davon. Die ersten mit Eisen beschlagenen Räder wurden von ihnen in Böhmen verfertigt. Von ihren Malereien wird erzählt, weder Schnee noch Regen hätten die Farben davon verlöschen können. In ihren Tempeln wurde ein großer Schatz von goldenen und silbernen Schüsseln, künstlich eingefaßten Urhörnern, Schwertern, Dolchen und andern Geräthen aufbewahrt, die als Opfer dahin gekommen waren. Ihr Handel war höchst bedeutend, denn ein Theil der levantischen Waaren nahm, von Konstantinopel und Kiow, den Weg zu ihnen, und wurde erst von da weiter in die westlichen Länder Europa's verführt. Sie hatten, an verschiedenen Orten, große Märkte, die schon im Frühlinge besucht und erst im Herbste wieder verlassen wurden. Es wurden da, unter anderm, auch Sklaven in großer Anzahl verkauft. In Mecklenburg standen bisweilen, von einer einzigen Nation, sieben hundert solcher Unglücklichen feil.

Die Slaven waren so emsig und betriebsam, daß sie jeden Boden, den sie bewohnten, zu blühenden Aeckern und Gärten umschufen. Zugleich herrschte bei ihnen große Ueppigkeit im Essen und Trinken, und bei ihren Gastgeboten wurde nicht nur eine große Menge Gerichte aufgetragen, sondern auch die leere Schüssel sogleich wieder durch eine volle ersetzt.

Die Sorben besaßen die Salzquellen zu Hall, wo ihre Abkömmlinge, die Halloren, sich noch jetzt mit dem Salzsieden beschäftigen. Auch die Salinen in Lüneburg wurden von Slaven bearbeitet, und in Pommern verfertigten sie viele wollene Tücher nebst Leinwand. Sie hatten große Vorräthe von Meth, Bier und Waid. Später erlernten sie von den Dänen die Seeräuberei, und brachten es darin bald so weit, daß sie ihren Lehrmeistern selbst furchtbar wurden.

Wie bei allen Anwohnern der Ostsee, so war auch bei ihnen der Fischfang eine Hauptbeschäftigung, und im November kamen bei Rügen eine Menge Kauffahrteischiffe zum Häringsfange zusammen. Es wurden besonders viele Wallfische, Wallroße und Häringe gefangen. Bei ihrem Handel kamen sie oft in die entferntesten Weltgegenden.

Von den Städten und Seeplätzen der Slaven.

Die Slaven gründeten früher, als die Germanen, feste Wohnsitze, und bauten gleich nach ihrer Einwanderung in Teutschland Städte und ummauerte Handelsplätze. In den alten Zeitbüchern wird schon beim Jahr 789 der slavischen Stadt Dragawite über der Elbe, und der Stadt Rerich oder Meklenburg am baltischen Meere erwähnt. Aus Rethra, welches später geschleift wurde, soll Stargard entstanden seyn. Lübeck, zur Zeit Karls des Großen vom Könige Liuby erbaut, wurde, nach der Zerstörung von Bardewik, die größte Handelsstadt in Teutschland. Aber das Haupt aller slavischen Handelsstädte und der allgemeine Stapel der umwohnenden Völker an der Ostsee war Winetha, auch Jumne oder Jumetha genannt. Sie lag auf der Insel Usedom, unfern Rügen, an der Ostsee. Noch im neunten Jahrhundert war sie die größte Stadt in Europa, und selbst Griechen wohnten da. Die Einwohner übten die Gastfreiheit ungemein, und man fand bei ihnen die Erzeugnisse aller Länder, denn sie erhielten

ihre Waaren aus Indien, Asien, Griechenland, u. s. w. und verschickten die europäischen und nordischen Produkte an die Sarmaten, Russen, Liven, Kuren, Letten, Esthen, ja bis an die kaspische See, zu den Serern, Bactrern, ja sogar zu den Persern, Indiern und Chinesen. Winetha, manchmal auch Jomsburg und Seeburg genannt, hatte damals einen ungeheuern Umfang. In der Mitte lag der Hafen, welcher dreihundert große Schiffe fassen konnte.

Schon um das Jahr 811 hatte diese reiche Stadt das Unglück, daß sie von Dänen und Schweden überfallen, und ihrer Reichthümer zum Theil beraubt wurde. Noch Schlimmeres widerfuhr ihr später, durch König Magnus von Dänemark, bis sie zuletzt, durch einen fürchterlichen Erdfall, ganz von der Oberfläche der Erde weggenommen wurde. Doch sah noch, vor einigen hundert Jahren, der Bürgermeister von Treptow, bei der Ebbe, einen Theil ihrer Häuser und Mauern, den die Wasser bedeckten, und der im Umfang die heutige Stadt Lübeck übertroffen haben soll.

Von den Preußen.

Noch zur Zeit des Tacitus trieben die Esthen mit ihrem Bernsteine Handel. Dieser verminderte sich jedoch in der Folge, und in Italien und Griechenland wurde der indische und arabische Bernstein dem teutschen vorgezogen. Dieser fand aber jetzt einen Weg in die asiatischen Länder, wo er unter dem Namen des westlichen Ambra bekannt war.

Die heidnischen Preußen, nach ihrer Einwanderung an die Ufer der Ostsee, handelten, neben dem Bernstein, auch mit Zobeln und Mardern, die sie meist auf die Insel Birka an der schwedischen Küste lieferten. Zugleich hatten sie großen Verkehr mit den benachbarten Slaven, besonders aber mit den Russen, denen sie auch Sklaven verkauften. Der Chronist Adam von Bremen berichtet, sie hätten besonders gern, von fremden Kaufleuten, schöne Jünglinge und Mädchen erhandelt, um sie ihren Götzen zu opfern. Auf ihren Grenzen waren sehr große Sklavenmärkte, und es strömten dahin

viele Menschen, selbst aus Spanien und Griechenland. Die Kuren, welche damals einen Theil des Landes bewohnten, besaßen viel Gold und die besten Pferde.

Die Stadt Hela war der Haupthafen für alle Schiffe, die aus der Nordsee ins baltische Meer und nach Preußen zu schiffen pflegten. Eine phönizische Colonie hatte sich da niedergelassen. Bei der Schifffahrt von Schleswig aus nach Preußen, die zum Abholen der levantischen Waaren angestellt wurde, war Druso der letzte Handelsplatz. Zu Kulm befanden sich griechische Kaufleute, welche die Versendungen nach Kiow besorgten.

Der zweite Handelsplatz war Danzig, von seinen gothischen Erbauern zuerst Asagard genannt, nachher Gothenschanz und manchmal auch Hermionia.

Durch Seeräubereien von Dänen, Schweden und Normännern wurde das preußische Küstenland vielfach beunruhigt, jedoch fügten diese dem Handel keine so großen Nachtheile zu, als man wohl glauben sollte. Man konnte sich von diesen Räubern Schutz und Sicherheit erkaufen. Sie gaben ein bewaffnetes Geleite, und trieben, neben der Kaperei, auch noch Handel. Das Christenthum wirkte auch hier wohlthätig. Sobald die neue Lehre sich im Norden verbreitet hatte, entstanden einzelne Bünde zur Beschirmung friedlicher Seefahrer und zur Bekämpfung der Seeräuber.

Karl der Große soll mehreren Kaufleuten befohlen haben, sich am Meere oder an schiffbaren Strömen niederzulassen. „Da weiset sie der König", sagt die Chronik, „an die schiffreichen Wasser, daß sie allda feste Städte baueten, mit Mauern und mit Weichhäusern." Ein Weichhaus ist ein Thurm, eine Warte, eine kleine Befestigung. Durch Ummauerung eines Orts erhielt derselbe Stadtrecht, woher das Sprichwort entstand: Bürger und Baure scheidet nichts, wenn (als) de Maure.

Der Hauptzug des Handels ging, aus den obengenannten Häfen, seit dem achten Jahrhundert an die preußische Küste. Es kamen zu dieser Fahrt alle Schiffe aus den westlichen und südlichen Ländern Europas in Schleswig zusammen, und segelten zuerst, nachdem sie Bornholm berührt hatten, nach Winetha, und von da aus entweder aufwärts nach Ostragarrd und bis Kiow, oder nach Birka in Schweden, oder unmittelbar nach Griechenland. Ein Landweg führte von Hamburg oder vom Ausflusse der Elbe an in sieben Tagen nach Winetha, von wo aus die Fahrt zu Wasser fortgesetzt wurde. Winetha, am Ausflusse der Oder, war der Hauptstapel aller Waaren, die sowohl aus Griechenland nach Norden und Westen gingen, als aus diesen Gegenden kamen. Darum fanden sich Kaufleute aus allen Nationen, selbst aus Griechenland, in ihren Mauern.

Der zweite Haupthafen war Schleswig. Zuerst gelangte man

auf die Insel Bornholm, darauf nach Jomsburg, endlich an die preußische Küste, und von da ging der Weg nach Kiow und zuletzt bis nach Griechenland.

Ein Handelsweg führte auch nach dem weißen Meere.

Vom Landbau unter Karl dem Großen.

Es ist schon oben im Allgemeinen erzählt worden, wie sehr sich Karl die Kultur des Landes angelegen seyn ließ. Jetzt wollen wir noch Einiges von den Einrichtungen im Einzelnen anmerken. Noch immer waren nur die Freien Landeigner, die Dienstleute aber bloße Besitzer, entweder auf lebenslang, oder so lang der Herr wollte. Jeder Eigner konnte Land und Leute verkaufen, verschenken oder vertauschen.

Die alte Eintheilung in hundert Wohnungen, die ein Dorf bildeten, hatte sich längst etwas abgeändert. Die Wohnungen waren verloost worden, um das Eigenthum zu bestimmen, allein diese Loose

wurden nun bald größer, bald kleiner. Eine Reihe solcher Loose machte ein Dorf oder einen Weiler, der jedoch nicht immer einem einzigen Herrn gehörte, sondern mehrere Landeigner zugleich haben konnte. Solche Weiler oder Dörfer bestanden aus Höfen, die in einiger Entfernung von einander lagen. Die Höfe waren befriedigt, das heißt, mit einer Mauer, oder einem Zaune eingefaßt. Auch die Gebäude waren verschlossen, besonders die Arbeitshäuser, damit niemand gestört wurde. Karl befahl ausserdem, daß auf allen seinen Höfen beständig Feuer und Wache seyn sollte.

Die Landgüter, es mochten nun ganze Weiler oder einzelne Höfe seyn, waren entweder Lehn- oder Erbgut; Karl ließ durch Abgeordnete nachsehen, wie die Lehngüter bewirthschaftet wurden.

Sein Eigenthum besaß der Teutsche unbeschränkt, und ihm gehörte alles, was sich, im Umkreise desselben, ober oder unter der Erde befand. Erze, Salze, u. s. w. waren ein Zubehör des Guts, auch selbst wenn es ein Lehen war.

Da die Zahl der Eigenen nicht zureichte, alles Land zu bebauen, so wurde auch welches an Freigeborne ausgetheilt, welche dafür gemessene Dienste verrichteten und bestimmte Abgaben erlegten.

Im neunten Jahrhundert scheint sich die Berechnung der Ländereien nach Morgen zu verlieren, und dafür die nach Jochen oder Gespannen gangbarer zu werden.

Man fing an steinern zu bauen, zumal die Herrenhäuser. In einem solchen traf man gewöhnlich zwei bis drei Stuben, eine Anzahl Arbeitskammern, ein Speisegewölbe oder Keller. Das ganze Haus war mit Söllern umgeben, und hatte einen oder mehrere bedeckte Gänge.

Die Wirthschaftsgebäude bestanden aus einem Schuppen, für ungedroschenes Getreide und Heu, aus Ställen, Küchen, Backhäusern und Speichern. Dazu kam ein Kelterhaus, ein Kellerhaus, ein Arbeitshaus und ein Frauenhaus. Den Werth dieser Gebäude lernt man einigermaßen aus einer Urkunde von 895 kennen, wo ein eingerichtetes Herrenhaus 12 Schillinge, eine Scheune aber 5 Schillinge angeschlagen ward.

Auf den Gütern gab es mehrere Wirthschaftsbeamte. Der oberste derselben hieß, auf den kaiserlichen Kammergütern, Richter, und ihm war ein Verweser beigeordnet, der, erforderlichen Falls, seine Stelle vertrat. Der Richter übte die Rechtspflege, und hatte das Symbol der höhern Gerichtsbarkeit, die Grafen aber nur das der niedrigern.

Auf den kleinen Gütern wurde der Beamte Villikus genannt. Jene, wie diese, waren, ohne Zweifel, freie Leute, was auf den Gütern anderer Landeigner mit den Vorstehern nicht immer der Fall war.

Die Unterbeamten oder Ministerialen auf des Kaisers Gütern werden unter folgenden Benennungen aufgeführt:

Maier, die aus minder bemittelten Leuten gewählt wurden; Förster; Kohlenhüter; Kellermeister; Vögte; Jäger; Falkner.

Die Maier waren vorzüglich über Feld- und Wiesenarbeiten gesetzt. Die Oberbeamten mußten die kaiserliche Tafel aus ihren Wirthschaften besorgen, und eine dreifache Rechnung führen. Zu Weihnachten wurden alle Vorräthe aufgenommen.

In den Wirthschaften der Privatpersonen hieß der Oberbeamte Villikus, im teutschen Maier. Er war leibeigen, hatte aber große Gewalt auf den Gütern, und so strebten die meisten derselben nach Freiheit, die ihnen auch häufig, vorzüglich auf den Gütern der Geistlichen, zu Theil ward. Hier wußten sie sich denn auch bald zu Herren zu machen, und sahen die Geistlichen zuletzt als ihre Bepfründete an.

Leibeigene erwarb man jetzt noch, wie früher, durch Geburt, Handel und Krieg. Mancher verkaufte sich auch selbst als eigen. Dieß thaten vornehmlich die Diebe, welche dadurch der Strafe entgingen, denn der Leibeigene gehörte nicht mehr dem Staate, sondern seinem Herrn, der ihn vertrat. Karl untersagte zwar diesen Mißbrauch, doch ließ er sich nicht ganz heben. Ueberdieß machte auch schon die Luft eigen, wie sie später, in den Städten, frei machte.

Wer kein freies Gut besaß, so wie der Fremde, der ins Land kam, mußte einen Herrn haben, und nahm er sich keinen, so fiel er dem Könige heim, der ihn zum Kammerknecht machte. Er konnte, als Handelswaare, einzeln verkauft werden, nur mußte der Verkäufer gewähren, daß er nicht einem andern geraubt oder entflohen, oder siech, sondern an Leib und Seele gesund sey. Karl machte eine Verordnung, nach welcher ihm, wenn er Hof hielt, angezeigt werden mußte, was in jedem Gau für neue Leute angekommen, woher sie wären, und ob sie einen Herrn hätten.

Noch hielt man häusliche und Feldverrichtungen für knechtische Arbeit. Selbst Künstler und Handwerker waren noch leibeigen. Auf den großen Höfen fanden sich Arbeitshäuser, wo sie beschäftigt wurden. Karl befahl jedem Beamten, in seinem Sprengel gute Künstler zu haben, vorzüglich Eisen-, Gold- und Silberschmiede, Büttner, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Seifensieder, Netzmacher, u. s. w. In Teutschland nannte man die Künstler Späher, wie damals auch jeder weise Mann genannt wurde.

Ausser diesen beisammen wohnenden Künstlern gab es auch welche, die auf besondern Grundstücken lebten, und ebenfalls leibeigen waren, wie jene. Sie arbeiteten für ihren Herrn, gleich den übrigen Angesiedelten, drei Tage in der Woche, die übrige Zeit aber für sich. Sie konnten verschenkt, vertauscht und verkauft werden. Man

hat sogar ein Beispiel, daß ein halber Schmied, das ist die Hälfte seiner Dienstleistung, vertauscht ward.

Der Herr mußte für des Knechtes Unterhalt sorgen. Dieß geschah dadurch, daß er ihm entweder eine Nahrung gab, oder ihn auf dem Hofe behielt. So entstanden behauste und unbehauste Knechte.

Ausser den Eigenen, deren wir bis jetzt gedacht, gab es auch noch Kolonen, die einige Vorzüge besaßen vor jenen. Ihr Zustand war indessen verschieden, denn einige entrichteten blos Abgaben, andere thaten Dienste. Selbst Freie konnten als Kolonen auf ein Grundstück gesetzt werden, und dieß geschah um so häufiger, je mehr sich das Grundeigenthum vermehrte.

Eine andere Art Dienstleute hieß Barschalk, welches so viel als Freiknecht bedeutet.

Was die Leibeigenen zu verrichten hatten, nannte man knechtische Arbeit oder Werk; für die Verrichtungen der Freien galt der Ausdruck: freier Dienst.

Der Tag des heiligen Martin scheint schon damals als allgemeiner Zinstag angenommen gewesen zu seyn.

Der Zustand der Eigenen hatte sich unter Karls Regierung weder sehr verbessert noch sehr verschlimmert. Nur wurden sie immer mehr zu dem Boden gerechnet, den sie bauten, daher der Ausdruck

kam: zur Scholle gehörig. Bei Vergabungen von Grundstücken und Leuten an Kirchen und Klöster wurden die Dienste oft ausdrücklich von dem Uebergeber gemäßigt.

Auch der Zustand der Freigelassenen blieb der Alte. Man nannte sie Pfennigmenschen, weil sie bei ihrer Freilassung einen Pfennig in die Hand bekamen, den der Freilasser herausschlug. Nach dem Gesetze sollten sie als frei und aus edlem Geblüte entsprossen angesehen werden, allein man achtete ihrer wenig, und sie konnten erst von ihren Verwandten im dritten Grade beerbt werden.

Wessen Freiheit bezweifelt wurde, der mußte sie bewähren. Doch galt bei der Dienstbarkeit auch Verjährung, allein dazu gehörte eine lange Zeit. Nach den westgothischen Gesetzen waren dazu fünfzig Jahre erforderlich.

Wenn der Vater oder die Mutter leibeigen war, so folgten die Kinder der ärgern Hand, das heißt, sie wurden als geborne Leibeigene betrachtet, doch galt hiebei ein Unterschied. War die Mutter der freie Theil, so wurden die Kinder nicht eigentliche Knechte, sondern hatten blos gewisse Dienste zu leisten; war hingegen der Vater ein Freier und die Mutter eine Eigene, so geriethen sie in die Knechtschaft. Der Freie mußte daher bei seiner Verheirathung sehr vorsichtig seyn, damit nicht die vermeinte Freie nachher noch in Anspruch genommen wurde. So geschah es einst einem Freien, daß sein Weib

vom Kloster St. Gallen als Eigene zurückgefordert ward. Er trat nun an das Kloster eine Hufe Rodland ab, um seine beiden Kinder zu lösen, die dann auf dem Grundstücke wirthschaften, jährlich einen Schilling abgeben und vier Tage in der Ernte oder Heuet Dienste leisten sollten. So wurden diese Kinder aus Knechten zu Kolonen.

Von der Art das Feld zu bauen.

Man baute Winter- und Sommerfrüchte, hatte Brache, und düngte den Boden fleißig, zum Theil mit Mergel. Karl befahl, zur Saat das beste Getreide zu nehmen, es wurde daher auf dem Schüttboden ausgesondert.

Zur Ackerarbeit bediente man sich meist der Ochsen und Kühe, seltner der Pferde. Esel wurden wenig gebraucht. Das Zugvieh hatte Friede bei Königsbann.

Der Pflug bestand aus drei Haupttheilen, die noch jetzt an den meisten Orten den alten Namen haben; das Sech, das Schaar und die Rüstern, womit der Pflug geleitet wurde.

Das Getreide reinigte man in der Scheune, und der Abgang hieß Spriur (Spreu).

Auf den Feldbau wirkte, in dieser Zeit, der Aberglaube sehr nachtheilig. Man war von der Zauberei völlig überzeugt, und selbst Karl der Große befahl seinen Beamten, darauf zu achten, daß sich unter den Leibeigenen keine Zauberer befänden. Es war gemeiner Glaube, diese Leute könnten den Saamen in der Erde fest bannen, damit er nicht aufgehe, sie könnten Stürme, Frost, Hagelschlag und andere unholde Erscheinungen hervorbringen. Besonders hielt man Gewitter und Schloßen für die Wirkungen böser Luftschiffer, die man Wettermacher nannte. Aus dem Nebellande Magonia zogen die Luftschiffer in finstern Wolken heran, zerschlugen die Früchte, und luden sie dann auf. Im Jahr 805 befahl Karl der Große, solche Wettermacher überall einzufangen, sie von der Geistlichkeit unterrichten zu lassen, und festzuhalten, bis sie Besserung gelobten.

Betrüger nützten diesen Aberglauben; sie gaben sich den Schein, als könnten sie die Wirkungen solcher Zauberer vereiteln, und wurden daher Vertheidiger genannt. Man gab ihnen für ihre Bemühung ein Gewisses vom Ertrag der Felder.

Der Schaden, der am Getreide und andern Pflanzen von kleinen Insekten gemacht wird, und bei uns Mehlthau heißt, führte auch damals schon diesen Namen, der sich fast bei allen teutonischen Stämmen findet, und von einer uralten Mythe entstanden seyn mag. Nach dieser reitet die Nacht alle Morgen ihrem Sohne, dem Tage vor, und vom Gebisse ihrer Rosse träufelt der Schaum zur Erde herab. Dieser Thau wurde Meldropum genannt.

Die Mühlen blieben noch immer herrschaftlich, doch wurden die Knechte auf Abgaben an Mastschweinen und an Getreide gesetzt. Karl, der auf das Kleinste in der Wirthschaft aufmerksam war, scheint auch schon bestimmt zu haben, wie viel Mehl von einem bestimmten Maaß Getreides gefordert werden könne. Auf seinen Mühlen mußten Hühner und Gänse gehalten werden, damit der Abgang nicht verloren wurde.

Es gab besondere Backhäuser. Im Kloster St. Gallen war ein Ofen, worin tausend Brote gebacken werden konnten. Die Leibeigenen bekamen gewöhnlich Haberbrot.

Von Handelsgewächsen wurden damals Röthe, Weid und Kardendisteln gepflanzt, besonders aber Hanf und Flachs in Menge.

Jeder Besitzer einer Nahrung konnte sein Bier selbst brauen, nur mußte er dem Landeigner eine Abgabe davon, an Bier oder Malz, entrichten. Das letzte wurde vermuthlich erst gefertigt, wenn

man dessen bedurfte. Malz wurde auch aus Haber gemacht. In St. Gallen war eine Darre, worauf hundert Malter Haber gedörrt wurden.

Der Weinbau mag unter Karl nicht so ganz unbedeutend gewesen seyn, denn nicht volle dreißig Jahre nach seinem Tode waren die Gegenden von Speier, Worms und Mainz schon wegen des Ueberflusses an Wein im Rufe. Sogar trifft man schon im neunten Jahrhunderte eingegangene Weinberge an, wie zu Handschuhsheim bei Heidelberg. Besonders häufig blühte der Weinstock am Rhein und Main. Die Arbeit in den Weinbergen nannte man sticken. Karl 'gebot ausdrücklich, die Trauben beim Keltern nicht mit den Füßen zu treten. In großen Wirthschaften hatte man eigene Kelterhäuser. Die Kelter hieß Trutta, wovon noch in Südteutschland die Benennungen — Trotte und Trotten üblich sind. Den Weinschank hatte die Herrschaft.

Man künstelte auch schon an den Weinen, und kochte sie mit Kräutern oder Honig, oder setzte die Flaschen an die Sonne. Karl hatte sogar befohlen, dergleichen Weinkünstler auf seinen Gütern zu halten. Aus Obst wurden gleichfalls Getränke verfertigt. Auch machte man Wein aus Brombeeren, u. d. gl. und Rosinen, indem man die Trauben abtrocknete oder dörrte.

Von Pferden und andern Hausthieren.

In kleinen Wirthschaften gab es wenig Pferde, theils weil keine Zucht da gehalten werden konnte, theils weil zu den Ackergeschäften Kühe gebraucht wurden. Höchstens hatte man einen Karrengaul. Dagegen erhoben sich die Stutereien, und Karl erließ darüber mehrere Verordnungen, und gab den Pferden Frieden unter Königsbann. Sie wurden durch Eigene besorgt, welche Marschale hießen, Speise und Trank vom Hof erhielten, und von allen übrigen Diensten befreit waren, nur nicht von Abgaben.

Die Stuterei wurde Stuot genannt. Es gab Lastpferde, Reit- oder Sattelpferde, Reitrosse zum Fahren, denn reiten hieß, in alter Zeit, fahren, Zelter, Zamire oder zugerittene Pferde, Parafrete oder Vorspannpferde, u. a. m.

Die Könige nahmen gern Pferde als Geschenke an, und wer welche gab, der schrieb seinen Namen darauf.

Mäuler oder Maulesel gab es einige auf Karls Gütern ꝛc. Man nannte sie Burdo.

Die Kühmelkereien hießen im Teutschen Schwaig. Es waren dergleichen auf allen königlichen Gütern. Von der Milch wurde Butter gemacht, die damals Schmeer hieß. Karl befahl, bei Verfertigung derselben auf Reinlichkeit zu sehen.

Da man den Unterthanen, wo es nur möglich war, Dienste und Abgaben auflud, so geschah es auch, daß man sie in einigen Gegenden nöthigte, herrschaftliche Kühe zu durchwintern.

Die Schweinszucht war so beträchtlich als in der frühern Zeit. Schweinefleisch blieb nun einmal eine Lieblingsspeise der Teutschen, und bei der reichlichen Buchen- und Eichenmast konnten diese Thiere trefflich gedeihen. Die Anzahl derselben auf Karls Gütern erscheint unverhältnißmäßig groß. Auf manchen fanden sich gegen vierhundert Stücke. Die Hauptsache dabei war die Eichelmast. Ein Wald wurde damals oft nach der Zahl von Schweinen geschätzt, die man darin halten konnte. Die Benennungen dafür waren Hutung und Waldmast.

Schweine dienten auch sehr häufig als Abgaben; das Fleisch wurde meist gesalzen und geräuchert.

Karl befahl auch die Schafzucht. Die Schafe wurden nach ihrem Alter eingetheilt und benannt. Wer auf einer Nahrung saß, mußte auch Abgaben an Schafen liefern.

Auch die Zucht von Ziegen hatte Karl zum Augenmerk, vor-

nehmlich um der Felle und Hörner Willen, die in so großem Werthe standen, daß der Kaiser seinen Verwaltern jährlich Rechnung darüber abforderte. Das Fleisch dieser Thiere wurde zum Theil ebenfalls geräuchert.

Das Federvieh theilte man in edles und gemeines. Unter jenes rechnete Karl Pfauen, Fasanen, Tauben, Rebhühner, Turteltauben, und wollte, daß sie auf allen seinen Gütern zur Zierde gehalten würden.

Unter gewöhnliches Federvieh gehörten Hühner und Gänse, die auf den kaiserlichen Mühlen gehalten werden mußten, so wie auf den Hauptgütern, wegen des Ausfalls bei Scheunen.

Hühner, Gänse und Eier waren unter den Abgaben der Leibeigenen. Vier Hühner und ein Malter Getreide hatten einerlei Preis.

Der Obstbau mußte noch nicht allgemein und ergiebig seyn, weil die Besitzer der freien sowohl als der leibeigenen Grundstücke mit Abgaben davon verschont blieben. Karl sorgte jedoch für Anpflanzungen von Fruchtbäumen, und empfahl sogar verschiedene Arten unter eigenen Benennungen. Man findet darunter Kastanien, Nüsse, Quitten, mehrere Arten von Kirschen, Pflaumen, Birnen und Aepfeln. Die letzten hießen Gormaringer, Geroldinger, Krewedellen, süße und herbe Speierlinge, ꝛc.

Unter den Bäumen, welche gepflanzt werden mußten, kommen

auch Ebereschen und Kiefern vor, die damals noch zu den Obstbäumen gezählt wurden.

Der Kaiser setzte überdieß ein langes Verzeichniß von Pflanzen auf, deren Anbau er seinen Wirthschaftsbeamten empfahl. Manche darunter konnten wohl schwerlich im Freien fortkommen, sondern mußten in Treibhäusern gezogen werden. Fast alle diese Pflanzen wurden in der Heilkunst gebraucht. Es mußten darum auch grüne und getrocknete Kräuter in die kaiserliche Pfalz geliefert werden, entweder zur Tafel, oder zum Gebrauch in ärztlichen Fällen.

Von den überflüssigen Wäldern wurde manches Stück um diese Zeit ausgerodet, und mancher wüste Platz urbar gemacht. Der Werth der Waldungen mußte noch sehr gering seyn, doch fingen sie an, einigen zu erhalten. So bekam, im neunten Jahrhundert, das Stift Freysing, einen ziemlichen Wald für ein Pferd.

An Bewirthschaftung der Forste war noch nicht zu denken. Man hieb ab zum Bauen und Brennen, wo es am bequemsten seyn mochte. Auch wurde von den Bäumen das Geleuchte gemacht. Man nahm gewöhnlich Kiefern dazu, und schnitt schmale Späne daraus, welche statt der Lichter dienten, wie noch jetzt in vielen Gebirgsgegenden. Diese Späne hießen Spelte, weil das Holz gespalten ward. Eine andere Art Geleuchte verschaffte man sich aus harzigen Bäumen, indem man den Kien derselben in kleine Stücke zerhackte,

auf dem Heerd, der sich in der Stube befand, anzündete, und so die nöthige Beleuchtung hervorbrachte. Diese Kienhölzer wurden Kachle genannt.

Die Wälder waren meist Gemeingut, und Holz durfte fällen, wer da wollte. Ohne Zweifel waren es die Landeigner, welche sich zuerst die Waldung an ihrer Gemarkung anmaßten, und davon so viel zu ihrem Felde schlugen, als ihnen gut deuchte. Nun entstanden Bannforste, in welchen zu holzen und zu jagen blos noch dem Besitzer erlaubt war, und somit mußte sich zugleich ein bis dahin unbekannter Unterschied zwischen Wald und Forst ergeben, und ein besonderes Waldrecht aufkommen.

Jeder Landeigner hatte die Jagd, und wer ein Stück Wild antraf, das ihm Schaden bringen mochte, der durfte es tödten. Karl verordnete, daß die Geistlichen nicht jagen, und sich des Herumschweifens mit Hunden, Falken und Sperbern enthalten sollten. Doch gestattete er einige Ausnahmen für ein paar Klöster, damit die Mönche aus den Fellen des Wildes Handschuhe machen und Bücher einbinden könnten.

BINDING SECT. JUN 1 5 1982

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
89
S3
1835

Schreiber, Aloys Wilhelm
Teutschland und die
Teutschen

78